This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

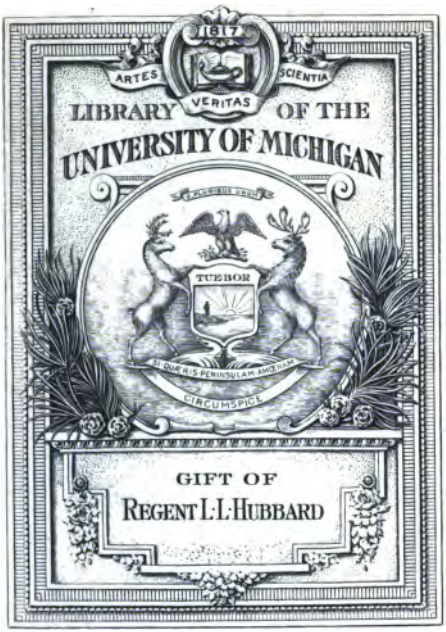
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 927,064

chw. IIc
1.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L·L·HUBBARD

838
H595d

Dieſſeits und jenſeits

des

Oceans.

Von

C. Henſinger,

Verfaſſer der europäiſchen Bilder ꝛc.

Verhältniſſe ſind die Vicebeherrſcher der Welt.
Bulwer.

Braunſchweig,

Verlag von G. Rademacher.

1846.

Gift
Regent L. L. Hubbard
12-15-30

Wenn wir uns die Zeit als einen Kreislauf denken, auf dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bloß eingebildete Abschnitte sind, so giebt es keinen Punkt auf demselben, der sich nicht im Uebergange in einem andern befindet, und wir können uns die Gegenwart nicht denken, ohne daß sie nicht schon zur Vergangenheit, nicht die Zukunft, ohne daß sie nicht schon zur Gegenwart geworden wäre.

Wenn diese Kreislinie nun ohne Unterbrechung ist, so muß die Zukunft eben so gut schon dagewesen sein als die Vergangenheit, und selbst die Gegenwart in dem Augenblick da wir sie denken. Wir brauchen aber den Begriff der Zeit nur in die Unendlichkeit der Ewigkeit zu fassen, so können wir gar nicht daran zweifeln, daß Alles was da ist schon dagewesen, daß folglich die Zukunft schon Vergangenheit

gewesen und wieder Gegenwart wird. Denn, wie unaussprechlich auch die Zahl der Atome sein mag, aus denen die Welt besteht, so ist sie doch begrenzt, und wie weit auch die Zahl ihrer möglichen Mischungen und Gestaltungen gehen mag, so hat doch auch sie ihre Grenze. Da nun die Ewigkeit ohne Anfang und ohne Ende ist, so muß nothwendig Alles was da ist, schon dagewesen sein und wiederkehren. Es giebt also weder Altes noch Neues. Jede Schilderung, gleichviel ob von Ländern oder Volkszuständen vor oder nach der französischen Revolution, oder von einzelnen alten oder neuen Menschen, die kurz vor, während und nach derselben gelebt haben und ein Blatt in der Geschichte verdienen, bleibt diesseits und jenseits der Meere stets in der Mode. Beiläufig gesagt, kann man sich nur darüber wundern, daß es noch Leute giebt, die an dem so allmächtigen Zauber übenden kleinen Wörtchen „renaissance!“ wodurch doch so manchen bisher noch schwebenden Uebelständen auf allen Partheien gleich schmeichelnde Weise abgeholfen wird, einigen Anstoß nehmen.

Inhalt.

Seite.

I. Aus einem Sommerleben. Im Harzgebirge, Hessen, Hannover und Bremen. 1

II. Acht Jahre aus dem Leben der Generalin Freifrau von Riedesel während ihrer Gefangenschaft und ihres spätern Aufenthaltes in Nordamerika. 163

III. König Ferdinand VII. und Don Raphael Riego bei ihrem ersten Zusammentreffen auf spanischem Boden nach der Rückkehr aus französischer Haft. 286

IV. Die Abtei Cong. Irisches Volksgemälde. Zur Beleuchtung des Jesuitismus in Großbritannien. 312

Ihr häuft Maschinen auf Maschinen — Ihr vermehrt die Gesammtheit des Reichthums; aber was wird aus der Arbeit die Ihr verdrängt? Eine Generation wird der nächsten geopfert. Ihr verbreitet Kenntnisse und die Welt scheint heller zu werden; aber Unzufriedenheit der Armuth tritt an die Stelle der mit ihrer Krume zufriedenen Unwissenheit. Jede Verbesserung, jeder Fortschritt in der Civilisation benachtheiligt die Einen um Andere zu nützen, und steigert entweder den Mangel des heutigen Tages oder bereitet die Revolution für Morgen vor.

Stephan Montague.

1.

Bilder aus einem Sommerleben.

Wanderung aus dem Harzgebirge durch Heſſen und Hannover nach Bremen.

Jedes Jahr bringt uns neue erfreuliche Anzeichen, daß Deutſchland allmälig anfängt, ſich gründlich von der chroniſchen Zergliederungskrankheit zu erholen, die ſchon ſeit Jahrhunderten unter dem Namen der „deutſchen Krankheit“ im Auslande gar wohl bekannt war. Was ſo lange durch Geſetze, Grenzen und Gebräuche der verſchiedenſten Art getrennt war, verkörpert ſich jetzt ganz aus ſich ſelbſt durch zunehmende Intelligenz, im ſteigenden Bewußtſein innerer Volkskraft zu einem feſten innigen Ganzen, das ſich fernher vom adriatiſchen Meere bis zur ſcandinaviſchen Halbinſel und weſtlich vom Elſaß bis zur Oder und Weichſel erſtreckt. Wer möchte noch ferner daran zweifeln, daß dieſer Körper vollkommen geeignet iſt, nicht allein jedem Anſtoße von außen, ſondern auch jedem innern Verſuche zur abermaligen Dißmembrirung, mit eben ſo viel Nachdruck als Ausſicht auf Erfolg zu begegnen.

Wohin der Blick fällt, begegnet das Auge überall Vereinen zum größeren Vereine, die alle emſig bemüht ſind, im con-

centrischen Streben für Himmel und Erde zu bauen, wo immer es Noth thut. Man darf um so mehr auf ein glückliches Resultat zählen, da man nicht mehr, wie bisher geschehen, darauf bedacht ist, den dritten Stand mit eitel Himmelskost abzuspeisen, sondern bei der Aufgabe, „wie Menschenwohl wahrhaft zu begründen," den Satz als wesentliches Lehrprincip aufgestellt hat, „daß zunächst der Körper und dann erst die Seele zu berücksichtigen sei, weil man aus langer Erfahrung gelernt hat, daß sich der Geist zum kräftigen Himmelsfluge nur aus einem kräftigen Körper entwickeln kann.

Auch dürfte wohl das im Lande Bleiben, so wie das allmälige Erlöschen der Sucht, im Auslande aufzusuchen, was man im Vaterlande lediglich aus aufgeerbter Blindheit vermißte — als erfreuliche Symptome zu betrachten sein, daß das Zehrfieber, an dem Deutschland so lange gelitten, vorüber, und daß ein Zeitabschnitt im Entstehen begriffen ist, ungleich wichtiger und viel nachhaltiger in seinen Folgen als die Jahre 1813 und 1814, die der damalige Enthusiasmus, welcher alle Stände dermaßen mystificirte, daß sie vor lauter Jubeln und Beten nicht zum Nachdenken kommen konnten — für das non plus ultra der deutschen Glorie zu halten geneigt waren.

Es kann dem Vaterlandsfreunde nur wohlthun, wenn er überall in Deutschland wahrnimmt, wie von Seiten unserer Landsleute den Naturschönheiten unseres herrlichen Landes, die sich an Erhabenheit und reichhaltigen Wechsel mit den Schönheiten

aller europäischen Länder dreist messen können, die ihnen längst gebührende aber bis dahin entzogene Bewunderung gezollt wird.

Hohe deutsche Herren und Frauen, denen sonst aus angestammter Gewohnheit nur London und Paris, weil Luxus und Mode ihre Götzentempel dort aufgerichtet; oder Rom und Neapel, weil süße Lüfte, sinnberauschende Töne und gluthstrahlende Augen die öden Trümmern einer tausendjährigen Vergangenheit dort beleben; den lago di Como, wegen seiner vornehmen Abgeschlossenheit; oder Venedig mit seinen trüben Lagunen, wegen der Erinnerung an die beispiellosesten Aristocratie auf Erden, zum Ziele ihrer Reise nahmen, sind plötzlich anderer Meinung geworden. Fast glaube ich, in Folge des durch sie endlich überkommenen Nationalgefühls; nicht aber, weil sie erst von Engländern, Franzosen und Italienern, die es so schön bei uns finden, daß sie sich in immer größeren Zügen bei uns einstellen, auf die Schönheiten unseres Vaterlandes aufmerksam gemacht worden sind; oder, wie es Einzelner, hoffentlich ungegründete, Meinung ist — weil sie gern in der Nähe bleiben wollen, um, je nach den Ereignissen, schnell im Stande zu sein, ihre Maaßregel für das pro und contra zu treffen.

So viel ist gewiß, daß immense Summen, welche noch vor wenigen Jahren mit unseren Reisenden in das Ausland wanderten, jetzt im Innern von Deutschland circuliren, wobei es noch das Beste ist, daß nicht selten ein Theil des Geldes, wenn auch auf manchen Her- und Querwegen, in die Casetten

derjenigen unsrer vornehmen und reichen Herrschaften, welche es unter weiser Berechnung bald in den reizenden sächsischen, bald im wildromantischen Harzgebirge, oder an den Ufern der Elbe, des Rheins und der Weser ausgegeben haben, im eigenthümlichen aber ordnungsmäßigen Kreislauf zurückkehrt.

Zuerst waren es die sächsische Schweiz, das Taunusgebirge mit dem Rheine, und die Ufer der Elbe zwischen Dresden und Meißen, welche von den Reiselustigen, oder von Solchen, denen Veränderung der Luft anempfohlen war, zum längern Aufenthalt gewählt wurden. Länger dauerte es, ehe der Harz mit seinen tiefen Schluchten, mit seinen Sturzbächen und Felsennadeln zum längern Aufenthalte für bequeme und vornehme Touristen cultivirt wurde. Noch bis zu den letzten Jahren waren es vorzugsweise nur fröhliche Fußgänger, Künstler und Musensöhne, die den Harz, mit leichtem Gepäck auf dem Rücken, ohne sich durch Hindernisse schrecken zu lassen, bis in seine innersten Recesse vordringend, besuchten. Eine Bretterbude, ein Sennhaus oder eine Köhlerhütte gewährten ihnen Schutz bei eintretendem Unwetter, oder wenn der gewaltige Berggeist polternd, oft Tage lang in seinem düstern Nebelgebilde durch die Schluchten einher tobte. Den einfachen Localitäten angemessen, waren die dort zu habenden Speisen und Getränke, doch waren die Gäste immer zufrieden, weil sie fröhliche Leute waren. An gebahnte Wege im Innern des Gebirges war so wenig zu denken, als an bequeme Reisetransportmittel. Wer den

Harz in allen Richtungen durchstreifen wollte, mußte eine kräftige Constitution, und mit einer guten Lunge eine gute Laune mitbringen, weil man fast fortwährend nur auf den Dienst der eigenen Beine beschränkt blieb.

Aber, wie hat sich dies Alles auch hier so plötzlich geändert, seitdem die noble deutsche Welt seit einigen Jahren, mit den Vorzügen des Vaterlandes, auch die Nothwendigkeit des Reisens im Lande, das so vielen bis dahin eine terra incognita geblieben war, erkannt hatte! Schöne Hochstraßen führen in allen Richtungen mitten über das Gebirge, so daß man nicht allein die berühmten alten Bergstädte selbst, sondern alle ringsum den Harz gelegenen bedeutenderen Orte auf kurzem Wege, im bequemen Landau, ja selbst im leichten Tilbury erreichen kann. Bis auf die Gipfel der höchsten Felsen und tief in die schaurigsten Thäler hinab sind Saumwege angelegt, auf denen eben sowohl zarte Damen, als auch alte, oder für das Bergsteigen etwa zu korpulente Herrschaften, vermittelst elegant geschirrter Maulthiere so sicher und bequem bei Nacht wie bei Tage, unter Obhut beeidigter Führer, hinauf- und herabtrottiren können.

In Ilsenburg, Wernigerode, Stollberg, Ballenstedt, Blankenburg und Harzburg wimmelt es seit Jahren, der Passanten nicht zu gedenken, von Familien aus Preußen, Hannover, Oldenburg, Mecklenburg und aus den Hansestädten, die vom May bis zum October dort verweilen, um sich der Reize

der Hochlande und der frischen Gebirgsluft zu erfreuen. Es werden jährlich neue Häuser in den genannten Orten aufgeführt, aber sie sind immer noch nicht ausreichend für die sich fortwährend mehrenden Gäste.

Einer der am reizendsten gelegenen und daher zum längern Aufenthalt vorzugsweise zu empfehlenden Plätze ist Harzburg mit seiner weltberühmten alten Kaiserpfalz und seinem heilsamen Soolbade. Die beiden schönen Dörfer Neustadt und Bündheim, nach altem Brauch Harzburg genannt, liegen auf einem sanft bergansteigenden Wiesenteppich am Eingange in das Radauthal, welches an Großartigkeit mit dem Bodethale wetteifernd, letzteres noch durch seine zwischen die Felsen eingestreuten grünen Matten und durch das ringsum ertönende harmonische Glockengeläute schöner Viehheerden übertrifft.

Die Rabenklippe, eine Gruppe von Felsen, die sich wild zerklüftet mehrere hundert Fuß über der unten rauschenden Ecker erhebt, ein Naturwunder, das besonders im Lichte des Vollmondes gesehen, einen unvergeßlichen Eindruck hinterläßt; das Sennhaus, gewöhnlich Molkenhaus genannt, das Eckerthal, der Burgberg, die Kattenäse, ein Vorberg des Harzes, dessen Gipfel eine Fernsicht in das flache Land von 40 Meilen im Halbkreise gewährt; das Krodothal mit dem Platze, wo der Sage nach einst das berühmte Götzenbild gestanden, dem die Altvordern ihre heidnischen Opfer brachten; der Elfenstein; die Arensberger Klippe; das Okerthal mit seinen zahlreichen vulkanischen Werkstätten, und endlich das altehrwürdige Goslar selbst, sind

Parthien und Plätze, die zu den schönsten und merkwürdigsten im ganzen Harzgebirge gehören. Die mehrsten derselben befinden sich ganz in der Nähe von Harzburg selbst, bis auf die Ilsenberger Klippen, die jedoch auch nur zwei Stunden von da entfernt sind.

Sechszehn Maulthiere, sechs größere und kleinere Wagen, das Privateigenthum des dasigen Salinen-Administrators, so wie die Chaisen der Posthalterei, führen die schaulustigen Reisenden, namentlich diejenigen, welche nicht kräftig genug sind, oder nicht Lust haben stundenlang zu steigen, schnell, bequem und verhältnißmäßig billig, so wie nach den genannten und allen andern beliebigen Punkten, zuerst oder zuletzt aber auf die Zinne des weltberühmten Blocksberges, des Königs der Berge im ganzen uralten Sassenlande. Außerdem kommen und gehen täglich mehrere Fahrposten, während man zur selben Zeit vermittelst der Einsenbahn nach allen Richtungen von Deutschland gelangen kann.

Obgleich man auch in Harzburg seit mehreren Jahren viele neue Gebäude aufgeführt und fortwährend alte zum Logiren eingerichtet hat, so fand dennoch in diesem Jahre ein solcher Andrang von Fremden dort statt, daß man zuletzt selbst Korn- und Bodenkammern zu 2½ Rthlr. wöchentlich vermiethete. Es ist dieses ein gutes Zeichen und bestätigt die vorhin von mir geäußerte Meinung, daß der Deutsche, indem er immer mehr Wohlgefallen am eigenen Vaterlande empfindet, jetzt vorzugsweise nur im Lande reist.

Das Soolbad, dessen Analyse erst neulich durch Herrn Dr. Stern veröffentlicht worden ist, gehört zu den wirksamsten in Deutschland, wie ich es auch an mir selbst wahrgenommen habe. Es ist der Badeanstalt jedoch vor allen Dingen eine größere Ausdehnung des Raumes zu wünschen, da man auch dieses Jahr leider wieder bemerken mußte, daß so wenig Zimmer als Wannen für die Badegäste ausreichend waren *).

Außer den Soolbädern giebt es auch Wellen- und Sturzbäder in Harzburg. Die ersteren liegen in der Nähe der warmen Bäder, die letzteren mehr aufwärts im Radauthale, nicht weit von den großartigen Steinbrüchen entfernt, in denen man unter Oberleitung englischer Mineure das Material für die Braunschweigischen Hochstraßen gewinnt, die jetzt, ohne zu viel zu sagen, unter den besten in Deutschland obenan stehen. Die Steine werden vermittelst der Eisenbahn nach Braunschweig und von dort nach dem Bedürfniß an die Chausseen im Lande geführt. Nur daß Menschen, für kargen Lohn, den Transport stundenweit auf schweren zweirädrigen Karren bis an den Bahnhof beschaffen müssen, will mir so wenig gefallen, als daß man das Brennholz zum Bedarf der Okerhütten, was sonst durch Pferde geschah, jetzt auch meilenweit auf diese Weise herbeiführen läßt. Die Noth muß größer sein als man zu glau-

*) Das Hinderniß soll darin liegen, daß man sich über ein an Hannover abzutretendes Aequivalent für die Saline, welche bislang Gemeingut der hannöverschen und braunschweigischen Regierungen gewesen, noch nicht hat einigen können.

den geneigt ist, weil sich der Mensch nur um den Hunger zu stillen zum Lastvieh erniedrigt. Manches Beispiel hat mich auf meiner dießjährigen Reise überzeugt, daß sie wenig, wenigstens nicht dieHälfte in den hohen Regionen wissen, von dem was in der Tiefe vorgeht. Ach, man läßt sich noch immer nicht herab, in den Hütten nach den Pulsen des Staatslebens zu fühlen.

Unter den vielen dieses Jahr in Harzburg anwesenden Fremden, gab es nicht allein Männer, sondern auch Frauen von Celebrität, die schon in vorigem dort gewesen, und die sich wie in Folge getroffener Uebereinkunft zum längern Zusammensein wieder eingefunden hatten. Man sah nicht allein einen Bischof und eine Bischöfin, Aebte und Aebtinnen, sondern auch Generäle, Minister, Gesandte, Grafen, Freiherrn und Barone, manche derselben mit ausgezeichneten Postzügen und glänzender Dienerschaft, ja einen Herzog von Augustenburg und die Niece des seligen Talleyrand, eine geborne Prinzeß Biron, am Fuße der Harzburg versammelt. Man hätte glauben können, ein diplomatischer Congreß habe sich zu höchst wichtigen Staatsverhandlungen am Fuße des Harzes versammelt. Doch wer weiß, was alle diese hohen und mittelhohen Herrschaften, die man mehr noch wie in Bad Gastein stets eng mit einander verbunden sah, unter sich verhandelt haben; oder, ob nicht im nächsten Jahre, auf den Trümmern der alten Kaiserpfalz statt findet, was man jetzt nur noch vermuthet — Vereinigung Einzelner oder Aller zur Aufführung einer großen Harmoniemusik, die vortrefflich von der Höhe hinab in das Thal schallen dürfte.

Meine beſten Wünſche werden den Herrſchaften nicht entſtehen, ſo wenig als die Wünſche aller Derer, welche es redlich meinen, und deren giebt es Viele in der Welt, wie der Meiſterſänger Uhland — ich weiß nicht, ob man ihm deshalb den Denkſtein auf der Burg geſetzt hat — ſchon vor zwei Jahren bei Gelegenheit ſeiner Anweſenheit, auf den Ruinen mit kräftigen Worten bemerkte, und zwar in deutſcher Sprache, in der er zugleich lächelnd dem ihm mit lateiniſchen Verſen anredenden alten Profeſſor erwiederte, „daß er ein Deutſcher ſei.“

Eine intereſſante Erſcheinung unter den Vielen, war auch der Geheimerath und Oberbürgermeiſter Franke aus Magdeburg, von dem man allgemein ſagt, daß er eben ſo thatkräftig und raſch ſein ſoll, wo es ſchnelles Handeln um Bürgerwohl gilt als er liebenswürdig im Umgange iſt. Ein glücklicher Zufall führte mich auf dem hoch und einſam gelegenen Molkenhauſe unter Hirten und Forſtleuten mit dem Manne zuſammen, der ſchon wegen ſeiner Energie vom verſtorbenen Könige zum Miniſter deſignirt geweſen ſein ſoll.

Auf dem Burgberge traf ich auch den alten Zſchocke im Augenblick ſeiner Ankunft, als er eben vom Maulthiere geſtiegen war. Am folgenden Morgen wurde der alte Herr, trotz des ſtrengen Incognito's, unter dem er von Halberſtadt angekommen war, mit Trompeten und Pauken, wie es jetzt die Mode erheiſcht, dermaßen gefeiert, daß es ſchwer hielt einen Blick von dem Jubilare zu erhaſchen.

Zschocke gefiel mir am besten auf den Burgruinen. Die Abendsonne warf ihre letzten Strahlen durch den Mauerbruch, welcher die freie Aussicht auf den Brocken gewährt. Der Veteran saß auf einem Rasenflecke, scharf abgeschnitten gegen den blauen Aether mit einigen Vertrauten an einem runden Tische, liebäugelnd mit einem Glase Portwein, welches er gegen die Sonnenstrahlen hielt. Die Gruppe gewährte an sich schon ein schönes Bild, doch wurde das Lüstre desselben noch bedeutend erhöht, als er den Kelch, nachdem er ihn nochmals mit dem glühenden Traubensafte des Südens gefüllt hatte, abermals gegen die untergehende Sonne hielt und den Trinkspruch ausbrachte, „auf Deutschlands kommenden Morgen."

Auf der kleinen Terasse, am entgegengesetzten Ende des Burghofes, da, wo die Wand sich in schwindelnder Höhe zur rauschenden Radau hinabsenkt, saß zur selbigen Zeit ein anderer Greis, der schon früher meine Aufmerksamkeit gefesselt hatte. Der Mann zeichnete emsig, doch entging es mir nicht, wie ein sardonisches Lächeln plötzlich seine ernsten Gesichtszüge überflog, als Zschockens Trinkspruch mit lautem Applaus von den Umstehenden aufgenommen wurde. Man wird es natürlich finden, daß ich jetzt noch aufmerksamer auf die kräftige Gestalt des Fremden wurde, dessen Haltung der weißen Haare zu spotten schien, die in reicher Fülle eine Stirn beschatteten, die sich hoch und gebieterisch über einem Augenpaare wölbte, das von Zeit zu Zeit Blitze schoß, als wolle es dem Befehle zum Angriff auf eine Schanze größeren Nachdruck verleihen. Man weiß welcher Zeit

solche Gesichtszüge angehören, sie sind unter tausenden auf den ersten Blick zu erkennen.

Als Dilettant in der von dem stattlichen Fremden ausgeübten Kunst, trat ich ihm mit der Bitte näher, die Skizze welche er jetzt vor sich hinlegte, ansehen zu dürfen. Das sardonische Zucken um die Mundwinkel der Ehrfurcht einflößenden Greisgestalt verlor sich, nachdem er mich einige Secunden sehr ernst betrachtet hatte. Freundlich legte er das Bild mit den Worten vor mich hin „Sie werden Nachsicht haben mit der Liebhaberei eines alten Mannes, dem man die mit den Jahren immer schwerer werdene Hand zu gut halten muß.“

Die Landschaft, wiewohl nur erst flüchtig in den Conturen mit schwarz und weißer Kreide angedeutet, stellte das Innere der Ruinen dar. Im Vordergrunde weidende Saumthiere mit ihren Führern, die sich im Schatten einer schönen alten Eiche bei vollen Krügen bene thaten. Links sprengte eine Dame mit wehendem Schleier, auf einem schön geschirrten Maulthiere, in den Burghof. Es war das Fräulein, dem man während der diesjährigen Saison sowohl wegen ihrer Anmuth als wegen ihres kühnen Reitens die mehrste Bewunderung zollte. Sie wurde von ihren näheren Bekannten das Burgfräulein genannt, weil sie fast regelmäßig an schönen Tagen, um die Zeit des Sonnenunterganges mit stattlichem Gefolge auf der Burg einzusprechen pflegte. Zschocke nahm mit seinen Freunden dem Mauerbruche gegenüber den Mittelgrund ein. Die Figur des

ersteren, wie er sich erhebt um den Trinkspruch auszubringen, war gelungen zu nennen. Die Stellung des Greises, kühn und kräftig, stand im Einklange mit dem von ihm ausgebrachten Toaste. Das Gesicht war täuschend ähnlich, doch entdeckte man bei scharfer Untersuchung etwas von einem Zuge darin, den man nicht recht zu deuten wußte. Nach einigen flüchtigen Worten, die ich aus der Unterhaltung der Herren am runden Tische vernommen hatte, hätte ich wohl einen diplomatischen Hinterhalt in Betreff der Schweizer Angelegenheiten herauslesen mögen. Jenseits des Mauerbruchs, sah man in duftiger Ferne, über zahllosen mit dunkelm Laubgrün bedeckten Bergkegeln, den Altvater Brocken, dessen Haupt, aus einem leichten Nebelreif auftauchend, sich eben so königlichstolz im Reflex der untergehenden deutschen Sonne zum Aether erhob, als der monte Rosa im letzten Blick der Sonne von Italien, wenn sie sich hinter Genua's Marmorpalläſten in die crystallene Fluth des tyrrhenischen Meeres hinabsenkt.

„Nun mein Herr, erkennen Sie auf meinem Bilde Monsieur le commissaire ordonateur, den Herrn Oberforst- und Schulrath Zschocke, den Verfasser der berühmten Stunden der Andacht?"

Ich mußte gestehen, daß die Aehnlichkeit groß war.

„Wohlan, so bin ich mit meiner heutigen Tagesarbeit zufrieden" — entgegnete der räthselhafte Fremde, nachdem er das Bild mit dem früheren sarcastischen Lächeln, zu andern Skiz-

zen in eine große Mappe geschoben, sie verschlossen und dem Führer vorsichtig über die Schulter gehängt hatte; — „wenn es ihnen recht ist steigen wir zusammen hinab. Der Führer mag mein Thier an die Hand nehmen, es reitet sich nicht gut bergab; obgleich der alte Crodo mein Leibthier so sicher geht wie irgend ein Saumthier in den Pyrenäen, möchte ich mit Ihrer Erlaubniß den schönen Nebenweg unter der Klippe zu Fuß in Ihrer Gesellschaft hinabgehen."

Die Einladung war mir um so willkommener, da mir der alte Herr mit seinem kurzen treuherzigen Wesen, dem es jedoch keineswegs an einem guten Theil Humors zu fehlen schien, mit jedem Augenblick besser gefiel.

„Sie sind Soldat gewesen — oder ich müßte mich sehr irren, doch an Ihrem Schnurrbart seh' ich's nicht, den tragen ja in unsern Tagen auch Schuster und Schneider, weil die Bartzeit wiedergekehrt ist in Deutschland" — hob lächelnd der Fremde an, als er sich um vom steilen Bergabsteigen auszuruhen, einige Augenblicke an das Geländer der Einfassung anlehnte.

Ich antwortete bejahend.

„Dachte ich es doch; nicht wahr im Freiheitskriege und auch später noch?"

Abermals neigte ich das Haupt zum Zeichen der Bejahung.

„Und wie gefällt Ihnen das jetzige Welttreiben Camerad?"

„So, so," erwiederte ich aufhorchend bei der cordialen Anrede — „man muß zufrieden sein bis es besser wird!"

„Vollkommen recht! man muß zufrieden sein! Ich bin auch zufrieden, das weiß Gott; doch kann ich Ihnen soviel sagen, daß es eine Zeit gab, wo ich zufriedener war als zur jetzigen Stunde.“

„Und diese Zeit war?“ — fragte ich gespannt.

„Als ich an der Spitze meiner Freischaar ritt“ — antwortete der Mann mit ernstem Tone; dann drehte er sich um und indem er rasch abwärts schritt, pfiff er die Melodie eines Marsches, den ich einmal im Vorüberreiten von den Lützowschen Jägern gehört hatte.

Jetzt vermochte ich nicht länger an mich zu halten, und nahm mir die Freiheit, den räthselhaften Fremden mit der höchst alltäglichen Redensart, „wen habe ich die Ehre?“ fast heftig am Arme zurückzuhalten.

„Ich heiße Mettlerkamp; wenn Sie wollen, Obrist Mettlerkamp; ich bin der Hamburger Bürger von dem Sie vielleicht gehört haben, daß er 1813 ein Corps von 2500 Mann Jägern und Reitern errichtete und dasselbe vereint mit der russischen und engl. Legion gegen den Feind führte. Davoust confiscirte dafür mein Vermögen, verbrannte meine Häuser und erklärte mich für vogelfrei. Als der Krieg vorüber war, votirte mir der Senat eine Bürgerkrone. Ich bin darüber alt geworden wie Sie sehen, und ziehe nun während der Sommerzeit von Land zu Land, um Skizzen von Welt und Menschen zu entwerfen, die ich im Winter beim warmen Ofen vollends fertig mache. Es

ist eine schöne Sache mein Herr, wenn man post tot discrimina rerum wenigstens noch einen warmen Ofen hat neben der Bürgerkrone. Merken Sie sich meine Geschichte, doch es ist mit wenigem Unterschied dieselbe, die Ihnen fast alle Vaterlandsvertheidiger erzählen können, oder findet etwa bei Ihnen eine Ausnahme statt?"

„Lassen Sie mich Ihnen mit Virgil antworten Herr Obrist, Infandum jubes renovare dolorem."

„Ach so?" lachte der alte Partisan fast überlaut — „die Sache wäre also in Ordnung. Wenn Sie keine Abhaltung haben, begleiten Sie mich wohl auf ein Stündchen in mein Gasthaus."

Es war fast Nacht geworden, als wir das Hotel des Obristen erreichten. Wir blieben noch mehrere Stunden zusammen und sprachen von den Bewegungen der Jahre 1813, 1830 und 1845, wobei der alte Freiheitskämpfer oft in großes Feuer gerieth, obgleich er nichts als klares Wasser trank.

Zwei Tage später, erzählte mir einer der Führer, welcher den Obristen zu Maulthier nach dem Brocken geleitet hatte, daß die Caravane, welcher sie sich angeschlossen, von demselben Gewitter, welches sich eine Stunde lang mit fürchterlichen Schlägen und unter wolkenbruchartigen Güssen auch über Harzburg entladen hatte, unterweges überfallen worden sei. Einzelne Maulthiere waren davon gerannt, nachdem sie sich reiterlos gemacht hatten, Damen waren ohnmächtig geworden, und die Verwirrung war eine zeitlang ohne Grenzen gewesen, bis

es einem der kundigen Führer gelungen war, eine Schlucht ausfindig zu machen, wo die Gesellschaft nothdürftig Schutz hinter einer überhängenden Felsenwand fand. Auch Mettlerkamps Crodo bäumte sich gewaltig, als ein Blitzstrahl ganz in seiner Nähe eine mächtige Tanne zerschmetterte; der Führer bat ihn um Gotteswillen, der übrigen Gesellschaft in die Schutz gewährende Schlucht zu folgen. Zornig aber hatte der von Wasser triefende Alte dem Zagenden entgegengedonnert: „was, Du fürchtest Dich vor Deinem Herrgott, Bursche? Vorwärts, sage ich, in Gottes Namen!“ und der Harzer, der sonst nicht zu den Furchtsamen gehörte — sagte mir: „was sollte ich machen, ich betete ein Vaterunser, und folgte dem alten Herrn, der ruhig wie beim schönsten Sonnenschein durch Blitz und Donner forttrabte, bis wir wie gebadete Katzen in Ilsenburg ankamen, wo er mir lächelnd statt des bedungenen Lohnes einen Ducaten reichte.“

Aus der kurzen Erzählung kann man sich den besten Begriff von dem wackern Manne machen, deren es einst Viele in Deutschland gab, deren Dienste aber längst vergessen sind wie die Zeit, welche sie erzeugt hat. „Sie fürchten zu Haus meine Worte,“ sagte er mir an jenem für mich denkwürdigen Abend, „und das genügt mir. Auf Lohn habe ich nicht gerechnet als mich die Bedrängniß des Vaterlandes an meine Bürgerpflicht mahnte. —

Es ist mir während meines vierwöchentlichen Aufenthalts

in Harzburg keine politische Erscheinung vorgekommen, welche mich mehr als die so ganz unerwartete des alten Freiheitsobristen interessirt hätte. Modeherrn und Damen nach den neuesten Journalen gab es in Fülle dort. Ueberall traf man auf Lorgnons, das charakteristische Zeichen unserer Zeit, auf falsche und ächte Edelsteine und auf viele goldene Ketten, mit und ohne alte und neue Kreuze. Sammt, Seide und Glacéhandschuhe machten sich selbst in der düstersten Schlucht und auf den steilsten Felsenparthien geltend. Ueber den ewigen Juden wurde gesprochen, über die neueste Oper und über die Naturgeschichte der deutschen Proletarier. Originelles aber gab es nirgends, selbst keine Dickungen mehr auf der Stelle der uralten Forsten. Dagegen gab es ganze Schaaren von Zöllnern zu Fuß und zu Pferde, von denen es jetzt statt der romantischen Züge des wilden Jägers überall in den Harzbergen wimmelt. Vergebens zürnt wohl der Brockengeist von Zeit zu Zeit; aber seine längst in Verfall gerathene Macht beschränkt sich darauf, die modernen Ungethüme einige Stunden seitwärts von einer aufgenommenen Fährte abzulenken, wenn er einmal unter Sturmesbrausen in sein graues Nebelgewand gehüllt über die Halden schreitet. Der Bergkönig vermag es so wenig als andere Könige, die vielen mißliebigen Gesellen aus seinem Reiche zu verbannen, wo sie sich zwischen Felsen und Abgründen so fest angesogen haben, wie Polypen an einem menschlichen Herzen.

Wie sich das Alles geändert hat, sage ich noch einmal,

in wenigen Jahren, mit der für das Vaterland erwachenden deutschen Liebe! Ich liebe das Vaterland mit andachtsvoller Inbrunst; aber es wurde mir doch zuletzt fast zu viel im Harze mit dieser Liebe; weil sie in der einst so schönen Harzoriginalität so viele unnatürliche Bilder zur Schau stellte, daß kein Eindruck einer großen Naturscene mehr wurzeln wollte.

Ueberall wohin ich kam, selbst zwischen Köhlern und Hirten, zu denen ich mich zuletzt retirirt hatte, um wenigstens einen ungestörten Blick von den noch gebliebenen Naturwundern zu erhaschen, begegnete ich bald Herren in Frackfurtout und Glacéhandschuhen mit Rongehüten, oder Damen mit Knickschirmen, Schleierhüten und schwarzen Casavaikas über altdeutschen Reifröcken, hinter denen die sie tragenden Saumthiere verschwanden wie das Caravannenthier in der Wüste unter den Waarenballen die es von Aleppo nach Smyrna führt. So wurde ich auch eines Morgens, an dem ich schon mit Sonnenaufgang bergan stieg, von einer der beschriebenen barocken, diesmal sehr zahlreichen Cavalcade nach allen Plätzen verfolgt, zu denen ich absichtlich so früh ausgezogen war, um ihren Anblick ungestört genießen zu können. Mißmuthig über die mich überall umschwirrenden Nebelbilder, zog ich mich aus einem Forstrevier in das andere immer höher hinauf in das Gebirge, bis ich mich plötzlich vor der Hinterpforte des Brockenkruges wieder zurecht fand.

Der Brockenkrug ist ein einsam, hart am sogenannten

Brockenfelde, nach den neuesten Vermessungen schon 2000 Fuß über der Meeresfläche liegendes hannöversches Forsthaus, in dem auch Gastwirthschaft getrieben wird. Nach Westen sieht man bei heiterm Wetter durch eine weite Schlucht die Bergstädte Clausthal und Zellerfeld; südöstlich auf gradem Wege, kaum eine Stunde entfernt, den Brocken mit seinen Wirthschaftsgebäuden, deren Fenster, von hieraus gesehen, im Sonnenuntergang wie flammende Augen aus einem Feenpallast nieder ins Thal strahlen.

Es ist schön in dieser hochgelegenen Einsamkeit. Leider aber sind die Frauen auch dort, hoch in den Wolken schon, culparisirt, und hochaufstaffirt, wie die schöne Damenwelt, welche den reizenden Ort und die große Auswahl von Erfrischungen, welche er darbietet, näher in das Auge zu fassen, in ununterbrochenen Zügen während der Sommerzeit hinaufsteigt. Nur der Förster ist noch eine hohe, schöne kräftige Originalgestalt, sonnverbrannt bis unter das schwarze Rabenhaar, welches seine kühne Stirn beschattet, und der Ordonanzschnurrbart steht ihm schöner wie vielen seiner Collegen. Die Dame des Hauses ist eine zarte, feine Gestalt, die in gewählten Redensarten sprach, während sie im Begriff war, ein großes Diner zu arrangiren, welches ein deutscher Graf an dem Tage oben einnehmen wollte. Herrliche rothwangige Aepfel, noch duftumhaucht als wären sie eben erst vom Baume gepflückt, machten mich lüstern. Der Herr Graf sollte sie aber als Compot verspeisen. Wohl möge

ihm Mahlzeit und Bergluft bekommen. Zwar bin ich selbst kaum erst halb genesen, nach dem Gebrauch der Harzburger Quellen, von einem mich schwer bedrückenden Weh; aber das Herz ist gesund geblieben, und ich tausche nicht mit dem armen hohen Herrn, der schon so manchen Schmerz erlitten hat in seinem langen ereignißvollen Leben!

Nachdem ich ein Frühstück eingenommen hatte, das eben so gut war als in irgend einem Hotel unten im Lande und billiger, als man es in dieser Abgeschiedenheit, wohin der Transport so mühsam ist, erwarten konnte, griff ich wieder zum Wanderstabe. Die Zeit nahte schon heran, in der man den Vortrab der angesagten hohen Gäste erwartete; das Getümmel der auf- und niederrennenden, sich bald drängenden, bald hastig unter einander befragenden Dienerschaft machten der wohlthuenden Einsamkeit ein Ende; Wolken von Königsrauch wirbelten durch die geöffneten Speisezimmer; Hausfrau und Hausfräulein machten Toilette. Der Förster, welcher sich im Cabinet neben an schmuck gemacht hatte und im Hereintreten noch an seinem schönen Schnurrbart drehte, schien gute Miene zum bösen Spiel zu machen, aber das auf seinem Gesicht schwebende schalkhafte Waidmannslächeln schien sagen zu wollen, „so viel Lärm um einen einzigen Grafen!“

Bei dem Forsthause Oderbrück mußte ich anhalten, weil mir einer meiner Stiefeln Unbequemlichkeit verursachte, die ich als erfahrener Fußreisender sobald als möglich zu beseitigen wünschte.

Als ich das Tirailliren und den leichten Cavalleriedienst in den spanischen Sierren noch im frischen Andenken, vor zwei Jahrzehnten einmal eine kühne Brockenreise zu Pferde machte, war das erwähnte Forsthaus, wohin ich mir den Hafer durch einen Bergmann nachtragen ließ, ein noch gar sehr bescheidenes Local. Es gab nur Milch und Schnaps dort, etwas Käse und Brod zum Imbiß, und zum Nachtlager höchstens eine hölzerne Bank, wenn es der Reisende, der dort übernachten wollte, nicht vorzog auf dem Heuboden über dem Kuhstalle zu herbergen. Jetzt ist auch auf diesem ehemaligen Blockhause ein stattliches Gebäude, und weil eine der neuen Harzstraßen vorüberführt, sogar ein Zollamt 2ter Classe geworden.

Der müde Reisende ist überrascht, unter dem grauen Schindeldache freundliche, tapezirte Zimmer mit Schränken, deren Börte von Crystall und modernen Porzellansachen funkeln, und Betten, confortabel und anständig als in irgend einem Hotel 2000 Fuß tief unten im Thale zu finden. Der Bewohner war noch derselbe Förster, den ich damals auf meiner ersten Harzreise dort kennen lernte, wortkarg und finster, rauh wie Hackelberg, und vielleicht noch mehr als früher, denn er war jetzt 70 geworden, und die neuen Welterscheinungen schienen ihm noch weniger zu gefallen als die der sogenannten bessern Zeit, mit denen er schon arg genug in Fehde lag.

Das moderne Stegbeinkleid machte mir zur Besserung meines Fußübels nicht wenig zu schaffen; indessen gelang es end-

lich unter Mitwirkung des höhnisch lächelnden Waldmannes, der Fußbekleidung los zu werden und ein kühlendes Pflaster von Hirschtalg aufzulegen, welches Forstleute immer in Bereitschaft haben. „Ja, ja, so geht es" — sagte er grinsend — „immer Qual durch Zwang im Leben, die Herren wollen es nicht besser haben, also müssen sie geduldig die aus dem Zwange entstehenden Folgen ertragen."

Das war nun freilich ein altes aber ein wahres Lied, und ich konnte dem alten Waidmanne unmöglich grollen, weil er Recht hatte, indem er mir, ohne daß er es vielleicht selbst wußte, in den wenigen Worten die deutsche Geschichte der letzten 3 Jahrhunderte eben so deutlich als ein Professor erzählte.

Es war Nacht geworden, als ich auf einem weiten Bogen das Radauthal wieder erreicht hatte. Ueber hundertjährigen Tannen stieg der Vollmond herauf. Zu meiner Rechten schäumte der Gießbach wild in seinem Felsenbette. Zwischen den Klippen gegenüber lagerten Waldarbeiter um ein Feuer, dessen rothe Flamme seltsame Lichter auf die düstern Gestalten und das tiefe Walddunkel warf, aus dem die im Kreise aufragenden Felsennadeln wie Dämonen auftauchten, die sich eben zum luftigen Geistertanz fertig zu machen schienen. Es wäre ein Bild in Meister Angelos Manier gewesen; die Abruzzen und Appenninen geben es nicht kühner.

Aber nur selten sieht man einen deutschen Meister solche Kraftstücke zum Sujet wählen. Madonnen müssen es sein und

reiche, süße Phantasiebilder. Seidene Locken und schmachtende Augen, Bilder aus dem Serail. Ossians Heldengestalten schweben ihnen bis jetzt nur noch wie Nebelgestalten im Traume vorüber.

Die alte schwarzwalder Kuckucksuhr flötete grade eilf, als ich über die Schwelle der Pfarrwohnung trat, wo man mir, nicht ohne viele gute Worte zu gutem Gelde zu geben, eine Wohnung in der ehemaligen Molkenstube arrangirt hatte, nachdem ich am Tage meiner Ankunft in Harzburg vergebens einen halben Tag von Haus zu Haus nach einem Unterkommen gesucht hatte.

Ich war herzlich müde, fand aber keine Ruhe auf meinem Feldbette. Eine der vielen über mir wohnenden fremden Damen, ein hübsches junges Fräulein, wurde plötzlich von heftigen Krämpfen, so daß ihre sämmtlichen Nachbarinnen im zweiten Stock wach wurden, überfallen; erst der anbrechende Morgen brachte der Dame und auch mir Ruhe. Es muß mit diesen Krankheiten eine sonderbare Bewandtniß haben; sie scheinen den Geist mehr zu afficiren wie den Körper. Am nächsten Morgen sah ich das Fräulein wohlgemuth ein Maulthier besteigen und lachend und scherzend in munterer Gesellschaft den Burgberg hinantraben. Ein schöner junger Mann, dessen bleiches Gesicht wie der Vollmond im Hofe, aus einer dichten Enceinte von pechschwarzem Haarwuchs herausblickte, ritt der Dame zur Seite, in deren lieblichem Gesichte keine Spur zu-

rückgeblieben war, welche an die Thränen und Zuckungen der vorigen Nacht hätten erinnern können.

So wie Alles, Glanz, Macht und Herrlichkeit, Freud und Leid auf Erden sein Ende erreicht, so war es auch endlich der Fall mit meinem Aufenthalte in Harzburg, der mir bei kleinen Widerwärtigkeiten des Angenehmen sehr Vieles gewährt hatte. Die Zeit, welche für die dort zu gebrauchende Cur bestimmt war, ging zu Ende, und ich sollte eine weitere Reise antreten, die mir als Nachcur von meinem liebreich besorgten Arzte, dem Herrn Medicinal-Assessor B. aus M. verordnet war. Doch wohin? war die Frage, wenn man schon Manches, ja Vieles von der Welt gesehen hat. „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!“ flüsterte mir der patriotische Geist zu, und ich wählte deshalb Hessen, Hannover und Bremen, von denen man lange nichts gehört hat.

Man liest täglich Reiseberichte aus Westen, Süden und Osten von Europa, mitunter auch schon nicht Uninteressantes aus einem großen sich nordöstlich durch Deutschland hinziehendem Staate, aber es fehlt uns schon längere Zeit an gründlichen Reisenachrichten aus Hessen und aus dem mehr nördlichliegenden Hannover, vielleicht nur aus dem einzigen Grunde, weil die Linie von Cassel über Hannover nach Bremen und an die Nordsee, zu Lande fast nicht mehr von Lustreisenden passirt wird, seitdem auch auf der Weser viele stattliche Dampfer auf und niederrauschen, wie auf dem Rheinstrome; woher es kommt, daß man

die anliegenden Ufer ins Auge faßt, und von dem was dahinter liegt, nicht ferner Notiz nimmt.

Es war wenige Stunden nach dem gefaßten Beschlusse als der Wagen vorfuhr, der mich schon am zweiten Tage an den Ufern der wieder zu Ehren gekommenen Visurgis, in einem freundlichen, zwischen Solling und Reinhardswald liegenden Stranddörfchen vor einem Hause absetzte, dessen buntbemaltes Aushängeschild anzeigte, daß es ein Gasthaus war.

Das große Ereigniß fand an einem der in diesem Jahre so selten schönen Nachsommertage statt; die Sonne war schon lange über den Meridian hinaus, und hüllte in der allmälig immer sanfter werdenden Abendbeleuchtung, Berge, Fluß und Wälder in die tiefern Zaubertinten ein, wie man sie nur auf den ächten Claude Lorraines zu sehen Gelegenheit hat, dessen menschliche Figuren im Vordergrunde, so wenig er auch dergleichen anzubringen pflegt, aus den Gesichtern zu lesen ist, daß sie wenn lebend, Hoffnungen und Wünsche hegen würden, die wenig mit dem gewöhnlichen Welttreiben gemein haben. Ueberall herrschte der schönste Gottesfrieden in der Natur, man wußte damals noch nichts von der verheerenden Kartoffelseuche in der Welt, Freude und Hoffnung strahlte auf dem Gesichte der Landleute. Auch ich wollte einmal mit meinen bescheidenen Gedanken allein sein; die Heerstraße genirte mich, und so resolvirte ich ganz kurz in Anwandlung einer mich nicht selten überkommenden Laune, Wagen und Gepäck nach Cassel zu dirigi-

ren, während ich für meine Person allein, einige Tage auf mir wohlbekannten Holzwegen durch den Reinhardswald pilgern wollte.

Der weite Forst, der noch Vieles in seinem Innern birgt, was an einen deutschen Urwald erinnert, eine wahre Zierde des Kurfürstenthums Hessen, dehnt sich über hohe, theilweise das linke Weserufer begrenzende Gebirgsrücken bis fast nach Carlshafen hinab. Das geheimnißvolle Rauschen in den Zweigen der hochbetagten Rieseneichen, gleicht der prophetischen Stimme eines Chors am Kreuzwege weissagender Nornen; es mahnt den einsamen Wandrer Betrachtungen anzustellen über manchen Abschnitt der deutschen Geschichte, von denen man wünschen möchte, daß sie bessern Erfolg gehabt. Ohne sich an das Hämmern der geschäftigen Spechte zu kehren, deren geräuschvolles Nahrungssuchen wie gewichtige Axtschläge durch die öde Stille ertönt, ziehen lautlos über das weiche Moos ganze Familien von Rehen nach einem benachbarten Felsenquell, um zu trinken, ehe sie in die am Waldrande liegenden Kleefelder auf Aesung hinaustreten.

Während man fast überall in Deutschland selbst in einem großen Theile von Hessen, alles Wild ohne Unterschied auszurotten bemüht ist, gewähren die tiefen, mitunter unzugänglichen Schluchten des Reinhardswaldes, vereint mit der vom Regenten für den schönen Forst gehegten Vorliebe, noch allen möglichen bei uns heimischen Waldthieren, Schutz und gute Wei-

deplätze. Mag man verschiedentlich anders davon denken — ein Wald ohne Wild, kommt mir vor, wie eine ausgestorbene Welt, es wird mir so unheimlich darin wie in Pompeji und Herkulanum, und ich freute mich daher aus dem Grunde meiner Seele, als ich noch an demselben Abend, am Saume einer großen Waldwiese, unter Leitung eines stattlichen Zehnenders, ein starkes Rudel Hochwild erblickte, welches so ruhig als zu Adams Zeiten im Paradiese, sein Futter zu sich nahm, während sich die Jungen in lustigen Sprüngen ergötzten. Auch soll man im Herbst, wenn man nur einigermaßen mit der Oertlichkeit bekannt ist, nicht selten Gelegenheit haben Zeuge von Kämpfen unter ergrimmten Nebenbuhlern zu werden, die sich zur Ausfechtung von Liebesangelegenheiten, oder im Streit um die Herrschaft in einem bestimmten Waldreviere, so heftig mit den zackigen Geweihen zusetzen, daß der Forstort von den gewaltigen Schlägen weit umher widerhallt.

Festungspalliſaden, Kanonenlavetten, in neusten Zeiten, auch die Schwellen zu den Eisenbahnen, welche Deutschland, wenigstens den Zollverband, noch inniger vereinen sollen, hat man den deutschen Wäldern in Unmasse entnommen. Wird man aber nie ernstlich daran denken, unsre Steineichen in Schiffsrümpfe zu verwandeln, und unsre Tannen, die stolzer in die Lüfte ragen wie die Cedern von Libanon, als Maste darauf zu pflanzen und so eine Wahrheit machen aus Deutschlands imposanter Macht, die bis dahin nichts als ein schönes Traum-

bild bleiben wird, ein Gegenstand der Wünsche, ein Mährchen aus Tausend und einer Nacht zur Belustigung irgend eines großen Califen, der ein Freund von Mährchen und Fabeln ist, wie von geharnischten Rittern und von kleinen Amazonen.

Wenn man die einsamen Pfade dahin wandernd, bald das einfache Leben der Köhler betrachtet, bald dem gewaltigen Sturze eines fernen Bergwassers horcht, oder, nicht ohne eine Anwandlung von Ehrfurcht zu verspüren, die großen graubemoosten Waldriesen beschaut, deren wetterversengte Häupter noch stolz zum Himmel aufblicken, während die Menschenwerke so vieler Jahrhunderte, rings um sie her in Trümmern zerfallen, dann vermag man oft schon nach wenigen Stunden nur schwer zu begreifen, daß es außerhalb dieser Vorwelt noch eine andere giebt, in der es so bunt und verworren hergeht, wie bei dem so renomirten Thurmbau von Babel, der selbst als Mythos betrachtet in unsern Tagen als besonders lehrreiche Lectüre empfohlen zu werden verdient! —

Es war fast Nacht geworden, als ich eine Art von Fahrstraße erreichte, und diese verfolgend, bald nachher die grauen Zinnen der alterthümlichen Sababurg, die mitten im Walde gelegen, stundeweit von jeder menschlichen Wohnung entfernt ist.

Die einst in der hessischen Geschichte so berühmte Sababurg, jetzt zu einem ziemlich in Verfall gerathenen kurfürstlichen Jagdschlosse herabgesunken, dient zugleich einem herrschaftlichen Rentmeister und einigen Forstbedienten zur romantischen

Wohnung. Gastfrei von einem biederen Jagdbeamten aufgenommen, verbrachte ich in einem der verblichenen alten Prunkgemächer einen sehr gemüthlichen Abend. Das kräftige in der nahgelegenen Stadt Carlshafen fabricirte Felsenbier, und die mir durch den biedersinnigen Hessen von der schönen Saba, der ersten Begründerin der Burg mitgetheilten Sagen, bekamen mir besser, als Rheinwein und Austernschmaus bei Jagor in Berlin, selbst wenn die alte oder die neue Staatszeitung als lockende Zugabe neben dem Desertteller gelegen hätte.

Gestärkt durch einen gesunden Schlaf, der durch keinerlei Art von Visionen, wie sie nicht allein einzelnen Menschen, sondern ganzen Volksstämmen mitunter in öfterer Wiederholung, in einem nordöstlich von uns gelegenen Staate im Traume vorkommen sollen, — zog ich unter herzlichem Dank für die mir von dem biedern Waidmanne bewiesene Gastfreundschaft, früh am nächsten Morgen weiter, um vorläufig noch ziellos, meinen Weg auf dem im Morgenthau blitzenden Rasenweg durch den Reinhardswald fortzusetzen.

Als die Sonne die Laubkronen des dichten Hochwaldes mit ihrem ersten Goldstrahl durchblitzte, hatte ich bereits die Umfassung des kurfürstlichen Gestütes Beverbeck erreicht. Indem sie sich am äußersten Saume, des, einem schönen grünen Thale gegenüberliegenden Waldstreifs, hinbreitet, gewährt diese Veredlungsanstalt ein reizendes Landschaftsbild für den plötzlich aus dem diesseitigen Dunkel hervortretenden Reisenden. Näher

gekommen, machten jedoch die ſtillen, leeren, pallaſtähnlichen Gebäude faſt den beklemmenden Eindruck auf mich, wie ich ihn an dem Tage empfand, als ich einſt aus dem ſtarren Gebirge von Segovia zu Thale ſteigend die aufragenden Zinnen des rieſenhaften Escurials erblickte. So, wie einſt bei der erſten Schau der vereinſamten alt coloſſalen ſpaniſchen Königspracht, bei dem Anblick des Pallaſtes, in deſſen innern hochgewölbten Räume, jeder meiner Schritte ſchauerlich, faſt wie das Echo eines fernen Donners widerhallte, ſo konnte ich mich auch in den innern Höfen des im großen Styl erbauten Schloſſes Beverbeck eines leiſen Fröſtelns nicht erwehren. Wer kann dafür, wenn im Augenblick verlaſſener Fürſtenhäuſer, hervorgerufen durch den Gedanken an die Vergänglichkeit aller meſchlichen Großherrlichkeit, plötzlich Saiten erklingen, die fortlaufend durch die ganze Tonleiter, zuletzt wie Grabesglocken in Molltöne ſchwebend bleiben, bis man beim Anblick eines vorüberfliegenden Dampfwagens, gleichſam das Jubiliren der Lerchen, zu vernehmen glaubt, die mit einem luſtigen Allegro den Aufgang der neuen Sonne begrüßend durch den Aether rauſchen.

In den ſonſt ſo prachtvollen Marſtällen von Beverbeck wieherte nicht mehr wie ehedem die große Anzahl edler ausländiſcher Roſſe. In den Zugängen, ſelbſt auf den Schwellen des Schloſſes, wucherte als bedenkliches Zeichen der Zeit Unkraut in Menge. Man vermag die letztere weder zu feſſeln noch zu beflügeln, trotz alles desfallſigen Demonſtrirens, und man thäte

wahrhaftig besser sie gewähren zu lassen und nur a tempo mit ihr weiter zu marschiren. Wie oft hat man nicht diese Weisheitslehre verkündigt! Wie wenig sie jedoch ein Einzelner oder im Ganzen befolgt wird, das zeigen uns die Völker Europas, die bald par force gehetzt die Rennbahn durchlaufen, bald in heavy marching order schwer gesattelt und gepackt, langsam über die Weltbühne schreiten, wie am Meeresstrand schleichende Schildkröten.

Die seltsamsten Erscheinungen häufen sich jetzt bei uns in Deutschland um so schneller, weil Deutsche, unter den Mitteln wählend einen Volkscharakter nicht allein anzunehmen, sondern auch für die Zukunft ehrenvoll zu behaupten, noch so lange irren werden, als es ihnen an Muth gebricht, ein Volk sein zu wollen; d. h. bis sie aufhören ein Volk von Ideologen zu sein, die für Andere denkend und arbeitend, am eigenen Heerde den Hungertod sterben.

Fast während einer jeden Tagereise, die man auf der großen Heerstraße durch das Kurfürstenthum Hessen, in dem man sich — Gott weiß aus welchen Gründen bewogen fand, dem Volke — eine Bewegung, die nichts anderes war als ein etwas kräftiges Dehnen nach langem Schlafe, unter dem Namen einer der deutschen Gesammtnation so gänzlich fremden Sache — Revolution — aufzubürden, bemerkt man immer noch die Spuren eines eigenthümlichen Treibens, eines heimlichen Brausens, etwa wie es aus der Retorte oder dem Schmelztiegel

hervorgeht, die von irgend einem Chemiker mit allerlei heterogenen Stoffen zum Amalgama gefüllt wurden.

Das Aufbrausen bei jedem neuen Zusatze zeigt an, daß immer noch einige Vorsicht erforderlich, um die Fügsamkeit der Substanzen zu erlangen. Ueberall ist man besorgt, die neue Composition fest zusammenzuhalten, um zu verhindern, daß nicht etwa ein unberufener Laborant das nur Einzelnen bekannte ens durch ein reagens in seine Urstoffe zerlege, aus denen man die durch die Composition beabsichtigte Wirkung am schnellsten erkennen würde.

Man kann den wahrhaftig keiner unzeitigen Neugierde beschuldigen, der zu wissen wünscht, wann endlich wohl die Zeit kommen wird, in der man aufhören wird, die Grundsätze eines Mariana, eines Machiavelli, eines Hobbes, oder eines Spinoza als Systeme der Staatsverwaltung zu betrachten, nach denen man aus dem Staate bald eine Caserne, bald ein Kloster, bald ein Zucht- und Irrenhaus, bald eine herrnhutische Brüdergemeinde, überhaupt alles was man will, machen kann.

In der Geburt wie im Tode des einzelnen Menschen, im Entstehen und im Verschwinden der Völker ist die ganze Weisheit enthalten, um die sich die Menschen fortwährend im hitzigen Kampfe die Köpfe zerbrechen. Um ihrentwillen hat man die Wissenschaft als eine heilige Mumie ausgestellt und verehrt; vom herrlichen Baume auf griechischem und römischem Boden losgerissen und wurzellos in fremde Erde gepflanzt, die ihr keine Nahrung ge-

ben, ward sie zum dürren Reise. Diese Weisheit nun, zunftmäßig bewahrt und mitgetheilt, ist Jahrhunderte hindurch die Weisheit des Abendlandes geworden. So steht es mit der Weisheit, in die sich die Thorheit kleidet! Den Leib der Alten haben neuere Philologen und Philosophen gut genug secirt und bloßgelegt, aber vor ihrem Geiste, der zürnend auf die Leiche sieht, in der er sich wiedererkennen soll, ist überall nichts zu spüren.

Zwei Stunden später erreichte ich den Rand eines weiten, überaus fruchtbaren Thalkessels, den lautplaudernde Bäche nach allen Richtungen durchschneiden. Fast mitten in diesem so verschwenderisch von den göttlichen Damen Ceres und Pomona ausgestatteten Eden liegt die Stadt Hofgeismar, der aus bläulichem Hintergrunde aufragend, das alte Bergschloß Gräbenstein zum schönen Relief dient. Ringsum erblickt man schöne Wiesen, wie Meereswogen durcheinander wogende Saatfelder und Bergrücken, die vom Fuß bis zum Gipfel dicht mit dem verschiedensten Laubholz gekrönt sind. Am Ende einer dichten, alten Kastanienallee, die sich in Schneckenwindungen ins Thal hinabdehnt, blitzt endlich, ohne zuviel zu sagen, wie ein Juwel in schimmernder Fassung, der freundliche Gesundbrunnen mit seinen zierlichen weißen Häusern auf. Während man so die Dächer der kurfürstlichen Schlösser, aus der Mitte vieler andern nicht weniger stattlichen Gebäude eines nach dem andern, so traulich beschattet von Linden, Pappeln und Akaziengruppen,

auftauchen sieht, kann man nur lebhaft bedauern, daß dieser so überaus reizend gelegene mitteldeutsche Badeort jetzt wenig mehr besucht wird. Der Park, so wie die ganze Anlage, bis zu der von dorischen Säulen getragenen Trinkhalle, deuten auf den Kunstsinn und den geläuterten Geschmack der früheren hessischen Regenten. Aber vergebens verheißen die segenspendenden Nymphen dem Kranken Genesung hier im Schatten altmajestätischer Bäume, im Dufte lieblich blühender Gesträuche, im Anblick der bezauberndsten Fernsichten. Vergebens winken das freundliche Schloß am schillernden Schwanensee, schöne Gasthäuser, eine gutgeschulte Bande böhmischer Tonkünstler den Fremden, in den Bädern von Hofgeismar Erholung von häuslichen Sorgen, oder Heilung von Krankheiten zu suchen, deren Zahl in dem Maaßstabe größer wird, je mehr die hoffende Zeit zu Zehrfiebern und Schwindsuchten aller Art täglich neue Veranlassung giebt. Man weiß — der Zeitgeist hat sich auch der Hygieia bemächtigt. Außer den diplomatischen Bädern in Böhmen und denen im Taurus, wohin auch die goldbedeckten grünen Tische noch fortwährend ihre Jünger locken, sind es die Seebäder und die Gräfenberger Zwangsanstalten, die einmal en vogue sind und die es so lange bleiben werden, bis auch sie einst mit der Zeit das Schicksal von Pyrmont theilen, welches auch vorzugsweise in der guten Zeit nur von Königen, Fürsten, schönen Frauen, Diplomaten und Spielern besucht wurde.

So kommt es, daß die schönen Gebäude unbenutzt, immer

mehr verfallen, und daß nur noch die Bewohner der nahen Provinzialstädte, höchstens ein halbfashionabler Residenzbewohner, die der Stärkung bedürfenden Glieder von Zeit zu Zeit in die heilkräftigen Quellen tauchen. Die Ursache der mehrsten jetzigen Krankheiten ist die Veränderungssucht, der Drang nach dem Neuen; dem Kranken sind in den mehrsten Fällen solche Aerzte am liebsten, die ihm Wechsel der Luft und der Umgebung verordnen, wozu die Mittel schon geschafft werden müssen!

Hofgeismar selbst ist eine kleine freundliche Stadt, deren Bewohner sich in eine reformirte und lutherische Gemeinde theilen. Ehedem gab es dort noch viele wohlhabende Ackerbürger vom ächt hessischen Schrot und Korn. Jetzt sieht es schon bedenklich mit der dortigen Wohlfahrt aus. Aus den ehemaligen kräftigen Pfahlbürgern sind anständige abgeschliffene Bürger geworden, wie allenthalben in solchen Städten, wo Militär und Schriftgelehrte, Modehändler, Maler und Architecten der neuen Schule das erlangte Bürgerrecht damit bezahlen, daß sie Menschen und Häuser mit einem schimmernden Firniß überziehen, hinter dem der eingetretene Wurmfraß der Welt noch eine Zeitlang verborgen bleibt.

Das hier und in der nahen Stadt Gräbenstein garnisonirende Reiterregiment ist ein sehr braves Corps, dessen Ruhm, namentlich was dessen ältere Officiere betrifft, eben so wie die gloire manches andern deutschen Regiments, zum größten Theil in der französischen Kriegsgeschichte, während ihrer höchsten

Glanzperiode wiedergefunden wird. Seit dem letzten Pariſer Frieden, der allmälig zur leeren Erinnerung geworden iſt, ſo ſehr auch die Zeitgenoſſen ſeinen Ruhm aufrecht zu erhalten bemüht waren, hat es ſchon dreimal Namen und Farbe gewechſelt. Das iſt leider ſeit jener Zeit bis auf den heutigen Tag das beklagenswerthe Schickſal, welches faſt ausſchließlich nur in Deutſchland den Stand heimſucht, deſſen Einnahme, wenigſtens bei den Subalternen, auf die allergenaueſte Berechnung nur der allernothdürftigſten Bedürfniſſe berechnet iſt. Kaum iſt ſie in der neueſten Zeit nur einigermaßen in Einklang gebracht mit den Anforderungen zum Aufwande, welche in den größeren Garniſonſtädten, namentlich in großen und kleinen Reſidenzen, an dieſen ſo geplagten, ſo beneideten, und hie und da ſchon wieder, bald mit bald wider Verſchulden verhaßten Stand gemacht werden. Die alten Formen kehren wieder, ohne daß man die Mittel zum Aufwande berückſichtigt. Manchem Officier gelingt es nur durch die angeſtrengteſte bei ſich im Hauſe eingeführte Sparſamkeit, draußen zu ſchimmern; andere opfern ſich und ihr Vermögen aus mißverſtandener Loyalität und ziehen ſich endlich in ehrenvolle Abgeſchiedenheit auf die dem Sequeſter anheimgefallenen Güter zurück. Das iſt das gewöhnliche Loos des Kriegers in Friedenszeiten, und nun frage ich — iſt es recht, daß man dieſen Stand haßt oder beneidet, weil man eben zufällig ſeines Armes nicht bedarf?

Nach dem status quo, des, auf einen Federſtrich des

mächtigen Kaisers, aus der Reihe der deutschen Staaten ausgelöschten Kurfürstenthums, der wieder in seinem ganzen Umfange fast anzuschauen wie ein Weltwunder, sofort hergestellt wurde, als Wilhelm der Erste, nach fast achtjähriger Abwesenheit von Prag in die Mitte seines treuen Volkes zurückgekehrt war — hatte in der althessischen Armee ein Leibdragonerregiment bestanden. Gleich allen frühern Regimentern wurde auch dieses wiederhergestellt. Uniform und Waffen waren jedoch bis auf ein kleines Etwas hinten am Kopfe der Krieger, welches einen der wesentlichsten Theile des ehemaligen status quo ausmachte — einfach, nett und der Zeit so ziemlich entsprechend.

Wilhelm II. gefielen jedoch so wenig die Bekleidung als die Zöpfe der übernommenen Truppen. Die letztern fielen an einem Tage im ganzen Kurfürstenthume, und die alten Leibdragoner wie in alten Zeiten hellblau und roth, erfreuten sich nur in braune Husaren verwandelt der Gunst des neuen Regenten.

Die Freude dauerte jedoch nur einige Jahre. Die Metamorphose durch die Armee war kaum vollendet, die Beutel der Officiere dadurch nicht wenig erschöpft, weil kein Doctor Ramadje sich einfand, um das böse Uebel der Schwindsucht in den Börsen zu heilen — als sich die bekannte Catastrophe in Cassel ereignete.

Die geplagten Husaren mußten wieder ein Dragonercoller anziehen, damit auch sie die Folgen einer Reform empfänden,

die man dem Manne zuſchreibt, der ſeines Handwerks ein ehrlicher Küfer iſt. Ob es nun der letzte Wechſel iſt, dem dieſe braven heſſiſchen Reiter erfahren, das weiß man ſo wenig zu ſagen, als wer in Stambul oder in Frankreich in den nächſten Jahren König ſein wird.

Den braven Männern, wenigſtens denen nicht, die ſchon bei Jena Zeugen waren vom Untergange der veralteten deutſchen Taktik, die ſpäter dem Sturmfluge des gewaltigen Aars folgend, mit ſchwerem deutſchen Arme ſowohl am ſonnigen Ufer des Guadalquivir als an der eisbedeckten Bereſſina unter deſſen Feinde hieben, bis ſie endlich, wunderbar genug, unter dem Banner des alten Löwen, außer mit dem neuen Löwenorden geſchmückt, mit dem weltberühmten kleinen Kreuze der Ehrenlegion in des Weltbezwingers Hauptſtadt einzogen, möchte man endlich wohl Ruhe und keinen fernern Wechſel durch Spielereien in den Uniformen wünſchen!

Es iſt ein wunderliches Ding um die Deutſchen! Zum Kriegshandwerk wie geboren, leihen ſie ſeit Jahrhunderten Jedem den tapfern Arm, der ſie dafür mit Gold und mit Ehren belohnt. Faſt überall auf dem weiten Erdenrund trifft man Deutſche da an, wo die Kriegstrompeten ſchmettern. Es ſcheint jetzt mehr als gewiß, daß es in Deutſchland weder Geld noch Ehre genug giebt in Verhältniß zu denen die danach trachten. Heil Dir mein Vaterland, ob Deiner geld- und ehrſüchtigen Söhne! O, nur Gelegenheit, zu Ehren und zu Ver-

dienſt, und — man kann darauf bauen — Deutſchlands Namen würde wie der des alten Roms von Pol zu Pol erklingen, und ſeine Banner würden nicht allein von unſerm Welttheile, ſondern noch etwas weiter hinaus, mit allem möglichen Reſpect begrüßt werden.

Im Kreiſe alter Waffenbrüder verbrachte ich einige fröhliche Tage unter Erinnerungen an die Zeit, die in kurzem Raume des Großen und Wunderbaren ſo Vieles geboren, die wie nie zuvor Aufſchluß gegeben über die gigantiſchen Kräfte einzelner Männer, die ſo gewaltig in das Leben ganzer Völker und Welttheile eingriffen, ſobald ein anſcheinend nichtsſagender Impuls ſie zum Leben geweckt hatte. Wir ſcherzten und lachten, ſprachen vom alten Leibregimente des hochſeligen Herrn mit dem Zopfe; von Madrid, von Moskau, von Paris und von der Caſſeler Emeute, und wunderten uns nicht mehr darüber, daß über ſo vielem Erlebten das Haar von Manchem unter uns zu Schnee erbleicht war, wohl aber darüber, daß das Herz faſt aller noch ſo luſtig im alternden Körper pulſirte trotz dem, daß er ſchon ſo manchem Potentaten gedient hatte.

Nicht ohne meine Kenntniß — von heſſiſchen Zuſtänden ſchon in Hofgeismar bedeutend vermehrt zu haben, ſetzte ich meinen Wanderſtab am vierten Tage weiter, und flinker als man es eigentlich von einem Invaliden erwarten kann, der ſo lange, abwechſelnd, bald in der heißen, bald in der kalten Zone gedient hatte, ſchritt ich auf der Hauptſtraße, welche

zur Residenz der Kattenfürsten führt, ganz wohlgemuth von dannen.

Als leichter Reiter an das Recognosciren gewöhnt, pflege ich in der Regel an jedem etwas bedeutenden Orte zum Auslugen ein wenig anzuhalten, besonders in Hessen, wo man überall Neues im schnellen Wechsel zu sehen Gelegenheit hat. Sonst war es fast überall noch ziemlich düster darin; urplötzlich hat sich die Scene erhellt, fast zu viel, als daß die, welche man — Gott weiß weshalb — die Blinden nannte, es auf einmal ertragen könnten.

Gräbenstein ist eine Stadt; deshalb hielt ich bei dem ersten Gasthofe an, um mir dessen Localitäten und die Menschen, die ich etwa als Gäste darin antreffen würde, etwas näher zu betrachten. Das jetzige so glänzende Hotel war zur althessischen sowie zur westphälischen Zeit eine sogenannte Kneipe für Soldaten gewesen, die dort ihr Commisbrod mit dem allbeliebten deutschen Lebenselixire, dem deutschen Schnapse zu befeuchten pflegten; wo indessen auch ehrsame Bürgersleute Abends, bei einer spärlich brennenden Oellampe ihr Solo, oder zur Veränderung auch wohl eine Parthie Schaafkopf spielten. Alles wie es sich schickte zur damaligem Lage der Dinge! Aber wie war das Alles so ganz anders geworden in dem einst so dunkeln Hause! Es war wie gesagt ein Hotel geworden, zum „hessischen Hofe" genannt, mit hohen stattlichen Zimmern, von dessen künstlich gemalten Plafonds Kronleuchter und Liverpoollam-

pen an glänzenden Metallketten herabhingen. Stöße von Zeitungen waren auf den Tischen ausgebreitet, und zierliche Kellner kredenzten den Gästen Wein, Grog und Limonade. Ueberall wohin ich blickte, Vornehmheit, Bewegung, Meinungsfreiheit, Opposition. Und das Alles von Rechtswegen! sagen die Leute von Gräbenstein wie von Schilda. Alles im Geiste der Zeit! Wer kann ihnen widersprechen? Sie müssen es wohl verstehen! Wo sie einen Gemeinrath haben, ihre Deputirte zum Landtage schicken, und wo die Nationalgarde im Feuer exercirt — da ist Alles geregelt wie es nicht anders sein kann!

Gräbenstein ist wie früher bemerkt eine kleine Stadt, die vormals in den ehrwürdigsten und ältesten Beschäftigungen der Menschheit — im Ackerbau und in der Viehzucht ihre Haupterwerbsquellen fand. Jetzt bemerkt man dort eben sowie in Hofgeismar einen Anstrich von Lack und Firniß an dem vom Geiste der Zeit geglätteten Bürgersmanne. Der ehemalige rüstige Ackerbauer liegt jetzt bequem gestreckt mit der langen Pfeife auf dem modernen Sopha, liest Morgens die Zeitung bei dem Caffee, und geht regelmäßig jeden Abend in den Club, deren man heutigen Tages in jeder rechtlichen Landstadt von 3000 Einwohnern wenigstens zwei, wenn nicht noch einen dritten für gemischte Farben findet. Der eine ist für den Herrn Stadtschreiber und seine Collegen, und nehmen die Kaufleute daran Antheil; Sonntags verfügen sich auch die Damen der genannten Herren im großen Staate dahin. Die andere Gesellschaft wird von den

Ackerbürgern, jetzt Oeconomen genannt, wenigstens dreimal wöchentlich besucht. Doch auch sie wissen zu leben, und wenn sie den Stiftungstag der philantropischen, die Sitten läuternden Gesellschaft feiern, trinken die Männer ihren Grog, während die Damen bei einer Schaale trüben Thees über die Dienstboten klagen, die sich über ihren Stand erheben, oder über die Monate discutiren, in denen die Hühner Windeier legen.

Aus Mangel an einem passenden Locale, versammeln sich die Kleidermacher, Stiefelkünstler, Hufeisenfabrikanten und Lederappretirer, die sich wiederum streng von den Oeconomen sondern, in dem Gasthause „zum gestiefelten Bock.“ Indessen wird auch diesem, schon längst von den Gattinnen der Erwähnten gefühlten Uebelstande nächstens abgeholfen werden, wie mir lächelnd der Wirth im hessischen Hofe versicherte. Es ist nämlich eine Gesellschaft von Handwerkern, einen reichen Lohgerber an der Spitze, zusammengetreten, um vermittelst Actien, ein Bürgercasino außerhalb der Stadt, auf den Trümmern der alten Ritterburg zu begründen. Ein stattlicher Felsenkeller, das Hauptzeichen wiederkehrender Deutschheit, welcher bereits von dieser Gesellschaft erbaut worden ist, erregt nicht wenig den Neid der beiden ersten Gesellschaften, welche sich hier offenbar vom dritten Range haben überflügeln lassen.

Keine Satyre! freundlicher Leser. Ich erzähle hier was mir die Chronik von Gräbenstein während meines Dortseins berichtet hat. Die Bourgnoisie erhob sich dort mit einem Male zur

Selbstständigkeit, als man die Garnison eine Zeitlang pro poena von dort nach Cassel verlegt hatte.

Man lasse die Leute immerhin gewähren! Bildung muß auf irgend eine Weise zum Gemeingut werden. In der Bildung und Aufklärung unsrer Zeit beruht ausschließlich das Glück der kommenden Generationen. Die Welt ist groß. Wer schach wird, zieht mit Weib und Kind nach Amerika aus und schließt sich der großen Societät an, welche sich zur Cultur des ungeheuern Welttheiles jetzt ganz ernstlich dort constituirt hat.

Auf meinen mit jedem Jahre erneuten Wanderungen, kann ich oftmals nicht umhin, den Leuten beizustimmen, die einen Theil des auf uns lastenden Ungemachs dem Zeitgeiste zuschreiben, der durch die gewaltigen Ereignisse, welche Europa in den letzten funfzig Jahren erschütterte, zu früh geboren, jetzt wie ein verzogenes unreifes Kind keck unter die Menge tritt, um Befriedigung seiner tausend kindischen Whims, seine vermeintlichen Ansprüche und Forderungen von denen zu verlangen, die, weil sie seine Geburt im Laufe der Natur um funfzig bis hundert Jahre später erwarteten, nicht einmal die Windeln, geschweige denn Nahrung, Wohnung und anständige Bekleidung, oder gar schon geschriebene Weisheit zum Unterricht für den vorschnellen Renner in Bereitschaft hatten.

Alles, von der bekannten nordischen Gräfin bis zur Zofe und den Stiefelwichser herab, will emancipirt sein. Emancipation! ist das stürmische Feldgeschrei sogar bei den sonst so zaghaften

Kindern Israels geworden. Alles strebt nach Freiheit; der kecke Geist möchte seiner irdischen Umkleidung entspringen schon lange vor der Zeit; man sieht es an der sich stets vermehrenden Anzahl von Equilibristen, die sich durch einen kühnen Sprung ins Jenseits versetzen.

Freiheit, ist das heißersehnte Gut, nach dem die Menschen nicht aufhören zu ringen, obgleich sie alle recht gut wissen, daß sie derselben nicht eine Secunde früher theilhaftig werden, als bis der Tod ihnen die Pforten des beengenden Kerkers entriegelt. Was ist sie selbst da, wo sie in der Meinung so Vieler im engsten Sinne des Worts zu Hause scheint — im Lande der Britten, oder in den vielgepriesenen nordamericanischen Freistaaten? Etwa etwas anderes als ein widerwärtiges Götzenbild, zu der man die göttliche entstellt hat? Wer nicht glauben will, der gehe und sehe mit eigenen gesunden Augen!

Freiheit ist eine Hieroglyphe. Körperlos wie die Seele, ist sie das luftige Element, auf welchem der Körper zwischen Hölle und Himmel schifft, ohne sich jemals durch die Geschichte der Menschheit in seinen Luftfahrten irre machen zu lassen.

II.

Etwa eine Stunde von Gräbenstein erblickt man, vor der sich gleich hinter dem freundlichen Dorfe Burguffeln erhebenden Anhöhe, ein wahrhaft entzückendes Panoram, aus dem auf den ersten Blick die Charakteristik des ganzen Hessenlandes hervortritt. Rings um grüne dichtbelaubte Berge, im Hintergrunde, auch einzeln zwischen den Forsten hervorragend, schroffe Felsen, die gleich nackten Athlethen, in kühnen Stellungen dem Boden entsteigen, viele von ihnen mit zerfallenen Ritterburgen gekrönt, von denen manche so alt erscheinen, wie der alte Name des Volkes selbst. Hundertarmige Rieseneichen scheinen auf den langgedehnten Bergrücken die Wolken zu tragen. Unten aber, in den fruchtbaren grünen Thälern, rührt sich das kräftige Landvolk, dessen sonnenverbrannte Gesichter fast überall von langem, meist dunkelm Haare umwallt, an das kriegerische Urvolk der Katten erinnert.

Kein Volk in Deutschland hat sich zur Zeit der Fremdherrschaft seiner Abstammung würdiger bewiesen, als das hessische. Keins hat mit größerem Widerwillen die fremden Fesseln getragen; kein anderes hat blutigere Opfer für seinen angestammten Regenten gebracht. Sieht man zum enstenmale von diesen Höhen auf die so bezeichnende Natur der weit ausgedehnten Landschaft hinab, so wird man bald die Ueberzeugung erlangen, warum die Hessen so wenig als die Tyroler eine andere als

die volksthümliche Regierung, selbst wenn sie eine despotische war, zu ertragen vermochten.

Hart und rauh, aber ganz so verständlich als die Natur, welche es umgiebt, ist die Sprache des Volkes. Der Schritt des Hessen sowie seine ganze Haltung ist aufrecht, stolz und beherrschend. Sein Auge funkelt während der Rede. Man sieht es ihm auf den ersten Blick an, daß er zum Kriege geboren ist. Man möchte die Hessen Deutschlands Basken nennen, wenn man sie so keckverwegen, die rothen oder grauen herabhängenden wollenen Mützen auf dem langen dunkeln Haar, in ihrem kurzen, faltig um die Hüften geschlungenen weißen Unterrocke einherschreiten sieht. Die einzelnen deutschen Zerrissenheiten bieten in der That dem Beobachter so viel Erfreuliches dar, daß der Wunsch desjenigen unter den deutschen Herrschern, der ein König des Ganzen sein möchte, weniger als eine Sünde zu nennen sein dürfte.

Mein nächstes Ziel war das fürstliche Lustschloß Wilhelmsthal, westlich von der Landstraße mitten im schattenden Dunkel des umfangreichen Waldes gelegen, der sich von dort bis zum Gipfel der berühmten Anlagen von Wilhelmshöhe hinanzieht. Zur Zeit als im neugeschaffenen Königreiche Westphalen Alles umgetauft oder wiedergetauft wurde, ward das Schloß nach der Königinn „Katharinenthal" genannt. Stundenweit von jeder menschlichen Wohnung entfernt, war es damals das stille Asyl, wohin sich die Fürstin, Glanz und Hoheit able-

gend, nur von sehr wenigen ganz Getreuen begleitet, zurückzog, um vom damals so großartigen Getümmel des Hoflagers zu Cassel entfernt, nur dem rein menschlichen Gefühle zu leben, welches die Königin vor Allem hochhielt. Konnte ich doch einmal in der Nähe unmöglich den Ort umgehen, wo ich selbst zu verschiedenen Malen als Leibwächter vor den innern Gemächern Schildwacht gestanden hatte, bevor ich in meinem patriotischen Eifer gleich andern ehrlichen Deutschen veranlaßt wurde, die Waffen gegen den schwachen, aber nichts weniger als bösartigen König Jerome zu kehren.

O, lieber Leser, wärest Du Augenzeuge gewesen von der großen patriotischen Bataille auf den Höhen von Cassel, unfern von dem einzeln stehenden Gasthause, welches so wie damals noch heutigen Tages „die Knallhütte" genannt wird, und das von der dort vorgefallenen Affaire eine nicht geringere Berühmtheit als die Häuser von la belle alliance erlangt — hättest Du die darauf folgende Retirade mit angesehen und das deutsche „sauve qui peut" gehört, als die Sache, wie voraus zu sehen, schief ging — o, Du hättest gewiß viel darum gegeben! Du wüßtest dann auch, weshalb es im ehemaligen Königreiche Westphalen so viele Menschen giebt, die einen Orden tragen — selbst den schwarzen — und weshalb andere gar keinen haben. Aber so weißt Du Nichts, und es ist gut daß Du Nichts weißt, denn nicht Alles was auf Erden geschieht, taugt in die große Weltgeschichte.

Dort auf meinem Posten im Schlosse zu Katharinenthal war es ja gewesen, wo ich um die stille Stunde der Mitternacht, die halbunterdrückten Seufzer, unter denen meine damalige hohe Gebieterin, einem theilnehmenden gleichgestimmten Wesen — vielleicht einer ihrer getreuen Kammerfrauen — was weiß ich — den herben Kummer klagte, in der Fülle der höchsten Kraft, und blühend wie wenige Königinnen auf Erden, an den herzensguten aber schwächlichen König gefesselt zu sein, während zur selben Zeit der schwache König in Cassel süße Nächte feierte in den Armen deutscher Frauen aus den allerälteſten Geschlechtern.

Katharinenthal war damals der stille Sitz verborgener Minne, ein ächter paphischer Hain. Mancher Seufzer wurde in seinem heiligen Schatten erlauscht, und gewiß mancher erhört in seinen kühlen Grotten, im Tempel des Neptuns am Ufer des blüthenumkränzten Sees, oder in den nahen Burgruinen, zu denen nur Auserwählte den goldenen Schlüssel führten. Ach, man liebte sich dort, und doch dachte damals niemand an Pietismus!

In tiefes Nachdenken über das Sonst und Jetzt versunken, hatte ich langsamen Schritts den Eingang der prächtigen Hauptalleen erreicht. Aus dem kühlen Schatten der Linden- und Kastaniengruppen erhob sich endlich das reizende Sanscouci. Vom Gipfel des nahen Felsens blickte stolz der Thurm der Burgruine, auf dem sonst das Banner mit dem Adler wehte, sobald jemand

von der königlichen Familie anwesend war. Im Strahle der scheidenden Sonne blitzte wie flüssiges Gold der See, auf dessen sanftbewegten Wellen die weißen Schwäne einherzogen und mitten unter ihnen die buntbewimpelte Staatsbarke, mit schön gepnzten Herren und Damen vom lustigsten Hofe in Deutschland, ein schnurriges Völkchen, von denen manche erst in Cassel zu leben gelernt, und die sich hier mit einem air, als wären sie es seit undenklichen Zeiten gewohnt, beim Schalle der Flöten und Hörner in gänzliches Vergessen der Vergangenheit wie der Gegenwart einwiegen ließen, und die Mehrzahl von ihnen war doch wenigstens der Geburt nach Deutsche zu nennen.

Wie ehemals winkte der glatte Rasen des bowling green zum Ballspiel und zur blinden Kuh, Spiele die niemand besser verstand als die lebensfrohe Königin. Der Wasserfall rauschte und die Nachtigall sang wie ehedem ihr schmelzendes Lied in den Zweigen der babylonischen Weiden, die ringsum den See bekränzten. Nur Schritt für Schritt näherte ich mich dem Zaubergarten, denn es gefiel mir, mich möglichst lange in einer mir wohlthuenden Täuschung zu erhalten.

Endlich jedoch stand ich am Eingange des lieblichen Schlößchens, und der schöne Traum verschwand plötzlich wie auf den Zauberschlag irgend eines unheimlichen bösen Dämons.

Was ist aus dir geworden? mon bijou nannte dich die freundliche die Freude liebende Katharine. Auf deinen Schwellen wuchert Unkraut, und häßliche Spinnen haben ihre grauen

Nebelschleier um die Fenster gewoben, die einst mit Gold und Purpur drapirt waren. Die Stille des Grabes herrscht im Innern der damals so prächtigen, mit den Kunstschätzen der ersten Meister gezierten Gemächer. Gleich düstern Katakomben ragen aus den Gebüschen die Grotten, in denen einstmals die lieblichsten Madrigale zum Tone der goldnen Saiten erklangen. Gestorben ist die einst so lebenswarme Zeit. Kalt schreitet die lebende Gegenwart über die Trümmern der Freude.

Die schönste Zierde des Parks — die Grotte des Neptuns, war ein wüster Steinhaufen geworden, dicht mit wildem Gestrüpp überwachsen. Nur die Burgpine auf dem Felsen stand noch fest wie damals, und blickte in ernster Haltung auf die Zerstörung ephemerer Königspracht zu ihren Füßen.

Schaurig rauschte der Abendwind in den nahen Pinien, und als mittendurch der Wasserfall, der mir ehedem so melodisch klang, wie Klagelaute eines Sterbenden am Felsen verhallte, da kam es mir fast vor, als habe man den Menschen Unrecht gethan, die sich hier einst unter einander liebten und so harmlos freuten; ich meine damals, als man ihre Freude so grausam störte und ihnen Alles nahm, was sie ergötzte. Freut sich doch noch heutiges Tages so mancher Mensch in der Welt, ohne sich viel darum zu kümmern, woher die Mittel entstanden, mit denen seine Freuden bezahlt werden. Warum sollten es nicht auch Jene? Aber es sollen sich immer nur diejenigen freuen, denen die Macht zur Seite steht. In der Macht aber

liegt das Recht, und im Recht liegt der Inbegriff jeglicher Freude.

Mit untergeschlagenen Armen blickte ich lange auf die theils verödete, theils in Trümmern liegende alte Pracht, als ich zwei eisgraue Männer bemerkte, die mir von einem in der Nähe stehenden Arbeiter, als der Castellan und der Hofgärtner von Wilhelmsthal bezeichnet wurden. Anfänglich umkreisten mich diese Herren in weiter Entfernung, dann kamen sie näher und stehen bleibend betrachteten sie mich haarscharf, wie man ein Wunderthier zu betrachten pflegt, wahrscheinlich weil sie sich nicht in meine, durch so eigenthümliche Ideenassociation mehr wie gewöhnlich aufgeregten Gesichtszüge, die ihnen bedenklich vorkommen mochten, hineinfinden konnten. Während ich selbst endlich anfing, meine Betrachtungen über die beiden Männer anzustellen, konnte ich in ihrer äußeren Gestalt nichts weniger als die Repräsentanten der mir hier bekannt gewordenen Zeit erkennen. Der Farbe und dem Schnitt ihrer Kleider nach zu urtheilen, schienen sie Menschen aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu sein. Ihre Gesichtszüge waren so starr als die Zeit, welche sie geboren hatte. Sie verriethen so wenig eine Spur von der großen französischen Revolution als von der letzten Restauration und der daraus hervorgegangenen Neugestaltung der Dinge. Dem aufmerksamen Physiognomen wäre es vielleicht gelungen, einen Zug aus dem berüchtigten Feldzuge in der Champagne zu entdecken; denn offenbar gehörten

ſie dem großen Geſchlechte der Unverbeſſerlichen an, die weder zu lernen noch zu verlernen bemüht ſind. Wenig ſchienen ſich die beiden Männer, deren größtes Glück einſt Zopf und Haarbeutel geweſen, um die jetzige Welt zu bekümmern. So wie die Bewohner der Faubourg von St. Germain, deren wohlgelungene Portraits man auch ſchon wieder bei uns in vielen Exemplaren, zur Ausſtaffirung der neuen Paradiesgärtlein antrifft, träumend immer nur vom wohlriechenden Zeitalter der Ludwige reden, oder redend davon träumen, ſo war auch für jene beiden Herren die Zeit des alten Kurfürſten die Weltgeſchichte geworden und der Maaßſtab für alle Ereigniſſe. Gleich ausgewetterten Eichen waren ſie ſtehen geblieben mitten im Sturme der Zeit. So wie die letztern nur noch ſpärlich die dürren Aeſte hinausſtrecken über den luſtig unter ihnen aufſchießenden jungen Wald, ſo ſind auch von den erſteren immer noch einige wohlerhaltene Exemplare vorhanden als Memento an die Zeit, von der man nicht eigentlich weiß, ob man ſie loben oder tadeln ſoll. Jedenfalls war ſie die Mutter der Gegenwart, und man zählt ja diejenigen nicht immer zu den Beſten, die ohne Unterlaß ſündigen gegen das vierte Gebot.

Ich konnte nicht umhin, den alten Herren wenigſtens aus der Ferne meine Ehrfurcht zu beweiſen, indem ich ihnen eine recht tiefe Verbeugung machte. Ihre Züge verzogen ſich jedoch kaum zu einem vornehmen Lächeln; vielleicht hätte ich als ein Mann der großen heſſiſchen Revolution Gnade vor ihren Au-

gen gefunden, aber ich fühlte mich zu Expectorationen nur wenig aufgelegt, weil es mir unheimlich neben den wandelnden Mumien wurde, deren Zeit längst tief im Grabe lag. Wer vermag sich ferner noch gegen den Einfluß des gewaltigen Geistes zu schützen, der bald wie aus vorweltlichen Gräbern zu Tage steigend, bald wie Jesuitismus in schwarze Nacht gehüllt sein lichtscheues Wesen treibt, bald in Tagesklarheit mit Siebenmeilenstiefeln über den Erdball schreitet, um ohne Ansehen der Person und ohne Berücksichtigung des historischen Rechts, aufzubauen und niederzureißen, wie es ihm und nur ihm allein scheint recht zu sein und allen billig.

III.

Das kurfürstliche Lustschloß Wilhelmsthal ist vermittelst mehrere durch den Wald gehauene Alleen mit den weltberühmten Anlagen der drei Stunden entfernten Wilhelmshöhe verbunden. Sie führen bergauf, bergnieder, endlich immer höher hinauf zum Scheitel des Gebirges, bis der überraschte Wanderer plötzlich das weite Plateau übersieht, auf dem in riesigen Behältern die Quellen gesammelt werden, welche dem römischen Aquaduct, den Kaskaden und der großen Fontaine in der jenseitigen Tiefe die nöthigen Wasser zuführen.

Gigantisch wie der fabelhafte Coloß von Rhodus, ragt das eherne Bild des Herkules von der Platform des Octo-

gons, auch Riesenschloß genannt, zum Himmel empor. Ein geübtes Auge kann ihn bei hellem Wetter, von einem günstigen Standpunkte aus, in einer Entfernung von zehn Meilen deutlich erkennen. Das Riesenhaupt scheint gleich dem eines Titanen, an die Decke des Himmels zu stoßen, während sein Fuß die Welt unter sich verächtlich in den Staub tritt. So fest indessen die metallene Bildsäule auf ihrem Piedestale in der schwindelerregenden Höhe dazustehen scheint, so ist das letztere doch schon bedeutend unsicher geworden. Sollte man zu Cassel noch länger in der Indifferenz beharren, mit der man nicht allein dem theilweisen Einsturze der kostbarsten Wasserfälle, sondern auch dem wankelmüthigen Zustande des Octogons selbst, schon seit Jahren zugesehen hat, so ist die Zeit nicht mehr fern, in welcher auch dieser alte Herkules gleich manchem seiner Vorgänger im fernen Auslande, aus seinen Fugen weichend, in den ungeheuern allgemeinen Abgrund stürzen wird, wo in geheimer Werkstatt selbst das Edelste und Größte dieser Welt in seine Urstoffe zerlegt wird, um das Weltall neu daraus zu ergänzen.

So wenig als ein aufgewärmtes Gericht auf einer gut conditionirten table d'hôte, würde hier eine Beschreibung der vielen schönen Anlagen sein, welche die Wilhelmshöhe zum schönsten Park von Europa macht. Das einzige Verdienst, welches eine neue Beschreibung der Schlöffer und seiner Umgebungen jetzt haben könnte, würde etwa darin bestehen, wenn man

das, was von den unter den früheren Regenten so sorglich im baulichen Zustande erhaltenen Sehenswürdigkeiten allmälig in Trümmern zerfällt, etwas näher andeuten wollte.

Wohin man jetzt auf der Wilhelmshöhe den Blick wendet, sieht man die Vergangenheit im heftigen Kampfe mit der Neuzeit. Die häßlichen Strebepfeiler, welche den Herkules stützend das Octogon nur noch dürftig zusammenhalten; die vielen Lücken in dem der Antike so meisterhaft nachgeformten Aquaduct; die wüsten Schutthaufen, welche die einzelnen Wasserfälle umgeben; mit einem Worte, die überall sichtbar werdende Apathie, das große Werk in seinem unübertrefflichen Ensemble zu erhalten, reden deutlicher als die Sybille sowohl über das dereinstige Schicksal des unvergleichlichen Parks, als auch über das Loos, welches früher oder später noch manch anderes von kunstliebenden Fürsten errichtete Baudenkmal treffen wird. Morganatische Ehe wäre das letzte, was ich als treuer Diener als Auskunftsmittel der Liebe einem regierenden Herrn vorschlagen möchte. So weit die Geschichte reicht, hat dergleichen noch nie viel Gutes, am allerwenigsten für die Völker, in ihrem Gefolge gehabt!

Eine schnurgerade Doppel-Allee führt vom kurfürstlichen Schlosse eine Meile lang abwärts, von Villen und geschmackvoll ornirten Restaurationen gleichwie von einem Juwelenbande eingefaßt, bis an die Thore der Residenzstadt. Man kann die Barriere als den Anfang, Wilhelmsthal als den Endpunkt ei-

nes einzigen großen Parks betrachten, in dessen Mitte die eigentliche Wilhelmshöhe, wenigstens noch vor Jahren, als ein Solitair erster Größe alle derartigen Anlagen in der Welt vollkommen verdunkelte. Man kann daher dem Schönheitsinne des Königs Jerome nur Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als er von allen Städten seines neuen schönen Reiches, Cassel, die Perle am Fuldastrome, zu seiner ersten Residenzstadt erhob.

Die Kunst hat unleugbar Vieles auf Wilhelmshöhe gethan. Das Größte jedoch geschah dort von der Natur selbst. Eben so klug als bescheiden hat die Kunst nur so viel hinzugefügt, daß man das, was von derselben geleistet wurde, lediglich als Befolgung der von der Natur gegebenen Andeutungen betrachten kann.

Zur Zeit der Fremdherrschaft betrat man die Residenz, von Wilhelmshöhe kommend, durch ein großartiges, unter Jerome, in Form zweier antiker römischer Palläste erbautes Thor. Des Königs Geschmack war durch den öftern Anblick der, von seinem kaiserlichen Bruder im großen Pariser Museum angehäuften Kunstschätze hinlänglich geläutert, als daß er nicht hätte einsehen sollen, das frühere Thor, nicht viel besser als die Barriere neben einem Chausseehause, sei keine würdige Adenne zu dem großartigen Sommersitze auf der Napoleonshöhe. Zur Zeit der Restauration hat man in heftiger Apathie gegen alle Bauten aus jener Zeit die schönen römischen Häuser niedergerissen, und man fährt und reitet nun wieder wie ehemals

durch die schlechte Barriere neben der Thorwache zur Stadt hinaus.

Ueber Cassel selbst vermag ich nicht mehr und nicht weniger zu sagen, als das, worin alle Beschreiber übereinstimmen — die Stadt, wenigstens der Theil, welcher die Oberneustadt heißt, der größtentheils von französischen Emigranten erbaut ist, verdient den Namen „schöne Stadt“ in Wahrheit. An schnurgeraden, vorzüglich gut gepflasterten Straßen und zahllosen Plätzen reiht sich ein Pallast an den andern, so daß sich Cassel dreist mit andern, wenn auch viel größern Residenzen ohne Scheu messen kann. Schade! daß die Paläste verödet sind, und daß man auf Straßen und Plätzen das Leben und Treiben gewerbsthätiger Menschen vermißt. Nachdem sich sämmtliche Agnaten, welche sonst dort ihren Hof hielten — wer weiß — vielleicht aus zarten Rücksichten entfernt haben, giebt es Tage, an denen die Stadt, namentlich der noble Theil derselben, an das ausgegrabene Pompeji erinnert. Die sich auf den Straßen Begegnenden sind dann oft so selten, daß man sie eher für beschauende Reisende, als für Bewohner einer Stadt zu halten geneigt ist, in der ein Kurprinz Mitregent mit seiner Gemahlin, mit seinen vielen neuen und alten Räthen und einer nicht unbedeutenden Anzahl von Kammerherren, seinen Hof hält.

Die nächtliche Beleuchtung, die sowohl während der königlichen als der wieder darauf folgenden kurfürstlichen Zeit,

gleich zwei langen blitzenden Goldstrahlen durch die schnurgeraden Straßen lief, so daß es auch Fremden leicht wurde, sich zu jeder Stunde der Nacht zu orientiren, trägt jetzt in ihrem matten Schimmer die unverkennbaren Spuren eines neuetablirten vielleicht zu ökonomisch eingerichteten Staatshaushalts.

Fast mehr noch als das sehenswerthe Museum, die Bildergallerie und das Marmorbad mit seinen kostbaren Basreliefs, erregt der so großartig unter Wilhelm I. begonnene Bau „der Kattenburg" die Aufmerksamkeit jedes denkenden Fremden. Schon seit zwanzig Jahren ruht der in so colossalen Dimensionen angefangene Schloßbau. Ja, schon zerfällt das wieder in Ruinen, wodurch der erste Kurfürst die vielen während seiner Regierung ausgeführten edlen Bauwerke beschließen und sich bei den Nachkommen ein für die spätesten Zeiten würdiges Denkmal errichten wollte. Der unterbrochene Bau der Kattenburg predigt lauter als manches Andere, dem schnellen Wechsel von Meinungen und Ansichten und die Veränderlichkeit, der Fürstenhäuser eben so gut als andere Häuser auf Erden unterworfen sind.

Moos und Nesseln, häßliche Schmarotzerpflanzen, die überall schnell da emporwuchern, wo sie Nahrung unter Schutt und Trümmern finden, haben die prachtvoll geschliffenen Baustücke des Pallastes überzogen, der für ein nachhaltig blühendes Geschlecht bestimmt war, und Eulen und Fledermäuse vom Instinkte geleitet, trieben ihr unheimliches Spiel in den ödstatren-

den Räumen, die noch vor wenigen Jahren zum Audienz- und Thronsaale bestimmt waren.

Ob wahr oder nicht? — kann ich nicht behaupten — aber es verlautet die Sage, daß es in den weiten Gemächern umgehe bei nächtlicher Zeit. Zu verwundern wäre es nicht, wenn der Geist des abgeschiedenen alten Herrn nicht Ruhe finden könnte ob des Vielen, was sich seit seinem Verlassen dieser Welt im Hessenlande zugetragen!

Mit einer Revolution hätte das treue Volk den Hochseligen so wenig belästigt, als der eben sowohl durch seine Gerechtigkeitsliebe als Sparsamkeit bekannte Regent Proceduren zugelassen haben würde, welche in der Neuzeit die Welt mit so viel Erstaunen als gerechten Unwillen erfüllt haben. Ein Jordanproceß würde selbst in den sogenannten despotisch hessischen Zeiten zu den im Lande unerhörten Dingen gehört haben.

Wohin die Rechnung führt, wenn man nach den seit vierzig Jahren erloschenen Fürstenhäusern, oder nach denen, welche die Thüren derselben selbst verschlossen haben, das Facit für die nächsten hundert Jahre zieht — ist schwer zu entscheiden. Aber ich habe vor noch nicht langer Zeit ein schönes alterthümliches Fürstenschloß gesehen, über dessen Hinterpforte mit goldnen Buchstaben die merkwürdigen Worte geschrieben standen: „palatium pulchrum, nisi emigrandum“ — und so oft ich jetzt an einem neuerbauten Pallaste vorübergehe, fällt mir jedesmal

die alte Inschrift ein, die des Bedeutungsvollen so Vieles in sich trägt.

Auf dem weiten, schönen Friedrichsplatze, auf dem Königsplatze, und in allen den breiten Straßen der Neustadt ist es, wie gesagt, so schaurig still geworden und mehr noch als in manchen andern größeren deutschen Städten, und dennoch legt man so wie in München, auch in Cassel fortwährend noch neue Straßen und Plätze an, die, wenn nicht gar fremden Volksstämmen, doch wohl erst den spätesten Generationen der jetzigen Bevölkerung zu Bewohnern vorbehalten sind. Ist es doch in manchen constitutionellen Staaten, als müsse man den Staat in der Residenz suchen! Ob nicht durch das Centralisationssystem, welches von den Staatskünstlern der Neuzeit als eine ganz neue Theorie — die es jedoch nicht ist — hingestellt wurde, um den von ihnen als nachtheilig erkannten Civillisten zu begegnen — ein Calculirthum entsteht, so wie der war, welcher einst nicht allein den Fall von Rom, sondern auch den Ruin von vielen andern mächtigen Staaten herbeiführte? — das ist — so sollte man wenigstens glauben — eine in constitutionellen Staaten nicht unerlaubte Frage.

Aber zu welchen Fragen sieht sich der Mensch nicht bewogen, sobald er z. B. nur die Geschichte der letzten 15 Jahre von Kurhessen durchläuft, sobald er die im Jahre 1830 dort vorgefallenen Ereignisse, die daraus hervorgegangene Constitution, die alljährlich darin vorgenommenen willkührlichen Abän-

derungen und Interpretationen, wohin wir unter andern die erst neuerlich wieder statt gefundene Abänderung des Namens „Staatsdomainen“ in „kurfürstliche Domainen“ zählen wollen, näher vor das Auge rückt? Zu welchen Schlußfolgerungen sieht man sich überhaupt nicht veranlaßt, sobald man auf dem Welttheater einen Blick hinter die Coulissen, einen andern nur flüchtigen in das lenkende Getriebe sich zu thun erlaubt, das keineswegs so versteckt ist als mancher der Machinisten zu glauben scheint?

Wohlmeinend rathe ich daher einem Jeden, sich dergleichen Blicke lieber nicht gelüsten zu lassen, sobald ihm Ruhe und das Heil seiner Seele lieb ist. Denn,

Da unten ists gar fürchterlich,
Drum versuche der Mensch die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen
Was sie gnädig bedecken mit Furcht und Grauen.

So sprach einst einer der edelsten von Deutschlands Dichtern, den man an manchen Orten heutigen Tages vielleicht weit weniger freundlich begrüßen würde als damals, und doch redete er die lautere Wahrheit. Grad aus! Nicht rechts, nicht links geschaut! Hat man gesehen, so will man sich auch sofort auf eine Meinung einlassen, und dies eben ist der erste Schritt zum Unheil — das Böse vom Guten unterscheiden zu wollen. Man halte für Gut, was ist, und für Schlecht, was nicht ist! Das ist die beste Philosophie für unsre Zeit. Man fährt gut

damit, und die ganze übrige philoſophiſche Weisheit kommt mir vor wie das fünfte Rad am Wagen. Um zu leben, muß man eſſen, trinken und ſchlafen. Ob uns Straßburger Paſteten und Oeil de Perdrix, oder Kartoffeln und Kartoffelſchnaps am beſten bekommen — das lehrt nicht die philoſophiſche Bücherweisheit, ſondern nur der entſcheidende Moment, den Schickſal, Zufall oder Beſtimmung, je nachdem es eine oder die andere der verſchiedenen Confeſſionen zu nennen belieben — über uns verhängt, und dem Hohe und Niedrige, Royaliſten und Radicalreformer alle auf gleiche Weiſe hier auf Erden unterworfen ſind.

Hart an der Fuldabrücke erblickt man hinter Wall und Graben, mit dicken Eiſenſtäben und raſſelnden Zugbrücken wohl verwahrt, das ſogenannte Caſtell, die Baſtille von Caſſel. Sie iſt eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit geworden nicht ungleich der berüchtigten Baſtille von Paris. Ach, gar Viele wackere Männer haben traurige Monate und Jahre, oft nur wenige entſcheidende Tage zur Zeit der weſtphäliſchen Regierung und ſeitdem auch in der Neuzeit darin verlebt. Zur weſtphäliſchen Zeit konnte man manchem der Unglücklichen, dem Wohnung darin angewieſen wurde, zurufen „larciate ogni speranza!“ denn ſie erblickten Welt, Himmel und Sonnenſtrahl oft nur dann erſt wieder, wenn ſie ihren letzten Weltgang auf den „Forſt“ hinaus antraten, um ihr heißes Blut für Fürſt und Vaterland auf dem grünen Raſen des dadurch weltberühmt gewordenen

Wiesenplanes unter den feindlichen Kugeln zu verspritzen. Der, welcher einmal Zeuge gewesen war vom Tode solcher patriotischen Märtyrer, der seufzt und lächelt zugleich, wenn er von Revolution in Deutschland hört.

Der Forst, eine fast unabsehbare Wiesenau, die von der Fulda, von der Leipziger Straße und von der Feldmark des schönen Dorfes Waldau begrenzt wird, ist der große Friedhof, auf dem Deutschlands edelste Männer den Todesschlaf schlummern. Im ganzen weiten deutschen Reiche giebt es keinen paßlichern Ort, um allen den Tausenden, welche freiwillig den Tod für das Gesammt-Vaterland starben, ein würdiges Denkmal zu errichten.

Mit Bewunderung bin ich oft Augenzeuge gewesen, wie Jünglinge, Männer und Greise, unter dem Rufe, „es lebe der Kurfürst, es lebe das Vaterland!“ als Märtyrer nicht allein für Hessen, sondern für Deutschland den schönen Tod dort starben. Wer es mit angesehen, mit welcher Begeisterung sie den Weg zum sichern Tode einherschritten, wie ein seliges Lächeln ihre sterbenden Züge verklärte, wenn ihr wahrhaft edles Blut den Rasen färbte, der fühlte es tief, daß nicht die einzelnen deutschen Völkerschaften in den Jahren 1805 und 1806 die Schuld vom Untergange des Vaterlandes trugen.

Als ich auch dieses mal, während ich den Forst besuchte, um den Manen der edlen Patrioten das wohlverdiente stumme Opfer darzubringen, nichts weiter dort erblickte, als ein verkrüppeltes,

mit wenigen Dornen eingehägtes Bäumchen, im Lande Heſſen ironiſch genug „die deutſche Eiche“ genannt, welches den Fleck bezeichnete, auf welchem das allerkoſtbarſte Monument, Namen und Ruhm der treuen für das Vaterland gefallenen Söhne der Nachwelt verkünden müßte, da bemitleidete ich tief die dort gefallenen Patrioten, und für den Patriotismus unſrer Tage erſtarb faſt die Achtung in meiner Bruſt; ich beneidete die Franzoſen wie ich es ſchon oftmals gethan um ihre Juliſäule.

Es war damals eine ſchöne große Zeit im Lande Heſſen, als alle Stände von nah und fern ſich brüderlich ohne Unterſchied des Ranges die Hände zum Bunde reichten, für die Herſtellung der Legitimität. Sie war das ſichere Vorzeichen, daß Deutſchlands Auferſtehung nicht ausbleiben würde. Damals kannte man weder künſtliche Emeuten noch jeſuitiſche Verſchwörungen; damals war es die ächte Revolution, die vor dem Richterſtuhle aller Zeiten beſtehen wird. Damals kämpfte das Volk für ſeinen geſalbten Patriarchen. Für welche widerſtrebenden Intereſſen werden Deutſche noch kämpfen in ihrer ſtets wiederkehrenden Zerriſſenheit!

Mißverſtandener Machiavelli! Sie haben Dein Bild vor den Fürſten, wie Du es einſt aufſtellteſt, tauſendfältig zergliedert und doch nicht begriffen mit Ausnahme eines Einzigen, und dieſer Eine, war Friedrich der Einzige. Bilder avant la lettre nützen nicht in der Hand des Layen! Hätteſt Du Deine Bilder mit Unterſchriften verſehen, ſo wären ſie nicht fälſchlich

interpretirt worden und hätten zum Fürstenspiegel gedient für alle Zeiten.

Der König der Franzosen setzte den in der Julirevolution Gefallenen Ehrensäulen und ein Pantheon. Soll es denn in Hessen nimmer einen Tempel geben für die Vielen, welche für ihr angestammtes Fürstenhaus bluteten? Das Bild eines Küfers sah man im Jahre 1830 in jedem hessischen Bilderladen. Vom braven Obrist Emmerich aber, vom Professor Sternberg, vom Heldenjünglinge von Hasserodt und den andern großen Patrioten die für das Vaterland in den Tod gingen, sah man nie und nirgends auch nur das kleinste Bild. Die Namen der Edlen sind mit dem Königreiche Westphalen zugleich untergegangen und in Vergessenheit begraben.

Es giebt im Lande Hessen viele alte und neue Sagen. Selbst der Löwe auf den ehemaligen so schnell erröthenden Groschen hatte seine Legende. Sie rührte vom Landgrafen Moriz her und weiter noch aus dem Morgenlande. Die interessanteste aber bleibt doch immer unter den neuern Sagen die, daß ein Küfer im Jahre 1830 eine Revolution gemacht haben soll. Am Ende hat ein Grobschmied die bekannten actenkundig gewordenen Drohbriefe geschrieben. Doch nein! solche Zumuthungen möchte ein ehrlicher Bürgersmann in Cassel nicht wohl auf sich sitzen lassen. Sie riecht zu sehr nach Mysticismus; dieser paßt nicht zum guten Bürgerthum, weshalb derselbe auch in Hessen nur in einzelnen Regionen seinen Fortgang nimmt.

Das Jahr dreißig ist wirklich ein recht tragikomischer Zeitabschnitt für Deutschland geworden. Hatte irgend ein junger Rathsherr Lust Bürgermeister zu werden, so wußte er auf gute Manier ein Charivari für den alten Herrn zu veranstalten. Der Candidat mischte sich eine lustige Weise pfeifend ganz unter das Volk. Hie und da raunte er auch wohl einem ehrlichen Bürger ein pereat, oder ein traggalu in die Ohren, und dieser, welcher das niemals gehörte barbarische Wort wohl gar für einen Ruf zur Ordnung hielt, brüllte es schnell mit seiner Stentorstimme in die Nacht hinaus, die das Staatsgeheimniß mit ihren Rabenfittigen umhüllte. Ein Paar lustige Vögel wiederholten das ihnen willkommene Stichwort, ein Stein flog gelegentlich in das Fenster der Magnificenz; der Geängstigte verkroch sich in den Keller und — die Revolution ex tempore war gemacht. Soldaten marschirten aus der nächsten Garnison heran, eine Untersuchung wurde eingeleitet, und der Rathsherr in petto war intermistischer Bürgermeister geworden noch ehe das Resultat der Untersuchung bekannt wurde.

Deutschland und Revolutionen passen so wenig für einander als Holzschuhe und Ballettänzer. Und das ist gut, sehr gut in der That! Wir verzichten gern auf die uns seit jener Zeit so oft zugedachte Ehre, und bitten eine gewisse jesuitische Parthei recht sehr uns ferner mit dergleichen unverdienten Ehren zu verschonen. Man sagt zwar die Rücken und Schultern der Deutschen wären gegen diejenigen anderer Völkerschaf-

ten von einer ganz vorzüglichen Breite, folglich ganz wie zum Dulden und Tragen geschaffen; indessen möchte ich daran zweifeln, daß sie auf die Dauer dazu gemacht sind, einzelnen Equilibristen in den Staaten zum Stützpunkt für wiederholt gewagte Luftsprünge zu dienen.

Bei aller seiner Ehrlichkeit, ist der Deutsche doch etwas sehr sauertöpfischer Natur, und es verdrießt uns, d. h. das deutsche Volk, noch länger als Deckmantel einer Seite zu dienen, die für sich im Trüben fischen möchte; oder einer andern, die nur deshalb unsern guten Fürsten zum Erhalten zahlloser stehender Heere und Gott weiß, zu was sonst noch, so eifrig rathen, damit sie selbst, um so länger, in dem sich selbst geschaffenen Paradiese belustigen können. Es ist eine vor Zeiten fast in Verfall gerathene, sich jetzt wieder mehr als je nach vorn hin drängende Caste, die mit einzelnen Ausnahmen, in den Augen des Biedermannes nicht zu den besten gehört.

Es fragt sich noch, welches die beste Polizei ist? Diejenige, welche gute Bürger zu entdecken bemüht ist, oder die, welche in jedem Menschen einen Schurken vermuthet.

Nach den Maßregeln zu urtheilen, welche man am Eingange in einzelne deutsche Staaten getroffen sieht, sollte man weit eher glauben, daß man sich in Sidney Cove, oder in einer andern, von den Briten, nicht eben aus dem nobelsten Theile ihrer Landsleute gebildeten Colonieen, als in einem, der, die steigende Cultur täglich im Posaunentone verkündenden deut-

ſchen Bundesſtaaten befände. Wenn das die einzige Folge der fortſchreitenden Bildung iſt, ſo ſollte man billigerweiſe ſofort alle Bücher den Flammen übergeben, die Papiermühlen von Grund aus zerſtören, und der Wiſſenſchaft vor allen fluchen, deren Höchſtes es geworden zu ſein ſcheint, jedem wohlgemeinten Worte eine falſche oder eine ihren Zwecken entſprechende Deutung zu geben, ſowie es nach einem mir einſt in Italien zu Geſicht gekommenen alten Codex der Fall überhaupt mit den Geſetzen ſein ſoll, ubi habent dublicem intellectum etc.

O, gäbe es ferner keine Lumpen, keine Papiermühlen und keine Preſſe mehr in der Welt! Dann gäbe es ferner auch keine Staatsſchuldſcheine, keine Actien und keine Diplome mehr um einen neuen Erbadel unter den Juden in Deutſchland zu begründen. Es würde eine neue Aera für das arme ſo geplagte Menſchengeſchlecht beginnen, und — es würde dennoch nicht eher ruhen bis es wiederum ſeine Päſſe, die Cenſur, Actien und Conſtitution, Eiſenbahnen, jüdiſche Barone und ſeine emeritirten Schauſpieler wie ehemals hätte — bis ſage ich — es den ganzen Kreislauf wieder von vorn durchgemacht hätte, in dem es ſich jetzt ſo ſehr moleſtirt fühlt. Schattenbilder bewegen ſich im engen Kreislaufe um die Axe der Ewigkeit. Wo Moder und Verweſung die Elemente jedes uns bekannten Daſeins ſind, was kann man anders erwarten als den Tod zugleich in jeglich neuer Erſcheinung. Iſt doch die Ewigkeit ſelbſt, nichts, als fortwährende Zernichtung des Beſtehenden um Neues dar-

aus zu gestalten. Selbst des Himmels goldne Sterne, so rein sie am klaren Aether glänzen, beherbergen innerhalb ihrer Strahlen der Tod. Allein die Hoffnung ist unvergänglich; nur sie bleibt allen ewig jung und ewig grün. Keine Herrschaft dieser Welt, keine Censurmandate vermögen sie zu zernichten; ist doch das sogar des Selbstmörders Tod eine Hoffnung, in dem Augenblick, wenn er sich mit einer Kugel das Gehirn zerschmettert. —

IV.

Es war an einem melancholischen Regenmorgen, als ich Cassel verließ. Da der graumflorte Himmel schon Tags zuvor nicht die erfreulichsten Aussichten zur Fortsetzung meiner Fußwanderung verhieß, so hatte ich schon Abends auf dem Wege zur Oper einen Platz in der nach Hannover abgehenden Diligence belegt und meine Effecten nach dem Posthofe bringen lassen. Der Regen goß bald in Strömen herab. Im Innern des sehr bequemen Postwagens fühlte man zwar nichts von der Tücke des Wetters, welches Berge und Wälder und die vor wenigen Tagen noch so schöne sommerliche Toilette der ganzen Umgegend in das schwärzeste Leichentuch, seines diesjährigen so beharrlichen Splenes eingehüllt hatte. Aber mein Gemüth wurde vom Trübsinn des Wetters angesteckt, welches fast immer Grau in Grau gemalt, dem in Deutschland Reisenden jetzt so man-

chen Verdruß macht. Eine fröſtelnde Unbehaglichkeit that an die Stelle der heitern Stimmung, welche mich die vorhergehenden Tage mehr als gewöhnlich belebt hatte und grollend ſtarrte ich auf die außerhalb an den aufgezogenen Fenſtern herabrollenden Tropfen, mit denen ich jetzt die große Ciſterne in der Wüſte Saharah angefüllt wünſchte, damit ſich Dromedare und ſtreifende Beduinen nach Luſt daran ergötzen möchten. Der Menſch wünſcht unaufhörlich, obgleich man recht wohl weiß, daß man nicht ſelten als ein Thor wünſcht.

In Deutſchland iſt es ſeit Jahren wieder ſo düſter und nebelig geworden, daß man ſelten einer freien Ausſicht auf längere Zeit froh wird. Kommen auch noch im Sommer langanhaltende Regen hinzu, ſo ſollte man es eigentlich Keinem verübeln, der ſich in ſolchen Zeiten noch menſchenfeindlicher geſtimmt fühlt als ſelbſt ein myſantropiſcher Britte, dem doch noch immer beim Splene ſeines Himmels die freiſinnigen Inſtitutionen des Landes Erleichterung gewähren. Es iſt in der That hart und mit Fug und Recht den reſp. Landſtänden zur Beachtung zu empfehlen, daß Wein und Bier, ſelbſt der Schnaps überall in Deutſchland mit ſo hoher Steuer belegt ſind, daß ſie vom Minderbemittelten nur im geringen Maaß bezogen werden können.

Sollten die trüben Wetter noch ferner im lieben Deutſchland vorherrſchend bleiben, ſo wäre recht ſehr zu wünſchen, daß jene Sorgenbrecher, als die einfachſten Hausmittel, von der

medicinischen Polizei in besondern Schutz genommen würden Was kann auch ungereimter sein, als Gegenstände für Luxusartikel erklären, oder Vereine gegen den Genuß derselben zu constituiren, da man sich bei mäßiger Anwendung schnell der heutigen Lebensverdrießlichkeiten entledigen kann!

In einem Lande wie Italien, wo die Sonne den größten Theil des Jahres hindurch im wolkenlosen Aether schwimmt, wo schon der Blüthenhauch zum Nectar wird, und des Himmels reiner Thau die ermatteten Glieder mit neuer Spannkraft erfüllt, da fließt das Leben jedes Menschen wie ein schöner Traum dahin. Edle Früchte und Reben die in der Glut der Sonne zur höchsten Vollkommenheit reifen, gewähren billig Speise und Trank für die nur wenig bedürfenden Magen. Dort hat der Mensch nicht angstvoll für Obdach zu sorgen und um die tägliche Nahrung zu ringen. Mögen daher Bier und Branntwein in den Ländern der Hesperiden immerhin hoch besteuert sein, die Natur gewährt ihren Bewohnern andere und bessere Nahrungsmittel dafür. Darin liegt auch der Grund, daß sie nicht auswandern diese Italiener, Sicilianer, Griechen, Portugiesen und Spanier. Sie vermehren sich wie der Sand am Meere, ihre Namen kommen nicht einmal alle in die Kirchenbücher, und doch haben alle auch ohne Heimathsgesetz, tägliches Brod, Obdach und Bekleidung. O, glückliche Länder degli lazaroni, des dolce farniente, der Poesie und der Liebe; auf eurem Boden leben und sterben die Menschen noch fortwährend im Stande

der vollkommensten Freiheit. Die Sonne wärmt die leichtbedeckten schlanken Glieder, und jeder Bettler ist Philosoph, Dichter und lustiger Rath obenein bei einem Prinzen, der sich des Umganges mit seinen glücklichen Landsleuten nicht zu schämen für nöthg erachtet, nur etwa, weil er ein Wappenschild führt, oder weil sein Namen auf der Liste der Staatsdiener obenansteht. Wo ist der Deutsche zu finden, der zu jauchzen und zu tanzen vermöchte auf einem Volksfeste, bevor er nicht eine gehörige Portion Bier und Branntwein zu sich genommen? und eben dies ist der ganze Rest von seiner ursprünglichen Volksthümlichkeit, ich sehe keinen Grund ein, warum ihm auch diesen letzten vom Originaltypus noch zu nehmen.

Meine Reisegefährten waren allmälig wieder entschlummert, nachdem sie sich gegenseitig durch ihre Gespräche dazu vorbereitet hatten. Was kann man Großes hören, selbst wenn man frei glaubt reden zu dürfen, von den Leuten, mit denen die Postwagen fast regelmäßig befrachtet sind! Commisvoyageurs; gastirende Schauspieler; Emissaire von Rothschilds; Schriftsteller, um auf einer schnellen Reise das kürzlich erhaltene Honorar mit leichterem Blute zu verthun, als sie es erworben; mürrische Hypochonder, die von einer Tour Besserung eines unheilbaren Uebels erwarten, etwa untermischt mit einer aus Genf oder Lausanne verschriebenen Bonne, — sie sind die stereotypen Erscheinungen jetzt in einem Eilwagen. Man er-

kennt die Leute, ehe man die Hälfte der ersten Station erreicht hat, selbst bei geschlossenen Augen.

Ich freute mich, als mir endlich der Sangershäuser Berg Gelegenheit gab, die menschenfreundliche Regierung des Königreichs aus Thaten, sofort an der Grenze, die wir jetzt erreicht hatten, kennen zu lernen.

Die Chaussee, welche von hier nach Münden hinabführt, war sonst, besonders im Winter, wenn sie durch die überall aus dem höher gelegenen Gebirge herabrieselnden Wasser, mit einer spiegelglatten Eisdecke überzogen wurde, oft nur mit Lebensgefahr zu passiren, und wurde deshalb nicht selten die Veranlassung zu den beklagenswerthesten Unglücksfällen. Ohne die dadurch verursachten sehr bedeutenden Kosten zu scheuen, hat man die Straße jetzt in bequemen Windungen um den Berg geführt, so wie es mit der um die berüchtigte Hube bei Eimbeck schon früher geschehen ist. Man erhält durch diese schöne Anlage gleich auf der Grenze eine gute Idee von den hannöverschen Landeseinrichtungen, und der erste Eindruck dauert bekanntlich am längsten. Leider giebt es in unserer Zeit wieder gar viele Eindrücke, z. B. solche, die neben einem reinen Stammbaume durch ein dunkles Lockenhaar und ein geschmackvoll gestutztes Bärtchen u. dergl. hervorgerufen werden. Daher ist auch die Erhaltung solcher Eindrücke ein Hauptstudium unserer Zeit geworden, und die ganze Sammlung französischer Toilet-

tengeheimnisse aus der trüben Zeit, welche der großen Revolution voranging, sind plötzlich wieder zu allen Ehren gelangt, welche die beiden auf sie folgenden Decennien ihnen zu rauben so eifrig bemüht waren.

Das kleine aber so höchst malerisch am Zusammenfluß von Werra und Fulda gelegene, in seiner reizenden Umgebung fast italienisch aussehende Münden, macht einen ungleich bessern Eindruck auf den Reisenden, als die düstern fast alle noch mit Wall und Mauern umgebenen hessischen Landstädte. Die hannöverschen Städte haben überhaupt einen ganz eigenen Typus. Man möchte ihn noch immer den englisch hannöverschen nennen, der sich nicht allein auf die Wohnungen, Sitten und Gebräuche der höheren Stände, sondern auch auf Hunde und Pferde derselben fast einstimmig erstreckt.

Nettigkeit, Behaglichkeit, comfort, roastbeaf und God save the king! leuchten fast aus allen hannöverschen Gesichtern. Es muß also doch wenigstens noch eine Freude sein, sich Hannoveraner nennen zu können, wenn man nicht länger mehr Engländer sein kann.

„Kann ich das Vergnügen haben ein Glas Wein mit Ihnen zu trinken?“ mit diesen Worten wandte ich mich in Münden an der wohlbesetzten table d'hôte an meinen Nachbar zur Rechten, der eben ein ansehnliches Stück vom saftigen Rindsbraten mit der Linken zum Munde geführt hatte, und siehe da — wir waren schnell durch die kurze Anrede befreundet.

Das Herz des Mannes, deſſen Vorliebe ich erkannt hatte, wandte ſich mir augenblicklich zu, indem er mit leuchtendem Antlitze ausrief: „in einem Bumper, dear sir! old England for ever!“

Warum ſollte auch ſein Auge nicht glänzen? war er doch ein alter Legionair, dem ſein gutes half pay zu verzehren vergönnt war, wo, und wie es ihm beliebte, und dergleichen Männer giebt es noch gar Viele in Hannover. Sie genießen Englands comfort in Hannover und lieben es deshalb mit engliſchem Herzen. Man liebt überhaupt dort mehr engliſch wie irgendwo anders, darum ſieht es auch viel feiner in Hannover aus, wie in jedem andern Lande, wo die Liebe weniger eine goldene, d. h. nicht engliſch iſt.

Wenige Orte ſind ſo wie Münden von der Natur zum Binnenhandel begünſtigt. Aber der abgeſonderte hannöverſche oldenburgiſche ꝛc. Zollverein tritt der Natur hindernd in den Weg und zerſtört allmälig die Betriebſamkeit, wodurch ſich die Einwohner der freundlichen Stadt vordem ſo ſehr auszeichneten.

Vom Stapelplatze des norddeutſchen Handels iſt dieſes ehemalige kleine Tyrus zu einem Einſchiffungsplatze für deutſche Emigranten herabgeſunken. Viele Tauſende unſrer vermeintlich oder wirklich hart bedrängten Landsleute verſammeln ſich dort alljährlich von der Zeit des erſten Lerchenſchlages bis zum ſpäteſten Herbſt, um die Weſer hinab nach Bremen zu ſchiffen, wo ſie als Ballaſt nach dem geprieſenen Lande verladen werden.

Nichts ist ansteckender als das Beispiel der Auswanderung. Die Hannoveraner haben bisher nur ungern die vaterländische Scholle verlassen. Seitdem aber die Uferbewohner tägliche Zeugen geworden sind, wie die Deutschen aus dem anscheinend überfüllten Vaterlande, wörtlich, in immer größeren Strömen hinausquellen, fangen auch diese schon an, zunächst die Bewohner des Sollingerwaldes, dem einmal gegebenen Impulse Folge zu leisten.

Die Landstände scheinen nirgends in Deutschland ein Mittel ausfindig machen zu können, wie man dem wachsenden Uebel begegnen kann Vielleicht betrachtet man auch wohl die Auswanderungsmanie als ein bewährtes Mittel, der Sorge um ein Paar tausend hungriger Magen jährlich überhoben zu sein Es ist also gut, wenn der Instinkt, welcher sie antreibt nach einem neuen Vaterlande umzusehen, das Verpflegungsgeschäft in Deutschland erleichtern hilft. Wer möchte sonst auch ferner an der Spitze der Finanzministerien stehen wollen. Stellen, die ohnehin jetzt mehr Ehre als Dank einbringen, da fast in keinem Staate die aufgestellten Budgets zur Zufriedenheit ausfallen?

Dransfeld ist die nächste Stadt, die man auf dem Wege nach Göttingen berührt. Sonst so unansehnlich, daß man ihre städtische Bedeutung kaum aus dem merkwürdigen Wappen über den Thoren zu erkennen vermochte, ist sie nach einer großen Feuersbrunst, welche sie vor einigen Jahren fast gänzlich ver-

heerte, als eine wirkliche Stadt, mit schönen Straßen und geräumigen Plätzen, verjüngt wie der Phönix aus der Asche emporgestiegen.

So sehr man auch in neuern Zeiten wiederholt gegen die vielen bei uns existrenden und noch täglich ins Leben tretenden Feuerversicherungs-Anstalten geeifert hat, so kann man doch nicht umhin, das Wohlthätige derselben anzuerkennen, sobald man den neuen Ort nach einem Brande entstehen sieht.

Scheint es doch fast, als hätten sich jene Institute zu einer Zeit, wo alles so rüstig der Vollkommenheit entgegenschreitet, eigens gebildet, um auch die Wohnungen der Menschen so schnell als möglich in Einklang mit der Zeit zu bringen.

Schwerfällige Giebel, vorspringende Ecken, käfigartige Erker mit düstern kleinen Fensterscheiben, passen schlecht zu dem neuen Leben, dessen nie endende Bedürfnisse endlich doch noch durch Dampf- und Gasapparate scheinen beschafft werden zu können Die Rechte der Menschen erheischen für jeden Einzelnen einen Antheil an der allgemeinen Glückseligkeit. Jeder denkt sich jetzt ein Mann, ein rechter Mann zu sein, seitdem ihm gestattet ist, in den Angelegenheiten des Vaterlandes ein Wort, und wäre es auch nur ein leises, mitreden zu dürfen. Wer einmal im prachtvollen Ständesaale, dem Throne gegenüber, auf dem Wollsacke gesessen, der denkt und fühlt jetzt ganz anders als vor Zeiten. Er fühlt sich unbehaglich im altväterlichen Hause. Nur in heller großartiger Umgebung lassen sich

die großartigen Gedanken faſſen, deren Entwickelung er jedoch bedächtig von einem Landtage auf den andern verſchiebt. Wer einmal an fürſtlicher Tafel Champagner genippt hat, dem ſchmeckt nicht ferner das einfache Bier ſeines Dörfchens.

In einer Zeit wo Alles zur Speculation geworden iſt, da konnte eine Speculation, als die, der Aſſecuranzen, die wie keine andere auf Kenntniß des menſchlichen Herzens beruht, nicht zu den letzten gehören!

Die Gegend von Münden bis nach Hannover bietet mit nur wenigen Ausnahmen ein Bild der vollendetſten Agricultur dar, wie man demſelben im nördlichen Deutſchland, außer etwa im Herzogthum Braunſchweig und im Magdeburgiſchen, nur ſelten begegnet. Dieſer Wohlſtand iſt größtentheils die Folge der Befreiung des Landmanns von den früher auf ihn laſtenden Servituten. Wohlbeſtellte Felder, gut gewäſſerte Wieſen, freundliche Dörfer mit reinlichen Straßen, die Häuſer durchgehends mit Schiefern und Ziegeln gedeckt, gut bekleidete Landleute mit blühenden Geſichtern deuten auf einen Bildungsgrad, wie er nur aus dem fortwährend zunehmenden Wohlſtande des Königreichs hervorgehen konnte.

V.

Als der Eilwagen in die Thore von Göttingen einfuhr, hatte der Regen aufgehört, und die Sonne ſtand ſo freundlich am blauen Himmel, als zuvor an einem heitern Sommertage. Aber in der weltberühmten Georgia Augusta war es bei allem über der Stadt ſchwebenden Sonnenlichte dennoch dunkel und trübe. Ein dunkler Schatten ſcheint noch immer über der einſt ſo freundlichen Stadt zu hängen, ſeit dem unglücklichen Tage, an welchem der General von dem Buſche, trotz Schuſter und Rauſchenplatt, trotz Barricaden, Communalgarden und Gemeinderath an der Spitze von 6000 Bajonetten in die geſprengten Stadtthore einzog.

So dunkel es ſeitdem in Göttingen geblieben, ſo hell und wöhnlich ſei es darauf im Königreiche geworden — hörte man hie und da berichten. Ich mag darüber nicht urtheilen, weil ich es immer recht wöhnlich überall im Lande gefunden habe.

Göttingen hatte beim Lichte betrachtet am wenigſten Urſache ſich zu beklagen. Aber das Reich der Doctrinaire war auch dort gekommen, und ein Zeitraum von hundert Jahren ſchien den Uebermüthigen mehr als hinreichend, das Andenken des liberalen königlichen Stifters und das ſegensreiche Wirken des geiſtreichen Münchhauſen in Vergeſſenheit zu begraben.

Die Welt iſt allerdings ein endloſer Cyclus lebender von den Todten ſich nährender Geſchöpfe. Aber auch ohne Locke's

Nachforschungen über den Ursprung der Begriffe und über die Methode der Erweiterung menschlicher Erkenntnisse studirt zu haben, haben doch schon Viele seitdem begreifen gelernt, daß der Advokat, wenn er Minister wird, immer sein eigener Advokat bleibt, und daß Advokaten zu Reichsräthen erwählt, nicht selten die eingefleischtesten Aristocraten werden.

Die Stadt erfreute sich vormals einer weit größeren Freiheit als andere Städte des Landes, und namentlich blieb den Studirenden — eine anständig academische Freiheit betreffend, nichts zu wünschen übrig. Auf keiner andern deutschen Universität war einem gebildeten jungen Manne so viel Gelegenheit gegeben, ein feines aus der Heimath mitgebrachtes geselliges Talent noch ferner auszubilden, da Jedem, der auf Anstand und Sitte Anspruch machen konnte, die höheren Zirkel bereitwillig geöffnet wurden. In diesen letztern sah man Alles vereint, was Geschmack, Talent und Gelehrsamkeit darzubieten vermögen. Auch der empfohlene Reisende verweilte gern in Göttingen, dessen höhere Stände sich stets durch eine wahrhaft edle Vornehmheit ausgezeichnet haben

Alles ist seitdem anders aber nicht besser in Göttingen geworden, nachdem es einmal die Schrecken einer außer dem Gesetz erklärten Stadt empfunden hat. Die Stände stehen einander jetzt in größerer Abgeschiedenheit gegenüber, als je zuvor. Mit dem Vertrauen ist auch die frühere allgemeine Geselligkeit aus den Kreisen verschwunden. Noch bis vor kurzer Zeit, wo man

sich endlich höheren Orts veranlaßt sah, in der Strenge nachzulassen, zogen fast fortwährend Pikets von Landgensd'armen durch die Straßen. Den Studirenden die am schlimmsten bei der Affaire weggekommen, obgleich nur sehr wenige daran Theil genommen, sind nicht mehr die fröhlichen Gesänge im Chore wie ehedem gestattet. Mit der Sicherheitskarte in der Tasche besuchten sie die Collegien, und in den öffentlichen Häusern wird überall mit dem Schlage der zehnten Stunde Feierabend geboten. Selbst der Fremde — mußte noch bis vor kurzer Zeit dem strengen Gesetze Folge leisten, wenn ihm eben sein Glas Wein im Kreise der Freunde am besten zu munden anfing.

So kam es, daß man verdrießlich am nächsten Morgen die etwas sehr theure Rechnung zahlte, und gern einer Stadt den Rücken kehrte, in der es einst so fidel herging, daß Heine, dem es offenbar zu wohl in Göttingen geworden war, den kecken Burschenübermuth zum größten Theil noch in die erste Hälfte seiner Reisebilder, durch welche er sich zuerst bekannt machte, übertrug.

Mit unbeschreiblicher Lust dachte Lord Wm. Stapelton, der höchst originelle Britte, als ich ihm einst zu London in Sohosquare ganz unerwartet begegnete, an die fidelen Fahrten der Göttinger Musensöhne, obgleich er ein ernster Mann geworden und längst seinen Sitz im Parliamente eingenommen hatte. Denken wir aber wohl nicht alle noch einmal daran, die wir damals den langgeschäfteten Insulaner, der auf seinem langge-

streckten Vollblutpferde in den weit über die dürren Waden hinaufgeschobenen Nankinmodesten eine so barocke Erscheinung war, wöchentlich zweimal zum Thore hinausbegleiteten, um Zeuge zu sein, wie er deutschen Unterricht in einer Landschule nahm, und mit den Knaben um die Wette sein A — B — Ab hersagte, lediglich um dem armen Ludimagister zwei Thaler für die Stunde zu zahlen. — Doch wer denkt wohl nicht mit Freuden an die heiteren Frühlingstage des alternden Lebens zurück, in einer Zeit, wo alles so neu geworden, und doch jedermann so alt zu denken bemüht ist!

Bürger von Göttingen! die ihr sonst so gut zu speculiren verstandet, laßt's euch gesagt sein, — es ist eure schlechteste Speculation gewesen, als ihr einen Gemeinderath erwählend, einigen jungen Doctoren, deren Köpfe mit unverdauten Doctrinen erfüllt waren, von der Tribune eines alten Rathhauses herab den Beweis zu führen erlaubtet — „daß Göttingen lange genug eine Universitätsstadt gewesen, um sich und dem Lande eine neue Regierungsform zu geben.“ O, wie viele von euch, die ihr Häuser und prachtvolle Sommersitze erbautet aus dem sauern Schweiße zahlloser Väter, deren Söhne den akademischen Cursus in euern Mauern vollendeten, würden gleich Chamissos Mann ohne Schatten trauernd aus den Thoren haben ziehen müssen, wenn nicht die alte Regierung Gnade für Recht hätte ergehen und euch die Hörsäle gelassen hätte. Wenn ihr wenigstens eine Zeitlang Muth und Ausdauer bewiesen hättet —

das einzige Mittel vielleicht um Sympathieen für euch zu erwecken, aber der Ausgang — — — nun, man hat euch überall menschlich bedauert. — Doch jedes Ding hat auch seine gute Seite. Die Göttinger Emeute hat die besonders gute Folge gehabt, daß mancher Göttinger Bürger mit seinem zum Theil übermüthig gewordenen weiblichen Hausperſonal ſich ſelbſt zum Heil und andern Städtebewohnern zur Nachachtung, auf den ihm höchſt nöthig gewordenen Standpunkt des juste milieu zurückgeführt iſt, den der dortige Handwerksmann über die Maßen überſchritten hatte.

Kein einziges von den deutſchen Crawalls hat Gutes gebracht. Exempla odiosa sunt, ſonſt könnte man die Wahrheit meiner Meinung im Lande ganz nahe bei Göttingen ſchon beſtätigt finden; oder — iſt man im Heſſenlande etwa weiter gekommen?

VI.

Eine ſchöne Hochſtraße nach Mc. Adams Manier, ſtets ſorgfältig erhalten, in der Breite von vier Wagenſpuren und mit Pfaden für Fußgänger, für welche man in den wenigſten Ländern ſo ſchön wie auf dieſer Straße geſorgt hat, führt von Göttingen weiter bis in das Herz des Königsreichs hinein. Je weiter man darauf reiſt, um deſto feſter wird unſere Ueberzeu-

gung, daß Ackerbau und Viehzucht auf einer sehr hohen Stufe im Lande stehen. Unabsehbare Kornfelder und schöne Wiesenflächen, mit glänzenden Viehheerden bedeckt, säumen den Weg fast ohne Unterbrechung

Dem Finanzminister eines Landes, in dem die gütige Mutter Natur in unerschöpflicher Kraft fortzeugend die Existenzmittel für eine zahlreiche Bevölkerung hervorbringt, werden die schlaflosen Nächte zum Theil erspart, worüber sich die Finanzmänner mancher andern benachbarten großen Staaten, deren Erwerbsquellen zwar mannigfaltiger aber auch mehr den Weltzufällen ausgesetzt sind, denen die Speculationen unsrer an Erfindungen so übermäßig reichen Zeit, so oft unterliegen müssen.

Die Vorwürfe des Antinationalismus, welche in neuester Zeit den Hannoveranern von Seiten des großen Zollvereins, namentlich auf so giftige Weise, durch dessen Organ, das Frankfurter Journal, wegen des Nichtanschlusses gemacht wurden, wird der unbefangene Beobachter unbegründet finden, sobald er sich eine Zeitlang im Hannöverschen verweilend, von der geographischen Lage, von der Natur des Bodens und vom Stande des Handels, der zum größten Theil schon auf hannöverschen Schiffen betrieben wird, überzeugt hat.

Daß man den Hannoveranern, besonders der Ständeversammlung, von welcher der Nichtanschluß dringend gefordert wurde, keinen Mangel an ächt deutschen Sinn Schuld geben kann, das beweisen zur Genüge die Verhandlungen der

letztern im vergangenen Jahrzehent und die edelfeste Haltung des ganzen Volks. Kein Volk in Deutschland verdient vielleicht mehr wegen seiner ernst besonnenen Sinnesart und wegen seines ruhigen Vorschreitens mehr unsere Achtung, als eben das hannöversche. Die Hannoveraner lieben die wahre Freiheit so gut und mehr vielleicht noch wie manches andre Volk, und eben deshalb wollen sie möglichst g a n z freien Handel und die Zollgrenze von Deutschland nur an der Meeresküste. Sie sagen, „ehe Bremen und Hamburg dem Zollvereine nicht beigetreten sind, bleiben alle zum Schutze des Handels getroffene Einrichtungen nur halbe Maaßregeln.“ Ferner behaupten sie nicht ohne Grund, „unser Land ist kein Fabrikland, weshalb sollen wir die Bewohner wieder durch eben so exorbitante Steuersätze drücken, wie solche nur zur Zeit der feindlichen Invasion bekannt waren?“ Der Haupteinwurf, den man so oft in Hannover hört, bleibt aber immer wohl der, „weshalb sollen wir Preußens Industrie auf Kosten unserer Staatskassen, welche Millionen verlieren würden, die zu bessern Zwecken verwandt werden können, ausschließlich groß und mächtig machen?“ Man bedenke nur den einzigen Artikel Salz, — es kostet die Tonne in Hannover 3 Rthlr., während dieser der Armuth allerunentbehrlichste Artikel im Zollvereine wohl fast 10 Rthlr. kostet, und wie eine Menge noch andrer wohlbegründeter Einwürfe heißen mögen.

Uebrigens kann man sich fest überzeugt halten, daß Han-

nover zum Wohle der Unterthanen beigetreten sein würde, wenn es selbst hohe Steuersätze gehabt, die es in Folge des Beitritts hätte ermäßigen können. Die deshalb von der Regierung gemachten Offerten bewiesen es zur Genüge.

Hannover ist jetzt ein glückliches Land. Auch ohne hohe Grundsteuer und hochhinaufgeschrobene Zoll- und Steuersätze sind dessen Landeskassen gefüllt, so daß man dort Bauten von Eisenbahnen, Häfen, Kanälen und alle mögliche das öffentliche Wohl befördernde Dinge unternehmen kann. Der Landmann ist fast durchgehends von den drückendsten Feudallasten befreit, und es gewährt Vergnügen zu sehen, wie gemächlich sich dieser ehrwürdige und älteste aller Stände jetzt im Genuß des freien Grundeigenthums bewegen kann. Warum nun rückwärts gehen? denn so meine ich und ich glaube mit Recht, jede neue Beschränkung der Freiheit durch erhöhte Zölle und dahin einschlagende Abgaben nennen zu dürfen.

Warum Familien, die vielleicht eines Einkommens von 500 Rthlr., wovon sie erträglich leben können, genießen, des Drittels berauben? Denn so viel beträgt es pptr., was man durchschnittlich in Hannover mit dem Anschluß an den großen Zollverein würde haben contribuiren müssen. Das würde doch ein zu großes Opfer für ein noch keinesweges allgemein klar gewordenes Prinzip gewesen sein!

Darum möge sich Hannover immerhin in diesem seinem alten Verhältniß fortbewegen, bis die Meeresküsten eines eini-

gen Deutſchlands zur allgemeinen Zollgrenze geworden, andere Einrichtungen auch im Königreiche Hannover nöthig machen. Wir können dem Lande nur Glück wünſchen in der von ihm beibehaltenen Haltung, weil es daſſelbe darum beneiden eine Sünde ſein würde. Uebrigens ſcheint man es auch im letzten großen Meinungskampfe für das für und wider im Innern von Deuſchland ganz außer Acht gelaſſen zu haben, daß das Königreich Hannover, weil es eine Flagge führt, die auf allen Meeren reſpectirt wird, doch auch wohl eine Meinung haben und Bedingungen daran knüpfen würde, die es als ſeefahrende Nation nicht eben für unbillig hielt

---

VII.

Die Fruchtbarkeit des Bodens nimmt mit jeder Meile zu, die man ſich der Hauptſtadt nähert. Schon bei Nordheim bedecken in der geſegneten ſogenannten „Börde" glänzende Viehheerden die grünen Auen längs den Ufern der Leine. Dort mündet auch die Ruhme, die im raſchen Fall aus den finſtern Schluchten der Harzgebirge herabſtrömt, ihre ſchäumenden Fluthen in die ſanfter fließende Leine, nachdem ſie reiche Ladungen von Dielen und Bauholz auf dem Holzmarkt zu Nordheim abgeſetzt hat. Da, wo ſich die Leine bei Eimbeck oſtwärts windet, um auch einen Theil ihres Segens dem glücklichen

Braunschweiger Lande zu spenden, ehe sie in malerischen Windungen weiter gen Hannover hinabzieht, mündet die Ilme in sie ein. Der an sich unbedeutende Fluß bewässert ein schönes fruchtbares Thal im Westen von Eimbeck, und wurde ehedem mehr als jetzt zum Transportmittel für Brennholz aus dem Solling nach Hannover benutzt. Nordheim, reich durch seinen Ackerbau und einst berühmt durch große Tabackspflanzungen, ist nach wiederholten Feuersbrünsten eine der schönsten Landstädte des Königreichs geworden. Die Stadt ist der Sitz eines Amtes und eines bedeutenden Postamtes. Der durch die sich hier kreuzenden drei Hauptstraßen stets rege Verkehr wird noch bedeutend dadurch vermehrt, daß ein Infanterie- und ein Reiterregiment in Nordheim garnisoniren, deren Officiere, zum Theil reiche junge Männer, große Freunde vom Wettrennen, von Bällen und anderen Lustbarkeiten sind, die stets Fremde in Menge herbeiziehen.

Auch Eimbeck wurde wie Nordheim im kurzen Zeitraume von bedeutenden Feuersbrünsten heimgesucht. Beide Städte würden sich ohne die solide Wohlhabenheit des größten Theils ihrer Bewohner neben den wohlthätigen Feuerversicherungsgesellschaften unmöglich so schnell haben erholen können, als es der Fall gewesen. Beide Städte sind viel schöner erstanden; nur ist sehr zu bedauern, daß beide mehrere merkwürdige alte Gebäude, vorzüglich Eimbeck, seine schönste Kirche verloren hat, deren Wiederaufbau noch Jahre erfordern dürfte.

Am äußersten Ende des von der Ilme bewässerten sich vom Fuße des Sollings bis fast nach Eimbeck hinziehenden Thales erhebt, von Laubkronen des Sollingerwaldes umgürtet, die alte Erichsburg ihre grauen Zinnen, während mehr im Vordergrunde aus üppigen Saatfeldern, zwischen denen Eisenhütten, Blankschmieden, Sägemühlen malerisch zerstreut liegen, die Mauern und Thürme der uralten Stadt Dassel hervorragen. Freunde der Geschichte, namentlich des Mittelalters, die sich durch die Geschichte des uralten Guelphenstammes in zahllosen oft kaum zu entwirrenden Fäden hindurchzieht, finden hier mehr wie anderswo in den braunschweigischen Landen reichhaltigen Stoff für ihre Forschungen.

Die einzelnen Domainen die man bisher zerstreut in der schönen Landschaft erblickt, hemmen weder die Regsamkeit noch die Wohlhabenheit des Landmannes. Bei weitem der größte Theil der früher vom Landmanne an erstere zu leistenden Frohnden, waren schon unter der milden Regierung Georg III. durch Vermittelung des sachkundigen Obercommissär Westfeld in sehr mäßige Geldabgaben verwandelt, die jedoch in neuerer Zeit auch mit den übrigen Servituten abgelöst wurden. Es giebt in jenen Gegenden nicht allein Bauerhöfe sondern ganze Dörfer, deren Feldfluren besser sind als die angrenzenden Domainen. Um gerecht zu sein, muß man einräumen, daß sich der Bauernstand in den hannöverschen und braunschweigischen Staaten am behäbigsten in Deutschland befand, schon lange vor dem

großen Kriege, der unser Vaterland nur deshalb aus den letzten lockern Fugen gerissen zu haben scheint, damit es in seiner Neugestaltung den imponirenden Platz in der Mitte von Europa einnehme, der ihm von jeher gebührte.

Hat man die Stadt Alfeld hinter sich, mit der ostwärts die Grenze des gesegneten Hildesheimer Landes beginnt, an dem Hannover mit Ostfriesland seine besten Acquisitionen gemacht hat, dann zeigen die sich rechts von der Heerstraße immer dichter im Leinethale an einander reihenden Schlösser, die mit parkartigen Anlagen umgebenen Landsitze, so wie die immer häufiger uns begegnenden glänzenden Equipagen immer deutlicher an, daß wir im Lande des Adels, des alten, stolzen, aber auch des reichsten Adels in Deutschland angekommen sind.

Hannover ist das Land des Adels, der schönen Pferde und der Repräsentation, und es ist etwas Nobles um diesen Adel, um die Pferde und die Repräsentanten. Doch muß man länger als der alles tadelnde Heine, oder der flüchtig schauende und dem ernsteren nachbetende Laube und dergleichen wandernde Literaten im Lande verweilt haben, und etwas mehr gesehen haben als die Leinstraße, den Marstall und Herrn Wessels schönes Britisch Hotel, um sich, nachdem man mit vorurtheilsfreiem Blick geschaut, an die Freiherren und ihre Stammbäume, an die Vollblutpferde und an das Repräsentationswesen zu gewöhnen und mit ihnen zu befreunden.

Der hannöversche, fast durchgehends sehr begüterte, Adel

ist stolz, weil er im Mittelalter mehr als in andern Ländern unabhängig durch die große Anzahl von Dienstleuten und Hintersassen, deren Lebensunterhalt durch ihn beschafft wurde, nur durch wenige lose Banden von unbestimmtem Umfange mit der Regierung verknüpft, selbstständig zwischen Regierung und Volk dastand. Er war der natürliche Beschützer seiner Hintersassen und an seiner unabhängigen Stärke brach sich die Macht und der Eigenwille der ohne ihn kraftlosen Regenten. Das gute Einverständniß mit ihm war das Hauptmotiv der ganzen Politik der Fürsten, denen die Gefahr nicht fremd war, die ein Bruch mit dem Adel des Landes zur Folge haben konnte.

Die Verhältnisse haben sich zwar hinsichtlich des Adels so wie in ganz Deutschland auch in Hannover bedeutend geändert. Aber Niemand wird verkennen, daß ein an Hülfsmitteln so reicher Adel, auch fernerhin von der Regierung als eine Hauptstütze in Beförderung mancher ihrer Pläne betrachtet wird, je betrachtet werden muß.

Dieses Einflusses sich fortwährend bewußt, ist der hannöversche Adel stolzer wie der Adel anderer Länder. Doch ist dieser Stolz mehr englischer als deutscher Art; es liegt etwas Nobles darin. Uebrigens ist der hannöversche Adel fast durchgehends human und in der Regel sehr gebildet; je nach den Umständen auch lieberalen Grundsätzen zugethan, und deshalb im Allgemeinen nicht unbeliebt bei dem Volke. Beschützer der Künste und Wissenschaften, Freunde eines feinen, raffinirten Le-

bensgenusses, so wie er durch die Zeitanforderungen bedingt und durch die großen ihnen zu Gebote stehenden Mittel leicht befriedigt wird — nehmen die hannöverschen hohen Herren gern Gelehrte, Künstler und talentvolle Männer in ihre Cirkel auf.

Man thut dem hannöverschen Adel Unrecht, wenn man demselben im Allgemeinen eine zu strenge Absonderung zum Vorwurfe macht. Der Umgang mit seines Gleichen ist ihm allerdings ein politisches Bedürfniß geworden, wie wir es auch in den übrigen Ständen der Societät wahrzunehmen Gelegenheit haben; indessen öffnet der Freiherr, eben weil er in Hannover ein ächter Edelmann ist, jedem wahrhaft gebildeten Manne ohne Unterschied des Standes gern die Thür seines gastlichen Hotels.

Der hannöversche Adel sagt man ferner, setze einen hohen Werth auf sein Protectorat. Das mag wohl nur ganz einfach daher kommen, weil diese Herrn in der Regel selbst im Stande sind, den Werth der Supplicanten zu prüfen. Bedarf jemand eines hohen Beschützers, so sollte man allerdings glauben, daß ihm ein solcher Mann ungleich lieber sein müßte als ein Siegfried von Lindenberg, dessen Originalen man noch immer von Zeit zu Zeit in andere Landen zu begegnen Gelegenheit hat.

Will man wissen ob die hannöverschen Barone, Freiherren und Grafen auch practische Menschen sind, so sehe man sich die Musterwirthschaften an, die sie auf ihren Gütern eingeführt haben, während so viele Rittergüter im mittlern Deutschland fortwährend verpachtet, von den Eigenthümern auf eine so un-

verzeihliche Weise vernachlässigt werden, daß man sie dem Aeußern nach weit eher für schlechtverwaltete Bauerngüter als für die Stammhäuser altadeliger Familien halten möchte.

Es ist unnöthig der großen Staatsmänner zu erwähnen, die dem hannöverschen Adel entsprossen sind. Die Namen Bülow, Schulenburg, Hardenberg u. a. sind freilich das Eigenthum der Annalen des Auslandes geworden. Indessen verbürgen sie dafür in Preußen den Werth der Hannoveraner. Eben so hat der hannöversche Adel eine Menge Officiere aufzuweisen, die ruhmvoll während des Befreiungskrieges auf der pyrenäischen Halbinsel gekämpft haben. Das Volk kann stolz auf sie sein, wie auf den Hannover einst angehörenden Scharnhorst. Graf Alten hätte unter andern längst ein Monument verdient, so wie es Preußen dem alten Vater Blücher gesetzt und ihn dadurch wohlverdientermaßen geehrt hat.

Schließlich beliebe man noch des Buches zu gedenken, welches der Freiherr von Knigge in müssigen Stunden über den Umgang mit Menschen geschrieben, und man wird sich allmälig überzeugen, daß ein hannöverscher Freiherr nicht allein zu leben sondern auch zu denken und zu schreiben versteht, zu Jedermanns Nutzen und Frommen.

VIII.

Ein ſchwarzes ſpringendes Roß war das Feldzeichen der alten Saſſenvölker. Nach der Einführung des Chriſtenthums verwandelte es Carl der Große in den berühmten ſchneeweißen Hengſt, der von Heinrich dem Löwen bis auf unſere Tage ſo glorreich im Hausbanner der beiden Guelphenhäuſer figurirt hat, vor dem Europa einſt erzitterte als es unter des großen Heinrich Regierung vom Donauſtrom bis weithin zur Nordſee hinabwallte.

Durch die Oertlichkeit der von ihnen bewohnten Landſtriche begünſtigt, welche ſich vom Harz, weſtlich vom Sollingerwalde zum Deiſter und ſchnell abwärts in immer weiter werdenden Flächen bis zum Meeresſaume ausdehnen, ſcheinen die Niederſachſen von jeher große Pferdeliebhaber geweſen zu ſein. Iſt es nun ſchon in der Analyſe des Worts begründet, daß ein Ritter, zu deſſen beſondere Attributen auch die goldnen Sporen gehörten, ein Reiter iſt, und giebt es nun in einem Lande viele Ritter, ſo muß es auch viele Pferde darin geben. Sind die Ritter nun aber auch reiche Leute, welches heutigen Tages freilich nicht überall gleichbedeutend mit dem Rechte iſt, die goldenen Sporen zu tragen, — ſo iſt wohl mit Gewißheit von ihnen anzunehmen, daß ſie lieber ein ſtattliches Roß tummeln als ein Maulthier und, daß es in Hannover, im Lande der ſtattli-

chen Ritter, mehr edele Pferde giebt als in andern deutschen Reichen.

Mit derselben Sorgfalt, mit welcher der hannöversche Adel bemüht ist, den eigenen Stammbaum rein zu erhalten, oder ihn von Flecken zu reinigen, die in einer verhängnißvollen Zeit etwa hineingerathen sein mögen, ebenso angelegen läßt er es sich auch sein, den Marstall zu purificiren. Er kann nicht eher ruhen, bis genealogisch geprüfte Namen über den Ständen seiner Rosse das edle Blut derselben verkünden, und der Beschauer eines solchen Privatmarstalles bleibt lange zweifelhaft, ob er den Herrn oder das Roß glücklich preisen soll, auf dessen Urstammvaters Rücken vielleicht derselbe Saracene saß, der das Haupt des Stammvaters vom hannöverschen Freiherrn mit dem blitzenden Sichelschwerte im gelobten Lande vom Rumpfe trennte.

Einige der neuen Klügeler gefallen sich darin, das feste Anhalten an einen reinen Stammbaum für menschliche Schwäche und eitle Thorheit zu halten. Man sollte weit eher glauben, das leichtsinnige Aufgeben eines bis dahin rein erhaltenen Stammbaums verrathe die ganze Größe menschlichen Leichtsinnes. Ist doch das Anrecht zur Stiftsfähigkeit viel leichter zu verscherzen als zu erwerben!

Auch die fünf ausgezeichnet schönen Reiterregimenter der K. D. L., die im Jahre 1816 nach Deutschland zurückkehrten, als es ferner im Auslande keine Lorbeeren mehr für sie zu erwerben gab, haben nicht wenig zur Veredlung der Pferdezucht

im Hannöverschen beigetragen, indem die mit den Jahren zum Militairdienst unbrauchbar werdenden englischen Pferde allmälig in den Besitz von Privaten kamen, die von den Mutterpferden noch viele kräftige und schöne Fohlen gezogen haben.

Auch viele Officiere jener braven Regimenter, die sich nach Reduction der Legion, häußlich im Königreiche niederließen, haben sich großes Verdienst um die Veredlung des nützlichsten und schönsten der Hausthiere erworben, indem sie noch in der allerletzten Zeit bedeutende Einkäufe guter Pferde in England zu bewerkstelligen wußten.

Ist die Veredlung irgend einer nützlichen Thiergattung schon ein Verdienst zu nennen, welch einen Verdienst würde sich nun gar erst ein Verein erwerben, der es sich ganz ernsthaft angelegen sein ließe, das Menschengeschlecht, über dessen zunehmende Schwäche und Verkrüppelung von den liebenden Müttern mit jedem Jahre mehr geklagt wird, wieder zu restauriren und zu veredeln. Es bleibt also immer eine schöne Sache um einen Stammbaum der seine Jahrhunderte zählt!

Faßt man die Repräsentation, der man in Hannover begegnet, etwas näher ins Auge, so wird man auch darin viel Nobles finden. Wer es gesehen, mit welcher Hoheit Adolphus Frederic seinen königlichen Bruder vormals vertrat, hatte man Gelegenheit die ächte Grandezza zu bewundern, mit der ein Staats- und Cabinetsminister in Abwesenheit des Vicekönigs Se. königliche Hoheit repräsentirte; ist man Zeuge gewesen wie

ein Rath den Chef seines Departements ersetzte, und hat man endlich gesehen, mit welcher Amtsmiene und Geschäftskenntniß zugleich ein hannöverscher Obervoigt den ihm vorgesetzten Beamten bei den Bauern repräsentirte — dann wird man aufhören ein Nachbeter der allezeitfertigen Tadelsucht zu sein, wo es die Zustände der hannöverschen Lande betrifft, die man immer noch als englische Provinzen zu betrachten gewohnt ist. Man wird nicht ferner für baare Münze nehmen, was uns die Coryphäen des Ultracismus so gern dafür in die Hand spielen möchten, wenn sie mit wichtigthuender Superklugheit, unter einem Anstriche von schriftstellerischer Aristocratie, in die Posaune stoßen.

Das in Hannover mehr wie in andern Staaten angetroffene Repräsentationssystem ging früher lediglich aus der Abwesenheit seines Königs hervor, und ist dadurch zu einer Nothwendigkeit für das Land geworden. Da, wo so wie in Hannover, Bildung eine conditio sine quo non für jeden Angestellten geworden ist, so daß sie sich folgerecht allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft mittheilen muß, ist nie zu befürchten, daß durch eine solche Vertretung Veranlassung zur Uebertreibung gegeben wird. Es ist mir stets lieber gewesen, wenn ich der Bildung nach zu urtheilen in einem Amtsvoigte den Amtmann vermuthete als den Voigt in dem mir zufällig nicht persönlich bekannten Beamten, wie es mir wohl in Ländern begegnet ist, deren Bewohner man übrigens wegen ihrer Herzlichkeit und Biederkeit nicht genug lieben kann.

Unter den höheren Ständen trifft man in Hannover faſt allgemein gründliche Durchbildung an, während die Aufklärung beim Bürger und Landmanne im Verhältniß mit den Fortſchritten ſteht, welche Hannover in den letzten 25 Jahren gemacht und wodurch es manchen andern Ländern jetzt gar ſehr vorgekommen iſt, während es eine Zeitlang faſt erſchien, als wolle man abſichtlich dort zurückbleiben. Das alte derbe Bürgerthum, wodurch ſich Hannover, Braunſchweig und die mehrſten der größeren niederſächſiſchen Städte ſonſt ſo ſehr bemerklich machten, iſt freilich zugleich mit den einfachen Sitten der Altvordern verſchwunden. Wer wollte dieſes Verſchwinden jedoch länger bedauern, während man dafür im Allgemeinen die brüderliche Richtung eines Cosmopolitismus unter den Völkern wahrnimmt, wie derſelbe ſchon das Grundprincip unſers erſten großen chriſtlichen Lehrers geweſen zu ſein ſcheint.

Es gehört mehr als gewöhnliche Erfahrung dazu, die Vorzüge und Mängel der Staaten gegen einander abzuwiegen. So viel ſcheint indeſſen feſt zu ſtehen, daß die Staatsregierungen da ihre beſten Stützen finden, wo man für den menſchlichen Geiſt die wenigſten Beſchränkungen zieht. Jetzt aus den Vorgängen der letzten Jahre eine Paralele zwiſchen Hannover und Preußen zu ziehen, ob erſteres oder letzteres ernſtlich vorwärts ſchreitet — dürfte ein eben ſo intereſſantes, als dankbar vom Publikum aufgenommenes Unternehmen ſein! König Ernſt Auguſt geht feſt und folgerecht den einmal eingeſchlagenen Regie-

rungsweg; aber nie hat man gesehen, daß er die Staatsweisheit aus den Gräbern holt, oder daß er in Redensarten zu glänzen bemüht ist, die ihm nicht vom Herzen kommen.

IX.

In der Hauptstadt selbst ist alles erst wahrhaft königlich geworden, seitdem ein König seinen beständigen Hof dort hält. Auch die Lustschlösser außerhalb sind zweckmäßig restaurirt. Leider läßt die erste Anlage des schönen Herrnhausen nicht zu, daß alles französische aus der Umgebung verbannt wird. Indessen ist die letztere in freier Ausdehnung durch Ankauf benachbarter Grundstücke sehr vortheilhaft verändert und da, wo es ohne zu nahe Berührung der Contraste hat geschehen können, in einem Park mehr nach englischem Geschmack umgeschaffen. Einige der darin angebrachten Fernsichten sind so überraschend großartig, daß sie wohl mit denen, welche man in dem so renomirten Parke von Windsorcastle ausgeschnitten hat, wetteifern können.

Ein prachtvoller Bau verspricht das Mausoläum zu werden, welches der König in nachhaltiger Gattenliebe der vor einigen Jahren gestorbenen Königin in Herrnhausen aufführen läßt. Das Material ist mit vielen Kosten aus den Brüchen von Carrara geholt, und der Name des Baumeisters dürfte dafür Bürge sein, daß er die ihm gestellte Aufgabe entsprechend lösen wird.

Der sonst so kleine stille Leibnitzplatz hat sich in die Länge und Breite gedehnt, und, der Kuppel gegenüber, unter welche die einfache Marmorbüste des Weltweisen aufgestellt ist, sind — was eben nicht aller Leute Beifall hat — große pallastartige Casernen entstanden, an denen es bis dahin noch sehr mangelte. Die südwestliche Flanke des noch ziemlich öde aussehenden Exercier- und Paradeplatzes, wird theilweise durch das neue Zeughaus ausgefüllt werden, nachdem eine nicht unbedeutende Summe von der letzten Ständeversammlung dazu bewilligt worden ist. Das alte Gebäude, ein unförmliches, morsches, höchst unpassend, mitten in der Stadt neben dem königlichen Marstalle gelegenes Bauwerk, war in der That schon längst unwürdig, die von den tapfern Hannoveranern in langjährigen Kriegen erbeuteten Trophäen und das Material für eine Armee zu bergen, die jeden Augenblick schlachtfertig dastehen soll.

Durch die mitten auf dem großen Platze sich erhebende colossale Waterlooſäule, ist die Erinnerung an Sulingen und Lauenburg glänzend verwischt. Sic fata hominum! Auf dem Felde von Roßbach verkündete auch einst eine Säule den deutschen Heldenmuth. Seitdem sahen wir die Schlachten von Ulm und von Jena, und in Paris das eherne Standbild des Mannes unsers Jahrhunderts. Seine Gebeine aber ruhten lange auf dem wüsten Felsen von St. Helena, die kaum den Raum für die kleine Parade gewährte, welche den großen Mann zu Grabe geleitete.

Schon lange vor Ankunft des jetzigen Königs, wurde mit schweren Kosten an der Herstellung des alten Residenzschlosses gearbeitet, indessen sind etwa erst neun Jahre verflossen, seitdem die Leinstraße, welche man eigentlich die Schloßstraße nennen sollte, die schönste Zierde durch die neue Facade und einen Porticus entstanden ist, welcher eines völlig neuen Schlosses würdig gewesen wäre. Die Staatsgemächer die schon zur Zeit des Vicekönigs fertig waren, starren von Gold, Silber, Elfenbein und Perlemutter, und die Wände sind mit den köstlichsten Lyoner Sammt- und Seidenstoffen geschmäckt. Die Ueberladung derartiger Ornamente in fürstlichen Wohnungen thun dem Auge so weh als dem Herzen, welches Anstoß daran nimmt, den Vater des Vaterslandes fortwährend von einem so heftig blendenden Strahlenglanze umgeben zu sehen. König Ernst August scheint es gefühlt zu haben, denn er bewohnt das glänzend restaurirte Schloß seiner hohen Ahnen nicht selbst, sondern begnügt sich mit dem einfach schönen Palais gegenüber, welches auch die Residenz des Vicekönigs war. Die Prachtgemächer im Neubau werden nur bei besondern festlichen Gelegenheiten geöffnet, oder wenn es gilt einen fremden König königlich zu logiren, so wie es unlängst bei der Anwesenheit des Königs von Preußen der Fall war, dessen Neigungen man in Hannover vollkommen zu kennen scheint. Suum cuique! So lautet ja auch die Devise des schwarzen Adlerordens.

Hannover wird in kurzer Zeit von einer neuen Stadt um-

gürtet ſein, deren ſchöne ſchnurgerade Straßen und geſchmackvolle Gebäude allerdings gewaltig gegen die alte cité abſtechen werden. Während das Weſtende von Hannover, gegenwärtig ſchon der nobele Theil, faſt ausſchließlich nur vom Adel und den höhern Staatsdienern bewohnt wird, läßt ſich mit vieler Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß der öſtliche Theil, wo man jetzt auf weitem Raume die vielen Gebäude des Bahnhofes aufführt, und wo bereits der Packhof und die Niederlagegebäude für den Wollmarkt erbaut ſind, der Hauptſitz des Handels werden wird, der nie ſo lebendig in Hannover geweſen zu ſein ſcheint, als ſeitdem man ſich dort gegen den Zollanſchluß erklärt und die über Braunſchweig nach Magdeburg führende Eiſenbahn eröffnet hat. Seit jener Zeit hat Hannover überhaupt ein ganz neues Air bekommen, und dieſes ſo friſch erblühende Aeußere wird noch um ein Großes erhöht werden, ſo bald die Eiſenbahnen von Bremen und Harburg zugleich mit dem bei letzter Stadt angefangenen Hafen vollendet ſein werden. Was der ſonſt ſo befreundeten altehrwürdigen Nachbarſtadt ſichtlich von Tag zu Tag mehr abgeht, ſcheint Hannover doppelt wieder zu gewinnen. Doch ſo bringt es der ſtete Wechſel der Dinge mit ſich. Es wird ſo mit dem Aufblühen und mit dem Sinken der deutſchen Städte fortgehen, bis allgemeine Einheit gröſſere allgemeine Wohlfahrt herbeigeführt hat. So viel ſteht indeſſen feſt, daß Hannover, was man im Auslande noch vor wenigen Jahren nicht erwartete, in kurzer Zeit zur bedeu-

tender Wichtigkeit aufblühen wird. Ein ächter königlicher Wille, ein strebendes Volk und glückliche innere und äußere Handelsverhältnisse können allerdings, concentrisch wirkend, so wie die Hauptstadt auch das Land in Aufnahme bringen.

Zu den besondern Sehenswürdigkeiten in Hannover gehört noch der königliche Marstall. Erst dann, wenn man bei einer großen, zu Ehren eines hohen Gastes veranstalteten Stallparade zugegen gewesen, wenn man die große Zahl ausgezeichnet schöner Pferde, die prachtvollen Geschirre, die von edlen Metallen trotzenden Staatswagen, die Stallbeamten und die reichbetreßte Dienerschaft gesehen, kann man wahrnehmen, daß der König, so einfach er oft ganze Stunden zu Fuß in den Straßen einhergeht, auch Glanz zu entfalten versteht, wenn er es für nöthig hält, als König würdig einem andern Monarchen gegenüber zu stehen.

Sonst ist der König in allen Genüssen einfach. Sein ganzes Leben ist einfach und schlicht. Er liebt den Glanz nur da, wo er ihn als König eines tüchtigen, strebenden Volks zeigen zu müssen glaubt. Zu bewundern ist die Haltung des königlichen Greises zu Fuß wie zu Pferde. Wer es nicht wüßte, würde ihn zu Pferde gesehen, weit eher für einen Mann von funfzig als von siebenzig Jahren halten Es kommt daher, daß der Monarch sorgfältig bemüht ist, sein Leben durch Regelmäßigkeit möglichst lange zu verlängern, um jeden denkbaren Zufall so lange als möglich von einem Lande fernzuhalten, das er

wahrhaft liebt, ſo wenig man es hin und wieder im Anfange ſeiner Regierung zu glauben geneigt war.

Dem Freunde des Lichts wird auch die Gaserleuchtung in Hannover gefallen. Selbſt weniger Bemittelte können um ein Billiges kleine Ableger davon in ihren Wohnungen haben.

Die Beleuchtung der Straßen durch Gas, gefällt mir ungleich beſſer als die durch die Pfennigsliteratur entſtandene ſogenannte Volkserleuchtung. Jene führt uns ſicher durch die Nacht zu unſerm Ziele, während die letztere, den Armen, die ſo gierig danach trachten, oft nur erſt das Dunkel recht anſchaulich macht, in dem ſie bislang umhertappten, ohne ihnen jedoch das Licht zu geben, welches nöthig iſt, um ſie dem wüſten Chaos zu entführen, welches ſie erſt recht umlagern wird, ſobald ſie einen Blick von dem Irrlicht in der Wüſte erhaſcht haben. Es geht mit der Pfennigsliteratur wie mit den chemiſchen Feuerzeugen. Beide zünden, oft jedoch am unrechten Orte. Eigentliche, gründliche, bei dem Kinde der Landleute im vierzehnten Jahre noch nicht unterbrochene Volksbildung iſt es, die Deutſchland noch immer fehlt, um den Platz einzunehmen, der ihm vor allen Reichen in Europa gebührt.

Man ſehe nur die Metamorphoſe an, die mit den Frauen und Töchtern der mehrſten unſrer Handwerker, mit denen der Bäcker und Schlächter vorgegangen iſt. Sonſt wurden die feinen Brödchen, wie die ſaftigen beafsteaks und Rundſtücke von den netten rothwangigen Töchtern, die erſteren in die Wohnun-

gen gebracht, das Fleisch aber im Scharren auf das sauberste verabreicht. Jetzt tragen die Fräulein culs de Paris und singen am Flügel mit schmelzenden Blicken „di tanti palpiti“ ꝛc. Unterdessen hacken draußen schmutzige Knechte die Wurst, und schleppen oft unappetitlich genug das Fleisch auf den Schultern in die Häuser der Kunden. Das rührt, wenn wir uns nicht irren, nur vom Gaslicht der glückseligmachenden Pfennigsliteratur, und von dem Modejournalen her, welche die Stelle der Kochbücher in den bürgerlichen Häusern verdrängt haben.

Das Theater in Hannover gehört hinsichtlich seines Personals mit zu den besten in Deutschland. Die Bühne ist hinlänglich groß, die Decorationen sind schön, einige sogar neu und prachtvoll. Nur wäre demselben, wenn nicht ein ganz neues Haus, doch wenigstens ein besserer Eingang zu wünschen als die enge Passage, welche durch einen der innern Schloßhöfe führt. Wohl verdiente der Theil des Hauses, welcher auf der Leinstraße das neue Schloß so dicht begrenzt, einer vollkommenen Restauration, denn er verunstaltet den Pallast auf eine auffallende Weise. Man spricht von der Erbauung eines ganz neuen Theaters auf der Promenade in der Nähe des Bahnhofes. Der Oberbaurath Laves, dessen durchgebildeter Geschmack so vielseitig gerühmt ist, scheint jedenfalls schon eine große Idee deshalb in Petto zu haben, denn sonst wäre es ihm unmöglich gewesen, das alte Gebäude bestehen zu lassen, sobald der Schloßbau dicht daneben vollendet war.

Der Beschauung würdig ist auch der Ständesaal. Das dort befindliche große Bild der Gebrüder Riepenhausen aus Göttingen, die sich jetzt in Rom häuslich niedergelassen haben — der Einzug des Kaisers Barbarossa unter Heinrich des Löwen Begleitung in Rom — verdient von jedem Kunstfreunde gesehen zu werden.

Die Künstler haben den noch lebenden Nachkommen derjenigen Ritter, welche sich damals im Gefolge des Welphen befanden, die Freude gemacht, daß sie auf den ersten Blick einen sprechend ähnlichen Familienzug in den Bildern ihrer tapfern Ahnen wieder erkennen. Man sieht daraus, wie dem genialen Brüderpaare, die reinerhaltenen Stammbäume ihrer edlen Landesleute bei der Arbeit vor Augen geschwebt haben.

Für den Mann von Fach ist das hannöversche Militair eine schöne Erscheinung. Indessen möchte ich unter dem Ersteren nur ältere Krieger verstanden wissen. Die Uniform ist nett und zweckmäßig. Zwar gewahrt man bei der Infanterie auch schon den Waffenrock. Uebrigens nichts Geziertes, keine geschnürte Taille, überhaupt keine Spielerei. Officiere wie Soldaten schreiten fest aber ungezwungen einher. Ihre martialische Haltung, die nirgends eine Tändelei zur Schau trägt, mahnt noch, so wie im Dienst auch außer demselben, an die Helden der pyrenäischen Halbinsel. Einfach und ungenirt aber tapfer und brav im Dienste ihres Königs hat es selten bessere Soldaten gegeben als jene 14 Jahre hindurch im ausländischen

Dienst so schwer geprüfte hannöversche Legion. Man findet keinen Unterschied in der früheren und jetzigen Armee, als nur in der Bekleidung. Der Geist ist derselbe geblieben und wird sich dereinst um so mehr bethätigen, seitdem die Hannoveraner wieder wirklich ein deutsches Volk geworden sind. Vorzüglich schön ist die Reiterei, sowohl die schwere als die leichte. Rüstung wie Pferde lassen nichts zu wünschen übrig. Was die letztern betrifft, so dürfte man sie mit denen von Oesterreich wohl für die besten in Europa halten. Besonders lobenswerth ist das Verhältniß, in welchem das Militair zum Bürgerstande steht. Dieses ist es ganz besonders, welches unbeschadet eines vortrefflichen esprit de corps, von dem das ganze Heer beseelt ist, den Patriotismus erhält und nährt, von dem die Hannoveraner im allgemeinen seit undenklichen Zeiten beseelt waren, und der es eben so wenig hier wie im stammverwandten Braunschweig, wo man sich einer ähnlichen Eintracht erfreut, unmöglich macht, daß sich Vorfälle zwischen Militair und Bürgerstand ereignen, wie in einem großen Nachbarstaate, die den Blättern schon zu wiederholten Malen eben so viel Stoff zum Sprechen als den Lesern zum Nachdenken und zu unangenehmen Folgerungen gegeben haben.

Hannover hat übrigens seine Kunstausstellung, seine Real- und polytechnische Schulen, ein sehr gutes Gymnasium und mehrere gelehrte Vereine, unter denen die historische Societät für Niedersachsen Erwähnung verdient, da sich Männer unter ihren

Mitgliedern befinden, deren raſtloſen Forſchungen man in neuerer Zeit mehrere intereſſante Entdeckungen zu verdanken hat.

Der religiöſe Geiſt, welcher die Einwohner von Hannover faſt durchgängig beſeelt, iſt ächter Proteſtantismus, nicht im geringſten mit Pietismus oder Myſticismus legirt, und iſt es keinesweges hier, wie wohl anderswo erforderlich, daß man vom letztern wenigſtens einen leiſen Anflug haben muß, falls man im Civil- oder Militairdienſt auf Avancement außer der Reihe reflectirt.

Den Anmaßungen der Ultramontanen tritt der König mit der an ihm bekannten Feſtigkeit entgegen, und ein Wort von ihm zur rechten Zeit geſprochen, frommt mehr als die Polemik, welche in andern Ländern jetzt an der Tagesordnung iſt.

Von jeher hat man von vielem guten praktiſchen Wiſſen in Hannover gehört, weniger von Dichtern und Belletriſten, bis ſich ſeit einigen Jahren Frau von Bißing faſt ſo vortheilhaft wie Frau von Palzow im Publikum introducirte und Carl Gödecke mit Glück als Champion für den von Heine ſo ſcandalös verketzerten Platen in die Schranken trat. Neben der dem von Hrn. Harry's dem Sohne redigirten Morgenblatt, ehemals die Poſaune, erſcheinen plötzlich Taſchenbücher, Volks- und Localblätter in ſolcher Menge, daß die ſchöne Literatur von Hannover bereits längere Zeit ihr Folio im Regiſter der Kritik erhalten hat.

Deſto mehr hat man aber immmer von tüchtigen, praktiſch

und wissenschaftlich gebildeten Landwirthen und Schaafzüchtern im Königreiche Hannover vernommen. Man kann Hannover so wie einige andere in dieser Hinsicht besonders bevorzugte deutsche Länder wirklich beneiden. Liegt doch in der Landwirthschaft und in den Schäfereien, zugleich mit der idealen, die beste Lebenspoesie. Die Merinos bringen Geld ein, oft vieles Geld; und wer Geld hat, kann, ohne deshalb gerade ein Dichter zu sein, doch höchst poetisch leben, wie es vorzugsweise die Herren Gutsbesitzer und Oekonomen im Königreiche Hannover auch zu thun pflegen.

Andere Zeiten, andere Sitten! Die Alten waren von der Wahrheit des Sprichwortes so durchdrungen, daß sie Sorge trugen, das Proverb, welches man nicht genug beherzigen kann, vor allen andern auf die Nachwelt zu bringen. Es wird uns mit den befremdensten Erscheinungen der Gegenwart versöhnen, und wir werden aufhören eine uns neue Sache anzustaunen, sobald wir nur der seligen Großväter und ihres Waltens zur damaligen Zeit gedenken.

Ein nicht übles Werkchen des Herrn Laves ist die vergoldete Kuppel des dem Schlosse von Herrnhausen gegenüberliegenden Pavillons. Von der Sonne beleuchtet, macht sie vom Clever Thore aus gesehen, einen wahrhaft magischen Effect, da sie den Endpunkt der dreifachen, eine Stunde langen köstlichen Linden- und Kastanienallee bezeichnet, welche von den Thoren der Residenz nach Herrnhausen führt.

Nun aber ist mit einem Male Glanz und Herrlichkeit für längere Zeit zu Ende. Sinnend verweilt man noch einmal auf den Zinnen des schönen alterthümlichen Schlosses von Herrnhausen, welches ehedem noch mehr als jetzt, mit seinen Terrassen und Gallerien, mit seinen Statuen, Vasen und Springbrunnen so lebhaft an Versailles erinnerte. Man kann hier nicht wohl unterlassen, wenn auch nicht eben an Ludwig XIV., an Louvois, an Mad. La Valliére, doch an die ruhmvolle Geschichte Georgs II. so wie an die ganze verwickelte des vorigen Jahrhunderts zu denken. Ernst gestimmt zieht man vorüber, und wenige Minuten später, nach einem letzten Blick auf das nah und freundlich gelegene Bad Limmer, ist es mit Natur- und andern Schönheiten vorläufig zu Ende. Erst in den Niederungen längs der Weser und Aller erneuert sich wieder das schöne Bild des reichen Segens, auf dem das Auge des Reisenden vom Eingange in das Königreich bei Cassel, bis hinter Hannover mit ungetheilter Freude verweilt. Nur Haide und Flugsand, in dem kaum die Föhre zu wurzeln vermag, mitunter eine trauernde Birke zur Seite des Weges, sind die einzigen hier erblickten Zeichen vom Dasein einer Welt. Die Stimmen der Singvögel sind längst verstummt. Die endlose Aussicht über die sich bis zum Rande des weiten Horizontes hinausdehnende Steppe erregt eine eigenthümlich beklommene Stimmung, die bei den Bergbewohnern zuletzt in ein sehnendes Weh nach der Heimath ausartet. —

X.

Es dauert lange, ehe man sich an diese fast lautlose Stille gewöhnt. Sie gleicht dem Schweigen eines weiten Friedhofes, das uns von Zeit zu Zeit durch eine vorüberwirbelnde Sandtrombe, oder durch die Glöckchen der in der Einöde zerstreut ihre dürftige Nahrung suchenden Haidschnucken unterbrochen wird.

Doch diese Gefühle machen allmälig andern Platz. Selbst der Bergbewohner wird Schönheiten entdecken, je länger er in jenen weiten Flächen gelebt hat. Streift der Morgenwind in süßschaurigen Lauten über die Haide, so glaubt man Ossians Geisterstimmen aus den phantastischen Gebilden des Nebelmeeres zu vernehmen. Süß duftet das bräunliche Haidekraut, während die zitternden Blumenkelche, als wollten sie sich irgend ein zartes Geheimniß mittheilen, sich traulich zu einander neigen. In ahndungsvoller Pause fühlt sich das Gemüth des einsamen Pilgers von einem heiligen Gefühle ergriffen, und plötzlich lüftet sich im Osten der purpurne Schleier. Das prächtige Tagesgestirn flammt auf wie aus der Fluth eines goldschillernden Meeres, während wie Inselgruppen im weiten Ocean, ringsum am Horizont die zerstreut liegenden Weiler und Gehöfte wie Zauberbilder vor den Blicken des überraschten Reisenden aus dem wogenden Nebelmeere emporsteigen. Der junge Morgen ist erwacht, er ist die Glanzperiode der Haide zur Sommerzeit.

Doch auch die Abende entbehren der Schönheit nicht. Denn wenn die Flammenkugel, vor deren Strahlen man an einem Sommertage in der Haide oft eben so vergebens Schutz gesucht hat, als in einer von Afrikas Steppen, wo die grüne Oase mit den einzelnen Palmen um den sprudelnden Born, den Reisenden höher beglückt, als habe er ein Königreich erobert — hinabsinkt am äußersten Rande; wenn wie im zarten Rosenduft gehüllt die Inselgruppen vom Morgen, wieder eine nach der andern verschwinden; wenn die Strohdächer der Meiereien, die Spitzen der Kirchthürme und die Wipfel der zerstreut umherliegenden Tannen- und Birkenwäldchen, wie die fata morgana noch eine Zeitlang im Aether fortschiffen, bis sie endlich wie zarte Nebelgestalten im Nebel selbst zerrinnen, dann — kann man unmöglich die Haide noch fernerhin häßlich oder gar einförmig nennen. Die Natur ist ja nirgends von jeder Schönheit ganz entblößt!

Der Eindruck, welchen der stille feierliche Frieden in den hannöverschen Haiden auf mich gemacht hat, bleibt in meinem Herzen nicht weniger lebendig, als der Anblick der großartigen Felsen in meinem Vaterlande, über denen der Adler hoch in den Lüften schwimmt, auf deren Gipfel sich der Mensch ein höheres Wesen fühlt, wenn er sich mit schlagendem Herzen der Allmacht um wenige Linien näher gerückt glaubt.

Wohl den Menschen in der braunen, duftenden Haide! Sie gehen in Holzschuhen und wohnen unter niedrigen Stroh-

dächern; aber sie sind glücklich in ihrer patriarchalischen Abgeschiedenheit, mit ihren schwarzbehaarten Haidschnucken, mit ihren Bienen und der ihnen wohlgedeihenden Buchweitzengrütze.

Da die Bewohner der Haide sich fast durchgehends ihre Haushaltsbedürfnisse selbst verfertigen, sind ihre Schränke und Kasten selten leer, und es giebt deren nicht wenige, wo auf dem Boden der Truhen Silber und Goldmünzen im ledernen Beutel, wenn nicht gar im abgeschnittenen Ende eines alten Strumpfes aufbewahrt sind. Was diesen Menschen an künstlicher Bildung abgeht, ersetzt ein guter natürlicher Verstand, der durch tägliche Anwendung an Schärfe nur noch gewinnen kann.

Fühlt man bei diesen Kindern der Natur nach dem Pulsschlage der öffentlichen Meinung — so wird es nicht schwer sein sie aufzufinden. Sie heißt Loyalität, obgleich sich die glücklichen Kinder der Abgeschiedenheit einer fast gänzlichen Unabhängigkeit erfreuen. Sie waren nie Freunde von gewaltsamen Maßregeln.

Ein großer Theil der Bewohner des Königreichs hat sich, im täglichen fast ausschließlichen Umgange der Natur als scharfer Beobachter ihrer regelrecht wirkenden Kräfte, früh daran gewöhnt, Alles auf naturgemäßem Wege, nichts vor der Zeit, zu erwarten. Für jeden Saamen kommt die Zeit der Reife. Der Mensch hüte sich nur Unkraut auszusäen!

Je länger der Reisende in den Haidgegenden die Reg-

samkeit des höheren Lebens mit den künstlichen Verwickelungen der geselligen Zustände vermißt, um so mehr fühlt er sich, nachdem er oft auf meilenlangen Strecken keiner menschlichen Wohnung begegnet ist, durch das plötzliche Auftauchen von Städten überrascht, wie Neustadt am Rübenberge und Nienburg an der Weser. Erstere ist sechs, Nienburg zehn Stunden von Hannover entfernt.

Es ist schwer zu sagen, weshalb man diese Neustadt, zum Unterschiede von andern gleichnamigen Städten, Neustadt am Rübenberge nennt, von einem unbedeutenden Hügel, auf dem weder Rüben noch sonst etwas wachsen, während der Ort hart am Ufer der Leine liegt, die sich hier in einer malerischen Windung unter den Bogen einer schönen massiven Brücke hindurch, hastig, wie in Sehnsucht sich mit der unsern strömenden Aller zu verbinden, hindurch drängt.

So wenig auch der kleine Rübenberg unter seinen höhern Brüdern bekannt ist, so gewährt er doch bei dem Aufgange der Sonne eine weite, nicht unschöne Fernsicht auf das grüne nach Westen gelegene Gelände, dem sich die Mindener Berge, die letzten welche das Auge hier erspäht, als äußerster Hintergrund anschließen. Die Gegend mit den Bädern von Rehburg und Nendorf erscheint hier wie ein großer Park, in dessen Mitte die Wellen des Steinhudermeeres die Fortalezza Wilhelmsstein umglitzern, die als ein niedliches Souvenir an den tapfern Grafen Wilhelm von der Lippe aus den Fluthen auftauchend,

zugleich an einen Abſchnitt aus der Geſchichte des Hauſes Braganza erinnert.

Das Haus Braganza hat wunderbare Schickſale erlebt, ſeitdem der deutſche Graf Feldmarſchall in Portugal war. Sein Fatum waltet noch immer dieſſeits und jenſeits des Oceans, und es dürfte nicht leicht ſein, vorausbeſtimmen zu wollen, wo es ſein Ende findet. Ob eine neue Aera für das alte Geſchlecht in der portugieſiſchen oder in der deutſchen Geſchichte beginnen wird!

Darin theilen jetzt die edelſten Geſchlechter daſſelbe Geſchick mit den Niedrigſten auf Erden. Wohl kennen ſie das Land ihrer Abſtammung, aber wo ihre Wiege ſtand, da finden nicht alle ihr Grab. Ob ein ſchlichter Hügel dereinſt ihre irdiſchen Reſte zudeckt, oder ein Mauſoläum? Das liegt tief im Schooße des Schickſals verborgen, dem ſie den Kampfhandſchuh hinwerfen, ſobald ſie aus der ihnen angebornen Lage heraustreten.

Das Blut des deutſchen Conradins floß auf dem Schaffot zu Neapel. Die Geburt des Kaiſers der Franzoſen wurde weder mit Kanonendonner noch mit dem Geläute von Notre Dame begrüßt. Kein glänzender Hofſtaat umſtand das erſte dürftige Bett des ſchwediſchen Carl Johann. Das Königreich beſtand nicht einmal in der Idee, zu deſſen Erwerbung Leopold von Belgien ohne Ahndung heranwachſend, der reizenden Charlotte von England die Hand reichen mußte. Unter des Mos-

lims blutgetränktem Scepter seufzten noch immer die entarteten Nachkommen von Athen und Sparta, als der kleine Wittelsbacher geboren wurde, dem es jetzt so schwer fällt die Rolle des Cimon einzustudiren.

Wer möchte da, wo jede menschliche Combination aufhört, noch ferner bestimmen wollen, ob der Maulwurf, der Adler, oder der Falke zu größern Erwartungen auf der Welt berechtigt sind.

Man sieht es jetzt fast täglich, wie sich an die scheinbar unbedeutendsten Dinge oft die allerwichtigsten Folgen anreihen. Hätte ich auf meiner Reise durch die Haide nicht bei Neustadt auf dem Rübenberge gestanden, um mich an Ort und Stelle nach dem muthmaßlichen Ursprunge des Namens umzusehen, so würde ich das Fort Wilhelmsstein im Steinhudermeere nicht gesehen und so wenig an das alte Haus Braganza als an die neuen Königshäuser von Schweden, Belgien und Griechenland gedacht haben, deren Stachelkronen schon manchen wunden Fleck auf den Häuptern ihrer erlauchten Träger zurückgelassen haben.

Den Reisenden, welchen das Leben selbst besser gefällt, als die durch dasselbe veranlaßten Meditationen, so wie den Beklagenswerthen, die an der schrecklichsten der Krankheiten, am Splene leiden, von dem man noch ungewiß ist, ob er durch die zahllosen Engländer, welche jetzt Jahr aus Jahr ein bei uns einkehren um Menage zu machen, eingeschleppt wird, oder, ob derselbe von den Hochschulen und Universitäten, als eine sehr

unerfreuliche Zugabe zu der kostspielig dort errungenen Catheder-weisheit von unsern Söhnen mit nach Hause gebracht wird — denen sage ich — wird es erwünscht sein, wenn sie nach einer abermaligen einsamen Wanderung von vollen fünf Stunden, die Thürme von Nienburg und die fruchtbaren Marschufer der hier wieder zum Vorschein kommenden Weser erblicken.

Nienburg, ehemals eine Festung, war eben so wenig als die Bergfeste bei Hameln im Jahre 1803 im Stande, den Fortschritten der neufränkischen Legionen in Hannover, als Minden, das für unüberwindlich gehaltene Magdeburg und alle Fortificationen in Schlesien, dem unaufhaltsamen Vordringen derselben in Preußen, im Jahre 1806 Einhalt zu thun. Ich weiß nicht was andere Leute drum geben würden, wenn das Jahr 1806 nie im Kalender existirt hätte. Für mein Theil gäbe ich gern meine Jugend darum, wenn ich sie noch einmal erleben könnte, falls das fatale Jahr nie und nimmer existirt hätte. Ich kann mich dabei nie des Gedankens an die berüchtigten Burker jenseits des Meeres erwehren, welche bloß deshalb Menschen tödten, damit die Wissenschaft Nutzen aus ihren Leichen ziehe.

Weshalb man jetzt wieder alte Festen verstärkt und neue erbaut, ist schwer zu begreifen, wenn man nicht gründlich in die Regierungsmaximen unserer Zeit eingeweiht ist. Indessen sollte man doch glauben, — und selbst ältere Männer von Fach werden es einräumen müssen — daß Festungen nur zu Landplagen werden, während so wie jede andere auch die Kriegs-

kunst eine von den früheren so ganz verschiedene Gestalt angenommen hat. Ein siegreich vordringendes Heer spottet wie wollende Meereswogen aller einzelnen ihm entgegengesetzte Dämme und Bollwerke. Geschickte Feldherren haben gleich dem Wasser eine spitze Nase. Der Druck gewaltiger Massen erweitert sich schnell selbst die engsten Pässe, die oft nur denen, welche nach gewöhnlichen Erscheinungen oder nach Bücherweisheit rechnen, unzugänglich erscheinen.

Die Stadt ist von Alters her eine Garnisonstadt gewesen. Auch wohnen viele vom Adel, sowohl in der Stadt selbst als auf ihren in der Nachbarschaft gelegenen oft sehr bedeutenden Gütern. Es ist schwer zu entscheiden, ob diese es sind, welche der Bevölkerung den Anstrich verleihen, oder ob es der seit dem Aufhören der Continentalsperre von Jahr zu Jahr mehr in Verfall gerathene Zweig der Cichorienfabrication ist, deren Producte sonst nicht wenig dazu beitrugen, das edle Getränk des Caffees, weit und breit im In- und Auslande zu verunreinigen — welcher dem Bürger das Colorit eines ciar obscur verleihen, welches nicht leicht zu enträthseln ist, und welche uns im Dunkel darüber lassen, ob Nienburg eine Handels- oder eine Landstadt ist; ob es durch eigene Industrie behäbig ist, oder ob es die Reinlichkeit seiner geräumigen Straßen, die Nettigkeit der Häuser und den äußern Schein von Wohlhabenheit, den Beamten, der Garnison und dem Adel verdankt. In der französischen Zeit wurden in Nienburg bedeu-

tende ſowohl erlaubte als unerlaubte Handelsgeſchäfte gemacht, und ein großer Theil der ſowohl in als außerhalb der Stadt gebauten geräumigen Häuſer und Speicher haben ihr Daſein noch jener nicht Allen gleich günſtigen Periode zu verdanken. Indeſſen iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß auch Nienburg mit ſeinen bedeutenden, dort ſich von Weſten nach Nord und Oſten kreuzenden Landſtraßen, zugleich mit der von Bremen nach Hannover projectirten Eiſenbahn, einen großen Theil der früheren Regſamkeit, die auch durch die lahm gewordene Schifffahrt bedeutend vermindert wurde, wieder erlangen wird.

Die Chauſſee von Hannover führt jenſeits der Stadt, etwa noch eine Stunde weit, auf einem hohen Steindamme am linken Weſerufer hin, durch die üppigen Wieſen des fetten Marſchbodens. Schöne, ſchwarz und weiß gefleckte Kühe, oldenburger und frieſiſcher Race, weiden zu beiden Seiten der Straße, und rothwangige glatte Dirnen, den blanken Milchzuber auf dem Kopfe, ſchreiten emſig ſtrickend, leider nicht ſingend wie in den Tyroler Hochalpen und im Thüringerwalde, die ſchmalen Wieſenpfade auf und nieder. Man fühlt immer mehr die Annäherung des niederländiſchen Pflegmas. Schon fängt man von lauter Behaglichkeit zu gähnen an bei dem ſich ſtets erneuernden Bilde der milchgebenden, fetten und wiederkäuenden Kühe, beim Anblick der hochgeſchürzten, behaglichen roſigen Mädchen. Man denkt an nichts mehr als an Mädchen, an Milch, an Käſe und an Butter, und ſchon bei dem einfachen Gedanken

jetzt unter diesen glücklichen Pflegmatikern längere Zeit zu verweilen, beginnt das Blut ruhiger zu kreisen, der Ideenkreis wird enger, während man zur selben Zeit schon eine merkliche Ausdehnung des Zellgewebes wahrzunehmen glaubt. Da wendet sich plötzlich der Weg links. Fettweiden, bunte Kühe und blühende Milchmädchen folgen dem Pfade am Ufer des Stromes; der Reisende aber sieht sich wieder wie zuvor allein mit seinen Gedanken in der rothblühenden Haide. Aus der Ferne tönen wieder die melancholischen Glöcklein der schwarzen kleinen Schaafe, das Torfmoor raucht, und durch den wirbelnden Dampf wirbeln uns summend ganze Schwärme wilder Bienen entgegen, tief aus den Heiligthümern einer tausendjährigen fast noch ungestörten Welt, wo die Cultur zum Glück ihrer einzelnen gegenwärtigen Kolonieen, die Grenzen derselben nur noch spärlich zu überschreiten begonnen hat.

Es ist schön in der großen wüsten Haide, auf welcher dennoch die einzeln hie und da hervorragenden Granitblöcke die Spuren mächtiger Revolutionen zur Schau tragen. Am schönsten aber ist es, wenn die Elfen im Mondschein ihr neckisches Spiel treiben, und der Erlkönig im Nebelgewande mit den Schaaren seinen luftigen Trabanten vorüberzieht. Oder, wenn sich, wie die Leute in der Haide glauben, zur Zeit der Mitternacht die altgermanischen Gräber öffnen, und wenn der Waffenlärm aus den römischen Castris über die Fläche ertönt, bis Morgens um den ersten Hahnenschrei der Kriegslärm verstummt,

nachdem das Siegsgeschrei der Altvordern die letzten Laute waren, die man auf der Haide vernahm.

Hier giebt es noch Sagen vom Weking und von der Freya, die lieblicher klinger und volksthümlicher sind als die Sagen aus dem Mittelalter, die mehr das Treiben der damals herrschen Kasten, als den Geist unsers Stammvolkes auf die Nachwelt gebracht haben.

So wie in den schottischen Hochlanden, giebt es auch jetzt noch einzelne Seher in den unterländischen Haiden, die im Drange eines sie influencirenden fremden Geistes um Mitternacht durch die Einöde ziehen, um aus den phantastisch wogenden Nebelbildern kommende Ereigniſſe vorauszusehen.

Der berühmteste unter ihnen war vor noch nicht langen Jahren — und ich darf mich rühmen, den Mann in meiner Jugend gekannt zu haben — der Alte auf der Goldenrader Haide in der Gegend von Twistringen und Wildeshausen. Er sah Engländer, Russen, Preußen und Franzosen, die er alle nach ihren Uniformen bezeichnete, in langen Zügen auf den sich verworren in der Haide kreuzenden Wegen einherziehen, Jahre lang vorher, ehe die Heere jener Völker wirklich zuerst die nördlichen Provinzen des hannöverschen Landes überflutheten.

Die dem Greise selbst lästige Sehergabe war den angrenzenden Bewohnern der berüchtigten Haide wohlbekannt, und die Bestätigung seiner Weissagungen hat sich wunderbarer Weise nicht allein durch die später folgenden Weltbegebenheiten, son-

dern auch durch Ereigniſſe, welche ſich in den Familien der Umgend zutrugen, oftmals erwieſen.

Mehr als die Gaukeleien der Seherin von Prevorſt und die Viſionen des ſchwärmeriſchen Fürſten von Hohenlohe, hätte wohl der Wundermann zu Goldenrade, dem forſchenden Geiſte Veranlaſſung zu neuen Speculationen geben können. Aber wohin führen am Ende alle derartigen Unterſuchungen, als zur Vermehrung der Zweifel? Und wer möchte wohl gern die faſt wahnſinnige Zerriſſenheit des Glaubens vermehren, der jetzt mehr wie je, gleich einem fliegenden Dampfer mit zerriſſenen Segeln, ohne Compaß und Anker, auf dem bodenloſen Meere der Zweifel und Hypotheſen umhertreibt?

Schwerlich hat wohl ſelbſt Humboldt, als er auf dem Chimboraſſo ſpeculirte, die Küſten der ſeligen Geiſter von dort im Ocean der Ewigkeit erblickt!

Ohne auf geſchloſſene Dörfer zu treffen, wundert ſich der aus dem Süden von Deutſchland kommende Reiſende über Lage und Bauart der, mit weitausgedehnten Beſitzungen umgebenen ländlichen Gehöfte, die nirgends einen Nachbar zu haben ſcheinen. Ungewohnt ſcheint ihm das ſelten in offener Flur liegende, meiſt in umwallten, mit uralten Eichen bekränzten Kämpen eingeſchloſſene Ackerland; unwirthlich die einzelnen und regellos in großen unbebauten Marken liegenden Wohnungen ohne alle Straßenverbindung; wunderbar, daß gerade dieſe einzeln liegenden Höfe, die bedeutendere Beſitzthümer bilden, rauh und

anscheinend unbequem für Menschen in der innern Einrichtung der Häuser; einfach, fast ärmlich das Ansehen und die Umgebung der ländlichen, oft einsam liegenden Kirchen.

Und doch zeichnen sich ihm nur hier noch allein die noch nicht ganz verwischten Umrisse einer längst verklungenen Zeit, die dem ganzen Lande den Stempel aufgedrückt hatte, von dessen mattgewordenen Abdruck er jetzt die Zeichen, welche übrig geblieben sind, betrachtet.

Wörtlich findet man in diesen Gegenden noch bestätigt, was im ersten Jahrhundert n. Chr. Corn. Tacit. de moribus Germ. sagt: Sie bauen sich an, zerstreut und abgekehrt vom Nachbar, wie ein Quell, ein Feld, ein Wald ihnen gefiel. Sie haben Ortschaften nicht wie wir, aus nahstehenden und zusammenhängenden Häuserreihen bestehend. Jeder umgiebt seine Wohnung mit einem Walle, sei es wegen Feuersgefahr, sei es, weil sie die Baukunst nicht kennen. Der Gebrauch des Kalks und der Dachziegel ist ihnen unbekannt; einige Stellen jedoch bekleben sie sorgfältiger, mit einer so glänzenden und reinen Erdart, daß sie farbiger Malerei ähnelt.

Wer also vom altdeutschen Volke, von seinen Sitten und Gebräuchen, überhaupt vom altgermanischen Leben noch Spuren sucht, der ziehe hinab in die Haiden. Er findet sie noch dort, wo kaum erst ein Anfang der Uebergangsperiode zu unsrer abgeschliffenen, in ganz Europa zusammengesuchten, mit einem Worte zu den jetzigen sogenannten deutschen Sitten und Ge-

bräuchen wahrzunehmen ist, und wo noch lange Zeit darüber hingehen wird, ehe der Rest derselben in dem mirakulösen Amalgama verschwindet, wodurch die Nationalität eines gewesenen großen Volkes bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden ist.

XI.

Es zog mich jetzt weiter durch die zerstreut umherliegenden Gehöfte nach einem Orte hin, wo das Staatsbedürfniß wieder mehrere der sogenannten gebildeteren Klassen mit und gegen ihren Willen in stattliche Häuser neben die Hütten der Armuth zusammengedrängt hat. Es spornte mich wieder eine gewisse Sehnsucht mächtig vorwärts, daß ich mir vornahm, eine Zeitlang unter jenen gebildeten Menschen, von meinen Streifereien durch die Haide ausruhend, zu verweilen. Ich näherte mich deshalb den Ufern der Weser, welche in diesen Gegenden auf beträchtlichen Strecken die merkwürdige Erscheinung darbietet, daß nicht beide Ufer sich ein und derselben Fruchtbarkeit des Bodens, desselben Graswuchses und desselben Segens hochwogender Saatfelder erfreuen. Mit Verwunderung erblickt man oft von einem nicht weit vom diesseitigen Flußgestade zusammengewehten Sandhügel, am jenseitigen Ufer ein Eden von lachenden Fluren, Schlössern, Dörfern und Viehherden, so daß

einzigen großen Guß zu bringen bemüht ist. Wenn man den Ruf der Meister und Meistergesellen hört, das Rennen der Lehrlinge sieht, sollte man glauben der Thurm von Babel würde noch einmal gebaut. Und beim Lichte betrachtet, was ist es? much ado about nothing! Der Körper ist es, den man überall pflegen will. Und so siedet und braust es unaufhörlich in der gewaltigen Masse. Hier berstet eine gewaltige Blase; es war nichts als die Seifenblase des spielenden Kindes. Dort springt unter gewaltigem Knall eine riesige Form, und in den Sand rollt eine hyperbolische Mixtur. Glück auf, wenn nicht das Haus zugleich mit der darin befindlichen alchemistischen Werkstatt geborsten ist!

Wozu dient der ganze wilde Spektakel? Ein einziger Blick in die Natur lehrt das Geheimniß, das trübe widerliche Gebräude zu klären. Ein Blick in einen Ameisenhaufen; die Ordnung, die im schwärmenden Bienenvolk eintritt, sobald es seinen König wiedergefunden; die Folgsamkeit, mit welcher die Heerde hinter dem Leithammel schreitet — sie geben uns die große Lehre, daß Gott selbst die Könige eingesetzt hat, sowohl für Menschen als für Thiere.

Als sie den Thurm von Babel bauten, da bauten sie himmelwärts in schwindelnder Höhe, und von den Millionen von Werkleuten, welche daran bauten, war keiner im Stande, das Werk mit einem schirmenden Dache zu krönen. Alle stritten um die Ehre, und wild riefen Alle durch einander nach dem Schluß-

steine. Aber noch jetzt liegt er tief unter dem Chaos von Werkstücken begraben. Sonne und Mond leuchten in den Thurm, aber kein Lichtstrahl fällt heraus und dunkel ists im Lande Israel geblieben, wo die Schilder der Weisheit überall an den Heerstraßen ausgehängt waren

Das ist nun freilich ein Beweis aus der allerältesten Geschichte, ein Mythos vielleicht, und die wunderlichen Menschen wollen nichts wissen von der Geschichte und vom historischen Rechte und von den Traditionen der Väter. Aber liebe Getreue! soi dirant Naturfreunde, die ihr euch beruft auf das natürliche Recht, die ihr dafür kämpfen wollt mit Hand und Mund, erröthet ihr nicht ein wenig, wenn ich mich veranlaßt sehe, euch hier alle öffentlich für pure Theoretiker zu erklären, daß ihr sämmtlich nur wenig von der Praxis versteht, so laut ihr auch die mehrsten eurer Forderungen auf die gute immer getreue, aber auch so festgeregelte Natur zu begründen bemüht seid? Ihr scheint die Natur wenig in ihren innersten Receſſen beobachtet zu haben, denn sonst — hättet ihr doch nothwendigerweise aus eurem vielgepriesenen Studium erlernen müssen — der Bauer in der Haide kann es euch sagen — daß jeder gesellige Verein seinen Führer haben muß, um dessen Anweisungen zu befolgen. Drum laßt den unsrigen immerhin König heißen. Ordnung ist auf keine andere Weise denkbar, als wenn ein starker König im Lande ist und daneben — eine gute Verfassung.

Endlich hatte ich die Windmühle erreicht, die schon stundenlang wie ein Pharus durch offenes Meer, meine Schritte durch die labyrinthischen Pfade der Marschwiesen geleitet hatte. Wie Schwingen der Zeit drehen sich die mächtigen Flügel um ihre Axe, während im Innern des kunstreichen Gebäudes fortwährend die Spreu vom Korne gesondert wird. Es war nicht mehr die einfache, alte, mir aus früherer Zeit so wohlbekannte Mühle. Ein im neuesten Geschmack eben so elegant als complicirt gebautes Werk bereitete jetzt das Mehl aus dem Korn, vom gröbsten bis zum feinsten, so daß es sich fast wie Staub verflüchtigt, desgleichen Graupen und Grütze, und ein neu erfundenes Stampfwerk preßt das Oel bis auf den letzten Tropfen aus den Hülsen des Rabsaamens.

Die neue Mühle ist wirklich ein schönes Werk, ich glaube ein sogenanntes holländisches. So wie sie zerfällt wird ein neues gebaut. Gleichviel wie es heißt. Der Sichtungs- und Schlichtungs-, sowie der Preß- und Klärungsproceß, nimmt unter jedem beliebigen Namen seinen Fortgang durch alle Zeiten bis in die Ewigkeit.

Ewigkeit! Die Leute sprechen nicht gern mehr davon. Viele hören nicht einmal gern aus der Ferne das inhaltsschwere Wort. Man möchte es gleich manchen andern Wörtern aus den Sprachen verbannen. Aber ich habe mich nun einmal auf meinen Reisen damit befreundet, weil ich es in den Sprachen der Bewohner aller Welttheile, am Nord- wie am Südpole

wiedergefunden habe. Es ist in meine Seele übergegangen und alt mit mir geworden Ich habe es auf den Schlachtfeldern gehört und im Rollen des Donners über der schaurigen Tiefe des Weltmeeres. Es schwebt, seit ich den Todesseufzer meines Knaben vernommen, wie Harfenton vor meinen Ohren, und — aus der Tiefe meiner Seele hallt es wieder, daß Unsterblichkeit, Ewigkeit, Gott! ein Ganzes sind, der große Hauptbegriff, ohne welchen jeder andere Begriff in Rauch und Nebel verschwindet.

Der Hügel, auf dem die neue Windmühle vor Hoya erbaut ist, gewährt die vollkommenste Aussicht auf Strom und Landstraße, auf Schlösser und Strohhütten, auf die Equipagen des Adels, der Beamten, der Advokaten und der Officiere, von denen manche sich in diesen Gegenden fast zu häußlich eingerichtet haben, als daß sie Lust haben könnten noch eine Schlacht von Waterloo mitzumachen, was dem der es vermeiden kann eben nicht zu verdenken ist.

Wie in einem großen Panoram erblickt man dicht vor den Thoren des wahrhaft reizend gelegenen Städtchens das Leben aller Stände, wie sie sich neben und unter einander bewegen.

Schreitet man langsam und beobachtend die fast endlose Zeile der Vorstadt hinab, die durch zwei Reihen eng an einander gedrängter, mit dem Giebel nach vorn stehender kleiner Häuser gebildet wird, so erblickt man mehr Mittelmäßigkeit als

Wohlstand, obgleich die Bewohner fast ängstlich bemüht sind, ihre Armuth hinter einer sorgfältigen Reinlichkeit zu verbergen. Pauvre honteux, steht an Vieler Stirn geschrieben, deren Auge sich wie in schwerzlicher Sehnsucht von den einzelnen Prachtgebäuden, die sich aus der Mitte der niedrigen Dächer erheben, nach dem Windmühlenberge und mit voller Resignation von dort zur schmalen Hauspforte zurückwendet, aus welcher Schaaren hungriger Kinder ein- und ausziehen, von denen sich gewiß dereinst keins dazu drängen wird, Majoratsherr der Familie zu werden.

An Wirthshäusern fehlt es in diesem Theile der Stadt so wenig als an Gästen in denselben. Wer wollte es den Armen verdenken, wenn sie ein Gläschen mehr täglich nehmen in Hoffnung auf bessere Zeiten, während sich in der Zeit wo die Strumpfweberei, welche sonst hier florirte, ganz in Verfall gerathen ist, doch alljährlich ein Gast mehr an den Tisch setzt, den die Armuth oft nicht mehr zu decken vermag.

Ob die in Hoya jetzt zunehmende Verarmung im unrichtigen Speculiren Einzelner, welche der Fall der Massen nach sich gezogen hat, in neuen Handelsrichtungen, im Versanden der Weser, oder in der theilweisen Ungenügsamkeit des dritten Standes besteht — wage ich nicht vorschnell zu entscheiden. Die holländische Windmühle mahlt mehr und feiner aus wie sonst, und dennoch solle man zu Zeiten Mangel am täglichen Brod in einer Stadt verspüren, deren Namen wegen der sonst

darin herrschenden Betriebsamkeit einen schöneren Klang im Lande hatte als manche andere von weit größerem Umfange.

Doch alle diese Mißstände scheinen nur in der Vorstadt oder im ältern Stadttheile vorherrschend zu sein, wo sonst ausschließlich mercantile Geschäfte betrieben wurden. Alles gewinnt eine andere Gestalt, sobald man die lange Brücke betritt, welche beide Theile mit einander verbindet. Wohlthuend ist, sobald man die lange Gasse hinter sich hat, der Anblick, den dieser Standpunkt auf die fruchtbare von Baumpflanzungen und Kornfeldern durchschnittenen Wiesenau gewährt, die sich zu beiden Seiten des Stromes hindehnt, der hier schon zu einer respectablen Breite angewachsen ist.

Welche auffallende Veränderung im Profile der Stadt, gleich jenseits der Brücke! Man möchte wirklich einige Augenblicke geneigt sein, das was man vor sich sieht, für Westminster en miniature zu halten. Schöne zweistöckige Häuser mit glänzenden Spiegelscheiben und hellpolirten metallenen Thürklopfern. Breite Straßen mit Baumreihen, hie und da selbst pallastähnliche Gebäude mit Gesträuch und Blumenpartieen in Front, andere mit größeren parkartigen Anlagen umgeben. Statt der vorhin gesehenen Kneipen und Schnapsläden, mit Umgebungen, fast so düster wie auf dem Hallbornhill in London, erfreut sich das Auge an schönen Hotels, die den Reisenden jede erdenkliche Bequemlichkeit bieten. Das Leben in die-

sem Theile ist aristokratisch vornehm, und gänzlich verschieden von dem was man kurz vorher erblickt hat.

Trompeter der hier garnisonirenden Reiterschwadron schmettern Signale. Junge Officiere, mit ideal nach Vandyks Muster gestutzten Bärtchen, deren bleiche feine Gesichtszüge und hohe schlanke Figuren sofort an das Land der Ritter erinnern, mitunter auch noch einzelne von jenen derben kriegerisch blickenden Gestalten, welche das Andenken an die Schlachten von Talavera und Salamanca ins Gedächtniß zurückrufen, durchziehen zu Fuß oder auf schönen englischen Pferden die breite mit Trottoirs versehene Straße. Beamte mit Brillen und Lorgnetten wie in der Residenz; Damen im Federhut mit Schleier, leicht fast schwebend auftretend mit dem elegant chaussirten reich bebänderten Füßchen; gewichtige Kaufleute, beide Hände in den Rocktaschen wie an der Börse der nahen großen Handelsstadt, die einen nicht geringen Einfluß auf Hoya auszuüben scheint; und um das Bild zu vollenden, Caroffen mit den Wappen der ältesten Adelsgeschlechter, die in der Nachbarschaft hausen, sind die Erscheinungen, auf die man gleich jenseits der Brücke stößt und die schnell wieder an das großartige Leben erinnern, welches man in den letzten Tagen auf der Reise vermißt und beinahe in der einsamen so stillen hannöverschen Haide vergessen hat.

„Ihre Ankunft mein Herr, fällt in eine glückliche Stunde"

— rief mir ein geschäftiger Kellner zu — während er dienstbeflissen die Thür zum eleganten Gastzimmer öffnete.

Die table d'hôte war schon zu Ende. Einzelne Herren die zurückgeblieben waren und die an dem Tage herrschende Hitze durch Rothwein mit Wasser zu dämpfen bemüht waren, hatten die Güte — da der Kellner, ohne meine Frage, weshalb? zu beantworten schon wieder in Aufträgen anderer davon geflogen war — mich zu benachrichtigen, daß ein großer Virtuose, der zufällig hier anwesende Organist vom Bremer Dome, sich entschlossen hätte, das kunstliebende Publikum durch einen Vortrag auf der neu gebauten Kirchenorgel zu erfreuen.

So lernte ich denn schnell genug den Grund kennen, welcher die ganze elegante Welt des Städtchens und der Umgegend veranlaßt hatte, sich zu Fuß und zu Wagen den brennenden Mittagssonnenstrahlen auszusetzen. Da ich weder ein vornehmer Diplomat noch ein Schauspieler war, würde ich außerdem schwerlich Gelegenheit gehabt haben, die vornehme Welt von Hoya während meiner Durchreise in Masse versammelt zu sehen, und ich wußte es dem großen Unbekannten herzlich Dank, daß er die Veranlassung dazu gegeben hatte.

In der mir bis zu seinem Auftreten noch übrigbleibenden halben Stunde nahm ich den Kaffee ein, der sich bei mir eben so wie den Türken immer noch als das beste Abkühlungsmittel bewährt hat, dann schloß ich mich dem Menschenstrome an, welcher im langen Zuge zum Gotteshause hinwallte.

Eine wohlthuende Kühle umfing mich bei dem Eintritt in die hohe, helle und geräumige Kirche. Die wenigen Minuten bis zum Anfange des Spiels brachte ich damit zu, die schön geputzten Frauen, die feinen Gesichtszüge zahlloser blühender Mädchen und die Wappen zu beschauen, mit denen Wände und Stände der Kirche wie ich es noch nie zuvor gesehen, fast wie die Schranken eines Turniergrundes verziert waren. Wie viele reizende Mädchenköpfe und welch' schöne Wappen — dachte ich — giebt es doch im Lande Hannover, und war im Begriff noch mehr zu denken, als ein Laut der Orgel meine Aufmerksamkeit anderweit fesselte. Die Register wurden gezogen. Vor dem lang gehaltenen tiefen dann immer höher schwellenden Tone, der im nächsten Augenblick wie Himmelsruf durch die hohen Hallen schwebte, verstummte nun jeder fernere profane Gedanke.

Meine Blicke flogen zur Orgel hinauf, wo die strahlenden Augen eines Mannes, dessen schön geformter Kopf nur noch von wenigem Silberhaar beschattet war, nach dem schönen Kirchengewölbe aufschauten, als suchten sie unter den goldenen Sternen, mit denen die blaue Decke übersäet war, das Sternbild, zu dem ihn die Sehnsucht hinaufzog, die man schon bei dem Anfange seines ergreifenden Spieles wahrzunehmen glaubte.

Ich weiß nicht, waren es Fugen von Bach, Schilderungen vom großen Abte Vogler, oder eigene Compositionen des Künstlers — ich habe später nicht danach fragen mögen —

Wohl aber fühlte ich, daß es Musik war, wie man sie nicht alle Tage zu hören Gelegenheit hat. Es schien mir, trotz dem was ich in Italien derartiges gehört hatte, fast das Höchste was ein Mensch auf der Orgel zu leisten vermag. Bald klang es wie Sphärenmusik und Gesang der Engel aus Himmelshöhen, bald wie Donner des Weltgerichts, aus dem man Flehen um Gnade und Erbarmen, bald den Schreckensruf der Verzweiflung zu hören vermeinte. Dann sprach sich in den Tönen die Hoffnung aus, und mit ihr Trost und Erhebung, Glauben und Aufschweben der Seligen zum Himmel. Hoch über dem Ganzen aber vergegenwärtigte das grandiöse Spiel des Meisters des großen Allvaters endlose Liebe.

Der Allmächtige selbst schien sichtbar in diesem großen Moment über der versammelten Menge zu schweben. Man erblickte ihn in den Thränen welche wie Thautropfen an den seidenen Wimpern der Frauen perlten; die Nähe des Weltenregierers wurde von jedermann gefühlt; denn die noch kurz zuvor so stolz aufgerichteten Häupter der Kriegsmänner sanken demüthig auf die goldnen Kreuze und Ordenssterne herab, welche die Brust vieler unter ihnen bedeckten. Ein einziges Gefühl, das Gefühl der einfachsten Menschheit, hatte alle Zuhörer ohne Unterschied ergriffen. Jede Art von Egoismus schien aus der Seele des Einzelnen gewichen. Die Leidenschaften waren verstummt, und der Pulsschlag der Anwesenden schlug gewiß in

ein und demſelben Gefühle zuſammen, als die Töne endlich in einem feierlichen Finale wie fernes Echo in den hohen Räumen verſchwebten.

Als der Greis mit den freundlichen von ſeinem innern Leben zeugenden Augen herabkam, drückte ich ihm im Herausgehen die Hand, und jetzt fühlte ich ſelbſt eine Thräne in meinem ſeit langer Zeit trocken gebliebenen Auge. Die Thräne aber war mir ein ſicheres Zeichen, daß eine ſchon längſt erloſchen geglaubte Flamme noch in meinem Herzen loderte, ſo daß ich mich an deren wohlthätigem Feuer noch eine Reihe von Jahren zu erwärmen hoffen durfte.

Draußen, auf dem freien Platze vor der Kirche, hatte ich ein Gefühl wie man es wohl empfindet, wenn einzelnes Wetterleuchten das letzte Verſchweben eines majeſtätiſchen Gewitters am fernen Horizont verkündet, während die Kelche der Blumen, die ſich beim Herannahen des Wetters geſchloſſen hatten, ſüß duftend öffnen um mit den Lüftchen zu koſen, die von irdiſcher Beimiſchung gereinigt durch den Aether ſchweben.

Der letzte Ton der Orgel verhallte in den hochgeſchwungenen Kreuzgewölben, wie der in einem tiefen Gebirgsthale hinſterbende Ton eines Waldhornes. Noch jetzt iſt der Ton in meiner Bruſt nicht verhallt, den ich noch mit einem andern vergleichen möchte, von dem Lord Byron ſo treffend ſagt, 'tis my deuth brothers song. Er war der Mann, den man,

weil er so heiß im Leben gefühlt und so verschieden von andern gehandelt, so verschieden, und ich glaube eben deshalb immer unrichtig beurtheilt hat.

XII.

Es war ein lauer, sternheller Abend an dem ich die Stadt verließ. Ohnerachtet der sich mir anscheinend im Gasthofe darbietenden comforts, vermochte ich nicht daselbst zu übernachten, weil ich befürchtete, an der Wirthstafel ein Scrutinium von Kennern und Layen über das Orgelspiel mit anhören zu müssen, und ich doch nicht Lust hatte, den selten schönen Sommerabend auf Nr. so und so in meiner Gesellschaft allein hinzubringen.

Mit Fug und Recht mag der Künstler oder der Wissende in irgend einem Fache zergliedern, wenn es zu seiner Vervollkommnung beiträgt; nur mag nicht ein Jeder bei einer solchen Section zugegen sein. Mag auch der kalte Verstand denjenigen noch so viel preisen, der stark genug ist, den eigenen Liebling vor seinen Augen zerstückelt zu sehen um den Sitz der Krankheit zu erfahren, der ihm sein Idol geraubt hat, — lieben kann man ihn nicht, den der Beweis zufrieden stellt, daß selbst das Schönste auf Erden nicht Probe hält, weil einmal nichts vollkommen Schönes hienieden zu finden ist.

Ich hatte eine leichte Kaleſche genommen, um ſchneller durch das Sandmeer zu gelangen, welches ſich in ziemlicher Einförmigkeit, auf langer Strecke, bis faſt vor die Thore der alten Reichsſtadt Bremen hinzieht und ſeltſam genug gegen die fruchtbaren Ufer der Weſer und Aller abſticht, die daſſelbe in geringer Entfernung begrenzen. Aber die anfänglich auf einem Steindamme ziemlich flüchtig dahin trabenden Roſſe, waren bald ermüdet, ſobald ſie die Sandſteppe erreicht hatten; und die Räder wälzten ſich immer langſamer durch die Wüſte, je mehr die Gleiſen weiter hin vom Winde ſpurlos verweht waren.

Wären alle Wege wie die Beiwege, welche im nördlichen Hannover durch die Haide führen, ſo würde man ſich nicht wundern, warum es anfangs mit den Reformen etwas langſam dort gegangen iſt. Die Ruhepauſen, welche auf ſolchen Wegen nöthig werden, geben Veranlaſſung, eben ſo gut rückwärts und ſeitwärts als vorwärts zu ſehen. Sei es auch noch ſo wenig, man wird etwas Neues, etwas Beachtenswerthes erblicken, wenn man umherſchaut, und ſollte es auch nur ein kleines Gebrechen am Fuhrwerke ſein. Die letztern werden freilich ſchon ſeltener da vorkommen, wo man, wie in jenen Gegenden, mit Bedacht und vorſichtig fahren muß, wo ſo viele Wege ſich kreuzen, oder, wo ſo viele ſcheinbar in derſelben Richtung und doch nach verſchiedenen Orten führen, daß die Entſcheidung ſchwer fällt, ob man den zur Rechten, zur Linken, oder ob man die Straße der Mitte wählen ſoll

Wer langsam geht, kommt auch ans Ziel, und oft besser als derjenige, welcher sich vorschnell außer Athem rennt, und der, wie man zu sagen pflegt — schon auf dem letzten Loche pfeift, wenn er kaum die Hälfte des Weges erreicht hat.

Man hat dies im Königreiche Hannover gesehen, dessen Bewohner man mit Unrecht eines zu großen Phlegmas beschuldigte, während es im übrigen Deutschland so allegrettenartig durcheinanderging. Sie sind jetzt da, wohin andere noch wollen, und haben bis jetzt noch nicht nöthig, einen Consul für ihre Auswanderer nach Amerika zu bestellen. Zuletzt warf man ihnen noch vor, daß sie es zu lau nähmen mit den Eisenbahnen. Und wie ist es jetzt? Während andere Staaten schon vor Jahren unter prunkendem Wortschwalle mit großen Plänen schwanger gingen und noch heute kaum den ersten Spatenstich gethan haben, ist eine Bahn bereits vollendet, eine zweite, die nach Harburg in vollem Bau begriffen, und die dritte, nach Bremen, unter den günstigsten Auspicien mit der Hansestadt contrahirt. Das Beste dabei war, daß man die Eröffnung der ersten Bahn nicht auf die Vollendung der Bahn- und der Stationshöfe verschob, sondern, daß man den Nutzen bereits zog, als kaum der letzte Hammerschlag auf den Eisenschienen verhallt war.

Nur zu gut scheint man in Hannover eingesehen zu haben, daß Verfassungen allein keine Geldmünzen, und daß Republiken ungestümere Gläubiger sind, als die altehrwürdigen

Monarchieen, die einmal wie die Steineichen mit Deutschlands Boden fest verwurzelt sind. Die fast 400,000 Rthlr., welche seit weniger als 3 Jahren an den Landesschulden abgeführt, und die großen Bewilligungen, welche sich die Landstände neuerdings zum allgemeinen Landeswohle zu machen sich veranlaßt sahen, sprechen beredter als Andres für die gegenwärtigen hannöverschen Zustände.

Mehreremale versuchte es mein Kutscher, die Pferde in einem längeren Trabe zu erhalten; ich belobte deshalb seinen guten Willen, hieß ihm jedoch im Schritttempo weiter zu fahren, da ich die Unmöglichkeit einsah, in einem andern vorwärts zu kommen. Ueberdies erreichte ich noch immer frühzeitig mein Nachtquartier, wo ich als auf einer der schönsten Oasen in dieser Haide meinen Rasttag zu machen beschlossen hatte.

Das Brüllen einer Rohrdommel im Moore und das Anschlagen eines Schäferhundes, der die ihm anvertrauten Schaafe umkreiste, waren die einzigen Laute, welche die Stille der Nacht unterbrachen. Sternschnuppen folgten einander rasch wie im Bogen niederfallende Raketen, während ein zarter Nebel die Haide wie ein großer Silberteppich überschwebte.

Wie verschieden war diese Nacht von einer Nacht in der Veja de Granada, in der Huerta de Valencia, oder von einer der sinnberauschenden Mitternächte von Neapel! Sie wurde nicht von den süßen Aromen durchströmt, welche die Paradiesgärten des Südens aushauchen, und man empfand nicht den

unnennbaren Zauber, der uns dort durchſchauert, wo man von Floras ſchönſten Kindern unter den Denkmälern einer großen, tauſendjährigen Vergangenheit umringt iſt. Kein klagender Liebesſchmerz zum Tone der goldenen Saiten, kein winkendes Flammenauge zu einem traulichen Stelldichein unter den Myrthen und Goldorangen, welche die heimlichen Veranden noch lauſchiger machen.

Aber der Mond ſtrahlte ſein Silberlicht herab auf die Haide, deren Blümchem faſt rührend in ihrer Anſpruchsloſigkeit zu uns aufſchauen und deren einförmiger Anblick nur hie und da durch einen dunkeln Tannenkamp oder durch ein einſames Hühnengrab unterbrochen wird. Alles iſt mild und ſtill wie das ganze patriarchaliſche Leben in jenen Gegenden. Aber auch kein Räuber wie in den ſpaniſchen Sierren zeigt hier mit ſtolzer Grandezza auf ſeinen Trombuco, um ſeiner höflichen Einladung, die Taſchen möglichſt ſchnell für ihn auszuleeren, Eindruck zu verſchaffen. Kein Bandit wie im ſchönen Albanergebirge, oder in den Schluchten des Pauſilipp, lauert hinter den Föhren oder zwiſchen den Hühnengräbern auf den vorüberziehenden Reiſenden, wie es in Rom, nicht ſelten noch dicht vor dem Thore del populo, oder in Neapel, auf einem Gange nach Caſerta und Portici der Fall iſt. Deutſche Ehrlichkeit ſchläft ruhig des Nachts auf ihrem dürftigen Lager, frei von jedem Gedanken, Geld durch das Blut der Nebenmenſchen zu erwerben. Der allerärmſte Bewohner der Haide theilt unent-

geldlich ſein Schwarzbrod, ſeinen Honig und ſeine Buchweizengrütze mit einem ſpäten ihm ſtets willkommenen Gaſte, und ſo wie im Teufelsmoor und in der Lüneburger Haide ſo zieht man in allen hannöverſchen Haiden zu Wagen, zu Roß und zu Fuß eben ſo ſicher einher wie im hohen Norden der ſcandinaviſchen Halbinſel oder in den deutſch-tyroler Alpen.

Auch ohne ein Hannoveraner zu ſein, freute ich mich als Deutſcher dieſer hannöverſchen Sicherheit und alles Guten, welches ich nach einander auf dieſer meiner philoſophiſchen Wanderung durch die hannöverſchen Staaten kennen gelernt hatte. Wie verſchieden iſt doch eine hannöverſche Haide von einer kaiſerlich polniſchen Steppe voller Wölfe und Menſchen, welche ihres Gleichen bis auf das Blut hetzen, gleich den vierfüßigen Bewohnern der Steppen! In dieſer Haide von Hannover kennt man nur die Freiheit, ſo daß man die Coloniſten als die Barone der Haide betrachten kann.

Wenn man Jahre lang Schiffszwieback und Pöckelfleiſch gegeſſen und dann wieder im ſchnellen faſt täglichen Wechſel die Wohnung im goldſchimmernden Pallaſt mit der Hütte oder mit dem Bivouak unter Gottes freiem Himmel, bald im Süden, bald im Norden von Europa vertauſcht hat, dann lernt man mit den Sitten der Menſchen auch Recht und Billigkeit täglich mehr erkennen und ehren.

Es wäre unbillig geweſen, nach dem Glanze der hannöverſchen Hauptſtadt, nicht auch der hannöverſchen Haiden als

etwas zur Charakteristik des Landes gehörendes zu erwähnen, oder, über den schwarzen Haidschaafen und den Föhrenkämpen das Blümchen Wunderhold zu vergessen, das zwar oft recht tief versteckt, aber um so lieblicher duftend in gar vielen schönen Exemplaren in den mit Unrecht so verrufenen Haiden zur vollen Blüthe kommt.

So ist es auch gut, wenn man von Zeit zu Zeit nach den Routs der Salons auch einmal an die Thüren der Hütten klopft, um sich im Anblick kräftiger Naturmenschen für den Depit zu entschädigen, der uns nur zu oft durch die buntgefirnißten Marionetten des größen Welttheaters eingeflößt wird, oder durch Policinell, wenn er sich brüstend den gemalten Pfauenschweif zum Rade schlägt.

Lange war ich nicht so heiter gewesen, als ich es am nächsten Morgen war nach einer wohlthuenden Nachtruhe, in der Laube des mir wohlbekannten Gehöftes, welches ich, weil ich wußte, daß ich freundlich dort aufgenommen werden würde, zum Absteigequartier ausersehen hatte. Schinken, rosenroth, wie er auf den Schildern für Gourmands gemalt wird, aber viel saftiger wie ihn diese Läden dem getäuschten Publikum in der Regel zu liefern pflegen; Käse mit perlenden Augen; kräftiges Schwarzbrod und goldgelbe Butter wurde mir in reinlichen Gefäßen auf dem blankgescheuerten Lindentisch aufgetragen. Unterdessen jubilirte eine kirre Nachtigall im Fliederbusche so dicht über meinem Haupte, daß sie es sicherlich überhörte, als ich die

Roſenlippen der ſchmucken Wirthstochter küßte, die meine Frage, ob ſie einen Bräutigam hätte? — lachend bejahte.

So iſt der Menſch; ein ſtetes Gemiſch von ſinnlicher Poeſie und von poetiſcher Sinnlichkeit, fortwährend mit irgend einem philoſophiſchen Anſtrich. Ich wollte das Vertrauen dieſer reizenden Tochter der Haide — nichts weiter — prüfen. Gretchen entwand ſich lächelnd meinem Arm, ich aber lehnte den Kopf rückwärts an den Stamm, auf welchem die Nachtigall fortdauernd lockte, und dachte mir dabei das Geſicht, welches etwa eine unſrer empfindſamen Damen bei dem Rendezvous gemacht haben würde, nachdem ſie ſich vielleicht eben von der Lectüre eines Werks der Ida, der Dame Düdevant oder eines andern Büchleins erhoben, um im Schatten des ſtillen Haines weiter über den ſüßen Myſticismus des Geleſenen nachzudenken.

XIII.

Nachdem ich am zweiten Morgen nicht ohne ein mir wohlthuendes Gefühl von meinen freundlichen Wirthsleuten Abſchied genommen, während ich den vorhergehenden Tag dazu benutzt hatte, die Felder des Hausvaters zu durchwandern, um mich von der Möglichkeit zu überzeugen, daß man ſelbſt aus dem ſcheinbar ſo ſterilen Boden, bei einiger Ausdauer in einem

nicht vollen Menschenalter eine Schöpfung hervorzurufen vermag, wie sie den amerikanischen Farms vielleicht nur wenig nachsteht, — verließ ich die glückliche Oase um meine Reise nach Verden fortzusetzen.

Sollten auch nicht alle, vielleicht nur die wenigsten meiner Leser die Haiden im hannöverschen Norden kennen, so wird ihnen dafür der altehrwürdige Bischofssitz, in dessen Nähe Carolus Magnus die Heiden bekehrte, um so besser bekannt sein. Verden war einst ein wichtiger Platz, und die Geschichte weiß davon zu erzählen, wie wichtig sich einst die geistlichen Herren dort gemacht haben. So wie überall, so spielten Mytra und Krummstab auch in Niedersachsen eine höchst bedeutende Rolle, und die argen Reibungen zwischen Bremen, Lübeck, Verden, Münster und Osnabrück machten auch den Bewohnern der Umgegend viel Sorgen in jenen unruhigen Zeiten, die jetzt ganz unerwartet noch einmal wiederzukehren scheinen.

Man gewahrt die Spuren vom Glanze und der Macht des ehemaligen Bisthums nicht allein aus dem majestätischen Bau seines schönen Domes, sondern auch in den sowohl in dessen Nähe, als in den überall in der Stadt umherliegenden Curien und Stiftsgebäuden, die man jetzt, eben so wie in Hildesheim, entweder zum öffentlichen Nutzen oder zu Wohnungen für hohe Herrn im Staatsdienst eingerichtet hat.

Der Dom zu Verden gefällt mir schon deswegen besser als der in unserer Zeit so viel besprochene Cölner Dom, weil

er in seinen Dimensionen darauf berechnet war, daß er in der Zeit in der er Geltung haben sollte, vollendet werden konnte.

Er gehört mit zu den vielen Erscheinungen unserer Zeit, daß man fast überall auf Zeichen stößt, die einen bei unsern Fürsten erwachten ganz neuen kirchlichen Sinn documentiren. Ein neuer religiöser Geist ist erwacht, von dem man nur wünschen kann daß er zum Wohle der Völker gereichen mag!

Der Herzog von Cambridge, der ein eben so religiöser als ritterlicher Fürst bleiben wird bis an das Ende seiner Tage, und dem man so wenig religiöse Schwärmerei zum Vorwurfe machen kann, als daß er je die Absicht gehabt, die Religion zum Deckmantel tief angelegter politischer Zwecke zu gebrauchen, hat sich während seines Guberniums der hannöverschen Lande ein ruhmvolles Denkmal gegründet, indem er — was binnen wenigen Jahren möglich war — die für die Hauptkirche angemessene Wiederherstellung des Doms verfügte. Auf Veranlassung des kunstliebenden königlichen Prinzen und durch bedeutende Beiträge aus dessen Privatkasse, wurde der durch Alter und Bauart gleich ausgezeichnete Dom im Innern und Aeußern vollkommen restaurirt.

Bekanntlich ist der imposante Bau jetzt dem Cultus des protestantischen Gottesdienstes geweiht. Es wurden daher die von Sr. königlichen Hoheit zur Renovation der Domkirche mit wahrhaft britischer Munificenz bewilligten Beiträge mit allgemeinem Beifall in dem ächt protestantischen Lande aufgenom-

men, statt Veranlassung zu gehässigen Folgerungen zu geben, wie es wohl anderswo der Fall gewesen ist. Leider hatte die protestantische Kirche bis dahin schon seit geraumer Zeit keine besondere Begünstigung von Seiten der protestantischen Fürsten in Deutschland erhalten, und es war daher wohl zu entschuldigen, wenn man nach den auftauchenden Erscheinungen bald mehr bald minder auf die Vermuthung gerathen mußte, daß die Nachkommen der Fürsten, welche einst die Reformation mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften unterstützt hatten, jetzt anderer Ansicht über die Sache geworden wären.

Außer dem Dome und seinen Zubehörungen, worunter ich auch die Grabstätten einiger Bischöfe im Innern der Kirche verstehe, deren bronzene im byzantinischen Styl ciselirte Sarkophage zu den vorzüglichsten derartigen Arbeiten der Vorzeit gehören, sind mir als merkwürdige Gebäude nur wenige aufgefallen. Zu den letztern gehört das Rathhaus, welches einige Aehnlichkeit mit dem in Bremen hat, und die Domschule ein sonst viel frequentirtes Gymnasium.

Sowohl der Speditionshandel als der Betrieb von Landesproducten, welcher durch die Aller, die oberhalb der Stadt in die Weser mündet, bedeutend befördert wird, verleiht Verden nebst der Garnison und den vielen Behörden, welche dort ihren Sitz in neuerer Zeit erhalten, einen nicht geringen Anstrich von Lebendigkeit, der durch die künftig vorüberführende Bremer-Eisenbahn nur noch erhöht werden kann. Die überall

in der Stadt, in Straßen und auf Plätzen herrschende Reinlichkeit mahnt schon fast an die holländische Sauberkeit, welches dem Reisenden, der tiefer aus dem Innern von Deutschland kommt, um so wohlthuender ist, da dort, selbst in den größern Provinzialstädten, noch Vieles in dieser Hinsicht zu wünschen übrig bleibt.

Da mir die Unterlassung als Mangel an Beobachtung gedeutet werden könnte, so will ich auch noch des edel einfachen Hoflagers erwähnen, welches vom Freiherrn von der Decken, der durch seine Vermählung mit einer Prinzessin von Hessen Verwandter des königlichen Hauses geworden, in Verden gehalten wurde. Unverkennbar hatte es seine sehr guten Folgen für die Stadt. Während die Armen so wie alle gemeinnützigen Unternehmungen jederzeit von der edlen Familie nach Kräften unterstützt wurden, so konnte auch der feine Klang, welcher von oben herab durch das gesellige Leben der Stadt Verden ertönte, nicht verkannt werden. Der edle Freiherr ließ es sich angelegen sein, die reizenden Umgebungen des von ihm bewohnten zwar kleinen aber sehr schönen Palais immer mehr auszudehnen und zu verschönern.

Außerhalb der Stadt zeigt man an den Ufern der Aller, welche sich nicht weit davon mit der Weser vereinigt, den historisch berühmten Platz, wo Carl der Große eines seiner grandiösen Bekehrungsfeste feierte, indem er sabre au main zwanzigtausend besiegte Sachsen mitten im Flusse taufen ließ.

XIV.

Dicht hinter der Umzäumung des „grünen Jäger," eines etwa eine Stunde von der Stadt gelegenen, von den Verdenern häufig beſuchten Luſtortes, verliert ſich die Landſtraße wieder in der unabſehbaren Sandfläche des rechten Weſerufers, die ſich mit nur geringen Unterbrechungen von Cultur bis eine Meile von Bremen erſtreckt

Gleich Oaſen in der Wüſte tauchen noch einzelne, von chryſtallhellen Bächen bewäſſerte Erlen- und Birkengebüſche auf, aus derem wohlthuenden Grün die weißen Giebel größerer Meiereien und netter Gaſthöfe, welche letztere hier weniger ſelten ſind als in der Lüneburger Haide, und wo man für billige Zahlung ſchon manche von den leckern Sachen haben kann, die bereits ſeit Jahrhunderten durch Vermittelung der Seeſtädte ihren Weg auf die Tafeln der Feinſchmecker gefunden haben. Aber leider dauert die Freude immer nur kurze Zeit. Denn bald nachher ſieht man wieder ſtundenlang jene vom Winde zuſammengetriebenen mit Haidekraut bewachſene Hügel, die wenn auch nicht bei jedem Unwetter auf eine andere Stelle verſetzt, doch bei jedem Sturmwinde eine ſo bedeutende Veränderung der Geſtalt erleiden, daß ſie nicht einmal zu ſtabilen Merkmalen für den einſam durch die Wildniß ziehenden Wanderer dienen können.

War es die Apathie die ſich unſerer bemächtigt, bei ſtetem

Hinblick auf Dinge die uns nicht gefallen, ohne daß wir sie zu ändern vermögen, oder waren es die immer sanfter werdenden Schwingungen des Wagens, während er sich nur langsam durch den von der Mittagssonne fast glühend gewordenen Sand fortbewegte — genug, ich war allmälig in einen sanften Schlaf versunken. Schon eine geraume Zeit mochte ich in diesem glücklichen Zustande des Nichtbewußtseins hingebracht haben, als ich durch einen heftigen Stoß, dem nun mehrere andere schnell folgten, erwachend, den Kopf aus dem Wagenfenster steckte, um mich nach der Ursache der unwillkommenen Störung umzusehen.

Schnell hatte ich mich auf einem Terrain zurecht gefunden, welches ich in früherer Zeit als fröhlicher Reitersmann zu verschiedenen Malen mit eben so lustigen Gesellen abpatrouillirt hatte. Ach! die mehrsten der so lebendig pro patria enthusiasmirten kühnen Jünglinge haben ihr Leben pro patria hingeben müssen, früher als sie es ahndeten, und ich selbst lebe noch immer, um mir das Horazische „non sic nunc, et olim sic erit“ — mit dem wir uns damals zu trösten stets bereit waren, wenn es nicht nach Wunsche ging — zu wiederholen.

Der Wagen hatte einen der Steindämme erreicht, die fast vor allen Thoren eine Schutzwehr gegen die häufigen Inundationen der Weser bildend, zugleich den Anfang des frei reichsstädtischen Territoriums bezeichnen. Dicht vor mir, nicht weit von der Grenze, welche durch einen sehr eleganten Grenz- und Meilenstein bezeichnet wird, lag Hastedt, das erste zum Bre-

mer Gebiet gehörende Dorf. Auf einem seitwärts liegenden Anger manövrirte die hanseatische Dragonerschwadron, fein und zweckmäßig bekleidet auf schönen wohlgenährten Rossen, wie man es nicht anders in einem Handelsstaate erwarten kann. Die Reiter machten ihre kleinen Evolutionen nicht minder schulgerecht als andere Contingente des deutschen Reichsverbandes. Der einzige Unterschied, der mir, als alten, an Disciplin gewohnten Soldaten natürlich auffallen mußte, war der, daß die schmucken, schlank geschnürten Officiere so oft wie möglich eine Cigarre versuchten. Es war dies ein eigenthümliches Zeichen republikanischer Freiheit, welche die hanseatischen Kriegsleute mit ihren Handelsfreunden den Jankees gemein haben. Nur der Anführer, ein bärtiger und wie es schien alterfahrener Krieger, hielt es unter seiner Würde von dieser Freiheit Gebrauch zu machen.

Ueberall in Europa, in der Schweiz wie auf dem Gebiet der freien Hansestädte, die sonst den unnützen Brodessern — wie sie den Söldner zu nennen beliebten — noch weniger hold waren wie jetzt, stößt man zu jeder Jahreszeit auf exercirende Truppen, während man doch unaufhörlich die Wohlthaten des Friedens zu rühmen bemüht ist. Möchte doch endlich einmal der wahre Friedenszustand eintreten, welcher das Halten großer stehender Heere und den Bau neuer Festungen, von denen Napoleon, wenn man ihn auf dergleichen Hindernisse aufmerksam machte, lächelnd zu sagen pflegte: ils sont des bagatelles,

ferner unnöthig machen! Die dadurch erſparten Summen würden mehr als hinreichend ſein, alle die Menſchen glücklich zu machen, die jetzt wegen mangelnder Nahrung in zahlloſen Caravanen nach fremden Küſten ſegeln. Der große Zollverein — ſo hat ſchon verlautet — wird mit der Zeit reichlich erſetzen, was dieſe in Deutſchland nothwendigen Uebel verzehren! Aber, wer wüßte nicht, welche Bewandtniß es damit hat, und nun gar die in Deutſchland überall in den Fabriken eingeführten Maſchinen, welche Menſchenhände, die nur für andere zu arbeiten vom Schickſal beſtimmt ſcheinen, unnöthig machen!

Unlängſt ſagte mir ein reicher Maſchinenbeſitzer, dem ich, ſo gut ich es verſtand, unverholen meine Meinung über das ſagte, was ich für die Veranlaſſung des ſo grauſig überhandnehmenden Pauperismus hielt — „aber mein Herr! die Menſchen ſollen ja ferner nicht mehr arbeiten; der Menſch, nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen, iſt viel zu edel gebaut, als daß man ſich ſeiner noch ferner ſtatt des Laſtviehes bedienen dürfte! Das iſt ja eben der philantropiſche Zweck des großen Vereins, der ſich nur deshalb conſtituirt hat, um das Maſchinenweſen nach größerem Maaßſtabe ins Leben einzuführen!“

„Hat der große Verein auch an Maſchinen gedacht, um Brod aufzufinden in der Wüſte?“ — rief ich mit ſteigendem Eifer — der Maſchiniſt aber entgegnete lächelnd und mit vornehmem Achſelzucken, — „während der Uebergangsperiode mein Herr, muß man Geduld haben!“

Wüßte man nicht, wie es mit jenen Theoriemännern stände — wahrhaftig man müßte sie, wenn man sie reden hört, für von Gott gesandte Engel halten, während sie mit Honigseim im Munde nichts Geringeres im Schilde führen, als, mit Hinwegräumung des Mittelstandes eine Welt für Reiche und Arme zu schaffen, die sie nach ihren Grundsätzen für die beste halten.

Merkwürdig war in dieser Beziehung auch die Antwort, die erst neuerlich der hohe Staatsbeamte gab, der von Berlin nach Schlesien geschickt war, um an Ort und Stelle die Klagen über die dortige Verarmung zu vernehmen, und nach Mitteln auszusehen, wie den Mißständen abzuhelfen sein dürfte. „Meine Herren" — sagte er zu einer an ihn abgesandten Deputation — „die von ihnen erhobenen Klagen hört man nicht allein in Schlesien; nein, verlassen Sie sich darauf, es ist derselbe Schrei, den man in ganz Deutschland, in Frankreich und in England hört." Der hohe Mann schien mit andern Worten sagen zu wollen: „Die Verarmung scheint ein zeitgemäßes Ereigniß zu sein, es ist dagegen so wenig als gegen andre Erscheinungen ein richtiges Mittel ausfindig zu machen" ꝛc. — Man will also, so sehr man dagegen eifert, auf indirectem Wege wenigstens, allen möglichen Socialisten überlassen, die Auskunftsmittel zu entdecken. Das hieße dann in der That das künftige Schicksal der Länder jedem Zufalle Preis geben.

Es giebt in der That keine, die nächste Generation in ihren Folgen bedrohlichere Erscheinung, als dieses maaßlose

Ueberhandnehmen von heimath- und obdachlosen Wesen in Deutschland, zu einer Zeit, wo Einzelne nicht wissen, wie sie ihre schnell erworbenen Reichthümer unterbringen wollen. Wohin man blickt, sieht man kein anderes Streben, als das der Reichen, die Armen vollends zu unterdrücken, sich auf ihre Kosten zu arrondiren und behäbig zu machen, und das Ende der Sache bleibt, wie es die Geschichte seit Jahrtausenden gelehrt hat!

Dergleichen, und wer weiß was sonst noch, meditirte ich natürlicherweise ganz in der Stille, im Innersten meiner patriotischen Seele, die den Cursus der Vaterlandsliebe seit dem Jahre 1809 bis auf unsere Zeit, ach, wie so oft, immer von Neuem wieder begonnen — denn es konnte mir nicht einfallen, dergleichen antimercantile Gedanken, vor den Thoren einer freien, deutschen, ehemals so mächtigen Hansestadt, laut werden zu lassen.

Nach einer halben Stunde passirte ich die Barriere der alten Freistadt, deren Wappenschild, der silberne Schlüssel im rothen Felde, viel civilisirter wie ehemals, als es noch über dem rostigen Fallgatter des jetzt abgetragenen Osterthorgewölbes von den Pranken eines grimmigen Löwen gehalten wurde, jetzt auf den zierlichen Thorsäulen fast wie ein allerliebstes Rococostück auf dem Nipptisch einer modischen Dame aussieht. Das alte Thor mit seinen beiden Flankenbastionen in Coehorns Manier, auf deren einer, der letzte Commandant der damaligen französischen Kaiserstadt, in Vertheidigung des ihnen anvertrau-

ten Postens, durch eine russische Kanonenkugel sein Leben verlor, war eins der ersten, welches gleich nach dem Kriege abgetragen wurde. Man hatte endlich in Bremen genug gehabt seit dem 30jährigen Kriege von Wällen und Mauern und deren Vertheidigung gegen zahllose Feinde, denen die reiche Stadt stets eine gute Beute gewesen war. Sämmtliche Werke wurden, wie man es überall mit den Festungen machen sollte, in Promenadenwege zwischen duftenden Blumenbeeten umgewandelt. Unaufgehalten fährt man durch sie hin, bis in die ersten zwar engen aber lebensvollen Gassen, denen zum Theil noch aus dem Mittelalter herrührende Häuser mit ihren gezackten Giebeln, Steinlauben oder vorspringenden Ecken bis zu den düstern Kellerwohnungen hinab, fast alle, so wie vor Jahrhunderten, auch heute noch, ausschließlich dem Dienst des Mercurs gewidmet sind.

Doch jetzt erwarte man nicht sofort eine detaillirte Beschreibung der guten alten Stadt Bremen. Es möchte doch wohl mehr als gewöhnlichen Studiums bedürfen, etwas Gründliches über die politisch-mercantilisch-socialen Zustände einer Reichsstadt zu sagen, die so eifersüchtig über ihre alten Rechte wacht, als mancher König über seine Krone. Man kann ihr nun einmal nicht vergessen den Anspruch bei der bekannten Gelegenheit, der sogar einzelne der allerkleinsten deutschen Fürsten mit so übertriebenen sanguinischen Hoffnungen überfüllte, daß einige derselben sich zu Actionen hinreißen ließen, daß sich die

gerſinn in ſchönſter Bedeutung des Wortes, den man gar manchen Städten nicht dringend genug zur Nachachtung empfehlen kann.

Doch ich muß wie oben bemerkt das Weitere darüber, ſo wie über manche andere lobenswerthe Eigenthümlichkeit und Merkwürdigkeit der alten Hanſeſtadt, über deren neuangelegten Hafen und über das demſelben beherrſchende königlich hannöverſche Fort, welches unter geeigneten Umſtänden einmal ein guter Haltpunkt zur Abwehr nach außen abgeben dürfte, für einen andern Abſchnitt meiner Weltſpiegelungen verſchieben. Die Grenzen für die im vorliegenden Bande zu behandelnden Gegenſtände ſind zu beſtimmt gezogen um ſie überſchreiten zu können. Der geneigte Leſer wolle mir für jetzt auf kurze Zeit über den atlantiſchen Ocean folgen, wohin ich nicht etwa in einer mich anwandelnden plötzlichen Laune, ſondern lediglich um dem Publikum die beliebte Veränderung zu verſchaffen, den Schauplatz zu verlegen für ſachgemäß erachte.

Acht Jahre aus dem Leben der Generalin von Riedesel, geborne Freifrau von Massow, während ihres Aufenthalts und ihrer Gefangenschaft in Nordamerika.

Da der eigenthümliche Wirkungskreis der Frauen ihnen nur selten gestattet, aus den beengenden Grenzen desselben hervorzutreten, um einen selbstständigen Platz auf der Lebensbühne einzunehmen, so wird weibliche Seelengröße selten so bekannt und anerkannt, als sie es wohl oftmals verdiente. Da man aber auch überdieß nicht selten unedel genug ist, selbst den größten und reinsten von ihnen dargebrachten Opfern, fremdartige Motive unterzuschieben, so sollte der edle Mann um so sorglicher bemüht sein, jedes hohe Beispiel, das unverkennbar das Gegentheil beweist, zur Nachachtung und Erinnerung für die Nachwelt zu sammeln. Um so mehr, sage ich, da man in der Zeit der höchsten Aufklärung, während man Staatsmän-

nern, Kriegern, Gelehrten und Künstlern überall mit einer Art von Manie, oft, nachdem man sie im Leben bis zum Elende vernachlässigt hatte, nach dem Tode kostbare Denkmäler setzt, in der Aufklärung noch nicht so weit gekommen ist, an ein Pantheon zu denken, in denen die Großthaten edler Frauen durch Meißel oder Griffel verewigt werden.

Die Generalin, Freifrau von Riedesel, Mutter des noch lebenden hochverdienten Großherzogl. Sächsischen Landmarschalls Freiherrn von Riedesel, ist eine von den seltenen Frauen, deren Namen von Vielen ihres Geschlechtes der Vergessenheit entzogen und als schönes Vorbild von Gattentreue, Seelengröße und Ergebenheit, für die Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient.

In der Blüthe des Lebens, mit allen den geistigen und körperlichen Reizen geschmückt, die sie zur Zierde der höheren Gesellschaft und unter allen irdischen Gütern zum schönsten Kleinode ihres Gatten machten, verzichtete die edle Dame unbedenklich auf die Bequemlichkeiten des höhern Lebens, verließ Braunschweig, eine Residenz, wo damals unter dem geistreichen Carl Wilhelm Ferdinand eine der glänzendsten Hofhaltungen Alles das vereinte, was einer jungen Dame aus Deutschlands ältesten Geschlechtern die höchsten Annehmlichkeiten darzubieten vermochte, — um sie gegen die Gefahren des Ocean's, gegen die Schrecknisse der Steppen und der grausigen Urwälder eines fremden Welttheiles, in dem eben damals der Kampf um die

Unabhängigkeit vom Mutterlande in ſeiner ganzen Heftigkeit entbrannt war, zu vertauſchen.

Die Generalin begab ſich, von ihren drei Kindern, von denen das älteſte vier, eins zwei Jahr alt und das jüngſte ein kaum zehn Wochen alter zarter Säugling war, nur von weniger Dienerſchaft begleitet, zuerſt nach England. Nachdem ihre Weiterreiſe durch manche unvorhergeſehene Widerwärtigkeiten, die allein ſchon hinreichend geweſen ſein würden, eine minder beherzte Frau, als die Generalin, vom ferneren Verfolgen ihres Reiſeplans abzuſchrecken, verzögert worden war, ſchifften ſie ſich endlich an Bord eines bewaffneten Transportſchiffes ein; für eine ſo zarte Dame, als die Freifrau v. R., ein um ſo heroiſcheres Unternehmen, wenn man bedenkt, wie eine Seereiſe über den atlantiſchen Ocean, um die Mitte des 18ten Jahrhunderts noch keine von den faſt üppigen Bequemlichkeiten gewährte, welche die heutige Dampfſchifffahrt dem Reiſenden darbietet.

Nach einer dreimonatlichen Reiſe, die nicht ohne Gefahr zurückgelegt wurde, endlich in Quebeck angekommen, hörte ſie, daß ſich der General bereits zur Armee begeben hat. Die muthige Frau, nachdem ſie weniger um ihrer ſelbſt willen, als um den zarten Kindern einige Pflege zu gönnen, nur wenige Tage geraſtet hat, tritt die Reiſe in das Innere des fremden unwirthlichen Welttheiles an. Bald ſehen wir ſie auf dieſer Pilgerfahrt, die theuren Pfänder ihrer Liebe in den Armen, auf

einem gebrechlichen Canot, bald auf einem elenden Karren, zur ungünſtigſten Jahreszeit mitten unter den heftigſten Schneeſchauern.

Ohne ſich durch beiſpielloſe Mühſeligkeiten abſchrecken zu laſſen, die faſt jeden ihrer Schritte begleiten, zieht ſie dem ſchon eröffneten Kriegsſchauplatze zu, wohin bald canadiſche Coloniſten, bald Indianer, bald Militairperſonen zu Wegweiſern dienen. Unerſchrocken folgt ſie ſpäter, nachdem ſie ſich nur wenige Tage der ungeſtörten Wiedervereinigung mit dem angebeteten Gatten hat freuen können, in die Nähe des Schlachtfeldes.

Obgleich ſie ſich dort in ſteter Beſorgniß um den ſo heißgeliebten Mann befindet, bekämpft ſie die eigene Furcht, um Verwundete zu pflegen, um mit den Sterbenden zu beten, damit ihnen der letzte Troſt, die Hoffnung in der letzten bangen Stunde nicht fehlen möge.

Als endlich das vom General Bourgoyne befehligte verbündete Heer durch die Convention von Saratoga in amerikaniſche Gefangenſchaft gerieth, theilte die edle Frau Jahre lang das harte, mit vielen Beſchwerden und Entbehrniſſen verknüpfte Loos ihres Gatten. — Raſtlos und unverdroſſen war die edle Lebensgefährtin bemüht, den General, der als Mann von hohem Ehrgefühl über das ihn betroffene widrige Geſchick an Geiſt und Körper tief niedergebeugt war, durch ihre nie zu trübende Heiterkeit zu zerſtreuen, und ihn über die Unannehmlich-

keiten der harten Gefangenschaft emporzuheben. Ja es ist bekannt, daß Herr von R. oft wiederholte: er würde heftigen, durch climatischen Einfluß erzeugten Fieberanfällen erlegen sein, wenn nicht die hochherzige Frau, gleich einem Schutzengel, über seinem Leben gewacht hätte.

Nach einem fast achtjährigen Aufenthalte in Amerika erntete Freifrau von Riedesel endlich den Lohn für die von ihr dargebrachten vielfältigen Opfer, indem sie an der Seite des gänzlich wiederhergestellten Generals, umringt von blühenden Kindern, von denen eins das Lebenslicht dort erblickt hatte, zugleich mit dem Reste des braunschweigischen Hülfscorps wohlbehalten den väterlichen Boden wieder betrat.

Obgleich der edlen deutschen Frau, sowohl von Seiten des Hofes, als von vielen andern Seiten, wohlverdiente Lobpreisungen und manche Beweise der höchsten Verehrung und Bewunderung gezollt wurden, setzte sie, ohne sich durch den Duft des ihr gestreuten Weihrauchs irre machen zu lassen, anspruchslos und bescheiden, wie früher, mehr durch den ihr eigenthümlichen Adel der Seele glänzend, als durch den, welchen ein uralter Stammbaum auf sie übertragen hatte, das edle, stille Walten im häuslichen Kreise fort. Angebetet von ihrem Gatten, den sie überlebte, geliebt von ihren Kindern, von ihrer Dienerschaft, der sie stets eine sorgsame liebevolle Herrin gewesen, gleich einem Wesen höherer Art verehrt, suchte und fand die Generalin bis zu ihrem Tode, der im Jahre 1808

zu Berlin erfolgte, ihr alleiniges Glück darin, Freude, Segen und Wohlfahrt um sich her zu verbreiten.

Indem wir die uns mit sehr dankbar erkannter Bereitwilligkeit zur Benutzung gestatteten Documente, als Tagebücher, Briefe und Notizen der Freifrau von Riedesel zu einem Ganzen zusammenstellen, glauben wir um so mehr auf den Dank des Publikums rechnen zu dürfen, als dasselbe dadurch Gelegenheit erhält, den Scharfblick kennen zu lernen, mit welchem es die hohe Frau verstand, die Ereignisse aufzufassen und zu bewältigen, die sie fortwährend im bunteſten Wechsel umringten. Da Einfachheit der Darstellung am treuesten die Wahrheit der Erlebnisse beurkundet, so haben wir es für zweckmäßig gehalten, Frau von Riedesel selbst erzählen zu lassen und führen sie daher sogleich in Folgendem redend ein:

„Als ich am 14. Mai 1776 früh Morgens um 5 Uhr von Wolfenbüttel abreiste, fühlte ich doch ungeachtet des sehnlichen Verlangens, das ich hatte, meinen Mann wiederzusehen, die Größe meines Unternehmens zu sehr, um nicht schweren Herzens zu sein, besonders da man gar nicht aufgehört, mir zu wiederholen, welchen Gefahren ich mich aussetzte. Gustchen, meine älteste Tochter, war 4 Jahre und 9 Monate, Fritzchen, die zweite, 2 Jahre, und Caroline, mein jüngstes Kind, nur erst 10 Wochen alt. Ich hatte daher allen meinen Muth und alle meine Zärtlichkeit nöthig, um nicht noch im letzten Moment meinem heißesten Wunsche zu entsagen. Man stellte

mir nicht allein die Gefahren zur See vor, sondern man sagte mir auch, daß wir besorgen müßten, von den Wilden verzehrt zu werden; daß man sich in Amerika mit Pferdefleisch und Katzen ernähre; und doch schreckte mich dieses Alles weit weniger, als der Gedanke, in ein Land zu kommen, dessen Sprache ich nicht verstand. Inzwischen war ich auf Alles gefaßt, und der Gedanke, meinen Mann zu folgen und dadurch meine Pflicht zu erfüllen, hat mich im ganzen Laufe meiner Reise aufrecht erhalten."

„Auf der ersten Station sagte mir mein guter alter Rockel, als er die Kinder aus dem Wagen hob, mit zuversichtlicher Miene: „Ach! sehen Sie doch, wie Gott die Reise segnet, unsere Kinder sehen viel gesunder aus." Rockel war 8 Jahre Jäger bei uns gewesen, als ihn mein Vater zum Förster machte. Da er meines Mannes Abreise vernahm und daß ich ihm folgen wollte, ließ er Alles im Stiche, um wieder in seiner früheren Eigenschaft mit uns zu gehen, und hat während der ganzen Reise für uns Alle, und besonders für meine Kinder, die er sich zur Pflicht machte, zu warten und zu tragen, die größte Anhänglichkeit und Aufmerksamkeit bewiesen."

„Gleich am ersten Mittage kam ich in einen Gasthof, wo ich für eine Biersuppe 10 Sgr. bezahlen mußte. Als ich mich darüber beklagte, antwortete der Wirth mir sehr grob: „ich müßte das bezahlen und hätte ja lieber wegbleiben können. Er wäre grob, aber ich würde noch gröbere Wirthe tref-

fen, die mich noch sechsmal soviel bezahlen lassen würden." Ein schöner Trost für mich!"

„In Mastricht warnte man mich, auf meiner Hut zu sein, weil die Wege durch Straßenräuber sehr unsicher gemacht würden, deren in vierzehn Tagen 130 theils gehängt, theils auf andere Art hingerichtet worden, welches aber nicht der vierte Theil von denen wäre, die noch umherstreiften und daß man sie gleich ohne weiteren Prozeß an den Landstraßen und da aufhinge, wo sie ihr Wesen trieben."

„Diese Nachrichten beunruhigten mich und ich nahm mir vor, nicht bei Nacht zu reisen. Da ich aber sehr schlechte Pferde bekam, so mußte ich doch während der Dämmerung einen Wald passiren, wo etwas Hängendes mir durch das offene Fenster in den Wagen schlug. Ich faßte danach, und als ich etwas Rauhes fühlte, fragte ich, was' es sei? Es war ein Gehängter mit wollenen Strümpfen. — Noch ganz erschrocken darüber, wurde ich noch mehr besorgt, als man in demselben Walde vor einem ganz einsam liegenden Hause still hielt, indem die Postillons nicht weiter fahren wollten. Der Ort hieß „Hune", ich werde ihn nie vergessen."

Ein Mann von ziemlich verdächtigem Ansehen empfing uns und führte uns in eine sehr ablegene Stube, wo ich nur ein einziges Bett fand. Es war kalt, ich ließ also Feuer in einem großen Kamine anmachen. Unser ganzes Souper bestand in Thee und sehr grobem Brode. Mein treuer Rockel kam mit

einem ängstlichen Gesichte und sagte zu mir: „Hier ist's nicht richtig gnädige Frau! es ist da eine Kammer voller Gewehre; ich glaube, die andern Leute sind aus, gewiß sind es Spitzbuben! Ich werde aber die ganze Nacht vor Ihrer Kammer mit meinem Gewehre sitzen und werde mein Leben theuer verkaufen. Der andere Bediente soll in der Kutsche sitzen auch mit seinem Gewehre.“ Dies machte natürlich meinen Schlaf nicht ruhig, ich hatte mich auf einen Stuhl gesetzt und den Kopf auf das Bette gelegt. Doch schlief ich endlich ein, und wie groß war mein Entzücken beim Erwachen, als man mir um vier Uhr zu melden kam, daß Alles zur Abreise fertig, und als ich dann am offenen Fenster eine Menge von Nachtigallen im Walde hörte, die mich durch ihren angenehmen Gesang alle überstandene Angst vergessen machten.

„Meine übrige Landreise war glücklich. Ich reißte über Brüssel, Tournay und St. Omer. In Calais ließ ich gleich nach meiner Ankunft einen Schiffscapitain kommen, mit dem ich wegen meiner Ueberfahrt nach England Rücksprache nahm. Ich miethete, weil man mir dazu rieth, ein Packetboot für uns allein, ließ aber meinen Wagen zurück, weil man mir sagte, daß man in Dover 30 auch wohl 60 Guineen für eine vom Auslande eingeführte Kutsche bezahlen müßte.“

„Wegen widrigen Windes mußte ich zwei volle Tage in Calais warten. Endlich ward ich auf das Schiff gerufen. Ich gestehe, daß mir das Herz ein wenig schlug. Meine beiden

war mir also um so lieber, daß ich mich nicht hatte zurückschrecken lassen.

Eines Umstandes muß ich indessen erwähnen, der anfänglich auf mein Logis in London einen widrigen Einfluß hatte.

Ich verließ mich in Calais ganz auf den Wirth, dem ich empfohlen war, ich glaube aber, daß er mein Zutrauen mißbrauchte und daß er es dazu benutzte, Vieles auf meine Kosten nach England zu schaffen. So rieth er mir auch, einen zuverlässigen Mann zu meinem Schutze mitzunehmen, ohne welchen ich große Gefahr laufen würde. Er that auch, als wenn er sich viele Mühe gäbe, einen solchen ausfindig zu machen und brachte mir endlich einen sehr wohlgekleideten Mann, den er mir als einen Edelmann und guten Bekannten vorstellte und der so gefällig sein wolle, mich nach London zu begleiten. Ich machte ihm viele Complimente, da ich nicht wußte, wie ich so viele Güte erkennen sollte. Ich setzte meine Kinder mir gegenüber, um ihm einen guten Platz zu machen und wandte Alles an, daß sie ihm nicht beschwerlich fallen sollten. Er gab sich das Ansehen eines Mannes von Wichtigkeit und speiste mit mir während der Reise. Zwar bemerkte ich, daß die Bedienten in den Gasthäusern sehr vertraut mit ihm thaten, ich achtete aber nicht darauf, weil mir die Erkenntlichkeit, welche ich ihm schuldig zu sein glaubte, die Augen schloß.

„Als wir nun in London ankamen und ich gute Zimmer

verlangte, so wunderte es mich, als man mich in das vierte Stockwerk und in eine sehr schlechte Stube brachte. Ich vermuthete, daß für den Augenblick alle Zimmer besetzt wären, weil mich Herr von Feronce in Braunschweig versichert hatte, daß ich prächtig logirt sein würde. General von Schlieffen und viele andere, die zum Besuch kamen, besonders Damen, an welche die Herzogin mir Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte, waren befremdet, mich so schlecht logirt zu sehen."

„Den Tag darauf kam mein Hauswirth mit ganz beschämter Miene zu mir und fragte mich sehr ehrerbietig, ob ich den Menschen kenne, mit dem ich gekommen wäre und den ich ihm empfohlen, so gut zu bewirthen. Ich sagte ihm, daß er ein Edelmann wäre, der mir auf die Bitte des Herrn Guilhaudin, meines Wirthes in Calais, die Gefälligkeit erzeigt hätte, mich auf der Reise zu begleiten."

„Ha! erwiderte er, das ist einer von seinen Streichen. Er ist ein Lohnbedienter, ein Erzgauner, den er dazu gebraucht, seine Geschäfte zu machen; und wie ich Sie mit diesem Menschen im Wagen sitzen sah, als sie ankamen, so muß ich bekennen, daß ich nicht glaubte, daß Sie wären, wofür Sie sich ausgaben, und also dafür hielt, daß diese Zimmer gut genug wären. Da ich jetzt aus dem Besuche, den Sie empfangen, sehe, daß ich mich geirrt habe, so bitte ich sehr um Verzeihung und ersuche Sie, andere Zimmer anzunehmen, für die Sie nicht mehr bezahlen als für diese hier, so sehr wünsche ich, mein

Versehen wieder gut zu machen. „Ich dankte dem Manne und bat ihn, daß er mich so bald als möglich von dem Menschen befreien möchte, der mir aber doch noch vier oder sechs Guineen für seine Begleitung abforderte.“

Diesen Streich habe ich dem Herrn Guilhaudin nicht vergessen können, von welchem ich auch noch eine Speculation mit meinem Wagen erfuhr. Er hatte mir gesagt, daß ich ihn zurücklassen müßte, weil ich ihn nicht nach England hinüberbringen dürfte. Nachher hörte ich, daß er ihn, wie er es schon mit mehrern gemacht, zu einer Reise nach Deutschland vermiethen wollte. Durch diese Rechnung machte ich ihm aber einen Strich; denn als ich in London war, schrieb ich an den Lord North, der mir gleich die Erlaubniß gab, den Wagen frei dahin kommen zu lassen.

Bei meiner Ankunft in London waren meine Augen in Folge der Reise so inflammirt, daß General von Schlieffen mir dringend rieth, einen Augenarzt zu Rathe zu ziehen, und er brachte mir den Arzt der Königin. Dieser erschrak über den Zustand, in dem er meine Augen fand, gab jedoch gleich Hoffnung, sie wiederherzustellen. Der Schmerz, den die von ihm angewandte Operation verursachte, war unbeschreiblich, indessen wurde mir dadurch geholfen. Er gab mir noch ein Recept und ich mußte ihm drei Guineen bezahlen. General von Schlieffen meinte, ich könne ihm nicht weniger geben, da er der Augenarzt der Königin wäre.

„Eines Tages hatte ich einen unangenehmen Vorfall in London. Man hatte mir gerathen, Mantel und Hut zu kaufen, ohne die man nicht ausgehen könne. Ich war zum Essen bei dem Herrn von Hinüber, dem hannöverschen Gesandten. Seine Frau schlug mir einen Spaziergang nach St. James Park vor, versäumte aber, mir vorher zu sagen, was in unserer Kleidung gegen das englische Costüm war. Meine Kinder waren nach französischer Mode gekleidet. Ich bemerkte, daß man mit Fingern auf uns zeigte, und fragte nach der Ursache. Die Gemahlin des Gesandten sagte mir, ich führe einen Fächer, den man bei einem Hute nicht tragen dürfe, und meine Tochter wäre zu geputzt, weshalb man uns für Franzosen hielte, die hier schlecht angeschrieben wären.“

Die folgenden Tage ging ich wieder hin und wir waren Alle ganz auf englische Art gekleidet; ich glaubte daher, daß man uns nicht bemerken würde, ich irrte mich aber, denn ich hörte wieder rufen: „french women! pretty girl!“ Ich fragte den Lohnbedienten, weshalb man uns für Französinnen hielte, und erfuhr, daß es deshalb wäre, weil ich meinen Kindern Bänder angesteckt hätte. Ich riß sie ab, aber man begaffte mich noch immer und ich hörte nun, daß es wegen der Hüte wäre, welche die Kinder in England von einer andern Form trügen. Ich ersah daraus, wie nöthig es ist, sich nach der Sitte des Landes zu richten, wenn man dort annehmlich leben will. Der Pöbel läuft gleich zusammen und will man sich mit

ihm in einen Wortwechsel einlassen, so setzt man sich Beschimpfungen aus.

Mein Plan war, nach Bristol zu gehen und dort die Gelegenheit nach Amerika abzuwarten. Zwar wurde mir dieses von Allen, denen ich in London empfohlen war, widerrathen, weil es mir dort an den nöthigen schnellen Nachrichten fehlen würde; mein Gemahl hatte mir jedoch dringend empfohlen, dorthin zu gehen, und so ließ ich mich nicht davon abbringen. Nachdem ich mich neun Tage in London aufgehalten, kam ich am 11. Juni in Bristol an.

Als ich vor einem Gasthofe still hielt, lief das Volk zusammen und begaffte meinen Wagen, an dem ihm die deutschen Fußtritte höchst possirlich vorkamen, so auch die beiden Flinten, die meine Leute am Reisebocke befestigt hatten. Sie betasteten sie und hoben auch den wachsleinenen Ueberzug des Wagens auf, um zu sehen wie er gemalt wäre. Mein Bedienter, statt ruhig sitzen zu bleiban, benutzte seine paar englischen Worte, um sie zu schimpfen, welches erwiedert wurde. Hierauf ließ er sich begehen, Einem aus dem Haufen eine Ohrfeige zu geben; nun stürzte Alles hinzu und es hätte übel ablaufen können, wenn der Maire, Onkel von Mistreß Foy, an die ich geschrieben und sie gebeten hatte, mir eine Wohnung zu miethen und den ich hatte bitten lassen, mir dieselbe anzuzeigen, nicht zur rechten Zeit eingeschritten wäre. Der ehrwürdige Greis eilte seine Nichte herbei zu holen, mit der ich etwas Französisch spre-

chen konnte. Ich fuhr mit der Dame nach meinem Logis, welches sehr groß und schön, wahrhaft englisch, aber auch sehr theuer war.

Bald nach meiner Ankunft in Bristol empfand ich, wie unangenehm es ist, in einer Stadt zu leben, deren Sprache man nicht versteht, meine Leute hatten drob allen Muth verloren und ich mußte ihnen daher verbergen, was ich selbst fühlte. Ganze Stunden brachte ich in meinem Zimmer verschlossen mit Weinen zu. Endlich faßte ich den Entschluß, jedes mir in den Weg tretende Hinderniß zu überwinden; ich gab mir recht viele Mühe, die englische Sprache zu erlernen und brachte es schon in sechs Wochen dahin, daß ich jede Nothwendigkeit fordern und bald auch die Zeitungen verstehen konnte, die mich damals sehr interessirten, besonders die Artikel von Quebeck, wo sich mein Gemahl befand.

Nur zu bald sah ich mich genöthigt, meine erste Wohnung in Bristol zu verlassen. Meine Hauswirthin wollte nicht zugestehen, daß die Wäsche im Hause besorgt wurde. Ich bezog daher eine andere, nahe am Collegegreen, wo schöne Rasenplatze und Spaziergänge einen herrlichen Tummelplatz für die Kinder gewährten und die Aussicht eine der reizendsten war. Bristol würde überhaupt ein ganz angenehmer Aufenthalt sein, wenn die Gesellschaft daselbst besser wäre; aber die Menge der Matrosen macht die Stadt unangenehm geräuschvoll.

Gleich nach meiner Ankunft in der neuen Wohnung rief

mich die Dame des Hauses zu einem, wie sie es nannte allerliebsten Schauspiele. Wie ich ans Fenster trat, erblickte ich zwei fast entkleidete Menschen, die sich mit der größten Erbitterung boxten. Ich sah, wie ihr Blut floß und die Wuth ihre Augen entflammte. Zu wenig an einen solchen gräßlichen Anblick gewöhnt, zog ich mich schnell in den innersten Winkel des Hauses zurück, um nicht das von den Zuschauern erhobene Freudengeschrei zu hören, wenn Einer von ihnen einen Stoß bekam."

Madame Foy, deren Gatte sich bei der Armee in Quebeck befand, dieselbe Dame, welcher der General seine Gemahlin dringend empfohlen hatte, damit sie in ihrer Gesellschaft die Reise über den Ocean mache, war eine junge, lebensfrohe Dame, die europäische Gesellschaft und ihr comfortabel eingerichtetes Haus zu sehr liebte, um sich ohne dringende Aufforderung von Seiten ihres Gemahls davon zu trennen. Auf die wiederholten Bitten der Generalin, die erste Schiffsgelegenheit zur Abreise zu benutzen, erhielt sie immer dieselbe Antwort: daß sie zuvor noch Briefe von ihrem Gatten erwarten müßte. Als diese endlich nach drei Monaten eintrafen und Frau von Riedesel die immer noch Unschlüssige mit Thränen im Auge anflehte, nun nicht länger zu säumen, ward die Reise nach Portsmouth angetreten, wo der Minister Lord Germaine Sorge getragen hatte, daß ein nach Amerika bestimmtes Packetschiff mit allen Bequemlichkeiten zur Ueberfahrt der Damen eingerichtet wurde. Madame Foy und ihre sie begleitende Schwester fan-

den indeſſen in Portsmouth ſo viele alte Bekannte, daß ſie entſchloſſen, die Freuden und Bequemlichkeiten des Vaterlandes noch möglichſt lange zu genießen, ehe ſie dieſelben für die Wüſten von Amerika aufgab, die Abreiſe von einem Tage zum andern hinzuhalten ſuchte. Und als ihr von vielen Seiten, beſonders von einigen jungen Officieren, wiederholt vorgeſtellt wurde, daß die Jahrszeit ſchon zu weit vorgerückt ſei, um eine ſo lange Seereiſe anzutreten, ja daß es Verwegenheit ſein würde, wenn zarte Damen ſich ſolcher Gefahr ausſetzen wollten, ſo gab Madame Foy nur zu gern ſolchen Einflüſterungen Gehör und erklärte der Generalin, daß ſie nach Briſtol zurückkehren müßten. Vergebens waren die Bitten der letzteren! Sie mußte der hartnäckig auf ihrem Vorſatze beſtehenden Frau, die ſogar ſchon ſämmtliche Effecten zurückgeſchickt hatte, folgen.

Während der Reiſe kehrte jedoch die Entſchloſſenheit der deutſchen Frau zurück, und das Ziel, bald möglichſt mit dem theuren Gatten vereint zu ſein, feſt ins Auge faſſend, trennte ſie ſich von ihrer Begleiterin und kehrte nach Portsmouth zurück, um die Reiſe allein anzutreten. Das Schiff war indeſſen bereits, ſeiner Beſtimmung gemäß, unter Segel gegangen und es blieb der ſo ſchwer Getäuſchten nichts weiter übrig, als in Portsmouth bis zum nächſten Abgange eines Schiffes zu verweilen.

Durch den verlängerten Aufenhalt zu einem früher nicht berechneten Koſtenaufwande veranlaßt und durch Menſchen ge-

täuſcht, denen ſie ihr Vertrauen geſchenkt hatte, gerieth die mehr und mehr auf ſich ſelbſt beſchränkte Frau in manche unangenehme Verlegenheiten, die jedoch nur dazu dienten, ihren feſten Character zu entwickeln, ſo daß ſie ſich die Achtung aller derer die ſie eines näheren Umgangs würdigten, in immer höherem Grade erwarb.

Hauptſächlich war es der Umgang im Hauſe des würdigen Admirals Douglas und des Bankiers Ireland, der ſie für manche trübe, bange Stunde entſchädigte. Uebrigens zog es die wackere Frau ſtets vor, ſich auf eigene Mittel zu beſchränken, als von einem Credite Gebrauch zu machen, der derſelben von vielen Seiten, namentlich vom reichen Bankier Ireland, angeboten wurde, an den ſie von einem Herrn Lee, Neffen des bekannten amerikaniſchen Generals deſſelben Namens, der ein Verwandter von Mr. Ireland war, von Braunſchweig aus, wo der junge Mann ſeine Studien auf dem damals ſo berühmten Collegium Carolinum machte, mit Empfehlungsbriefen verſehen war.

Eine Gelegenheit, billiger zu leben, veranlaßte die Generalin endlich, da jede Ausſicht verſchwunden war, vor dem Winter noch abreiſen zu können, ſich mit ihrer Dienerſchaft bis zum Frühjahre nach London zu begeben, wo ſie, nur für ihre Kinder lebend und eifrig mit dem Erlernen der engliſchen Sprache beſchäftigt, im Hauſe einer ſtillen Familie einige Monate zubrachte.

Die Königin wünschte die Frau zu sehen, von der sie gehört, daß sie schon so Vieles erduldet hatte. Frau von Riedesel entschloß sich daher zu einer Vorstellung bei Hofe. Hören wir hier der Generalin eigene Worte über die Audienz.

„Ich ließ mir eine Hofrobe machen und Lady George Germaine präsentirte mich. — Es war am Neujahrstage 1777. Ich fand den Pallast häßlich und altfränkisch meublirt. Die Damen und Herren stellten sich im Audienzzimmer auf; hierauf kam der König, vor dem drei Cavalliere schritten, in den Saal. Ihm folgte die Königin mit einer Dame, welche die Schleppe trug, von einem Kammerherrn begleitet. Der König ging rechts, die Königin links herum. Das hohe Paar ging an Keinem vorüber, ohne ihm etwas zu sagen. Am Ende des Saals begegneten sie sich und ein jeder von ihnen ging dahin, wo der Andere hergegangen war. Ich fragte Lady Germaine, was ich zu thun hätte und ob der König alle Damen küßte, wie ich gehört hätte? „Nein antwortete sie, nur die Engländerinnen und Marquisinnen, und man hat nichts zu beobachten, als sich still auf seinem Platze zu halten.“ Als nun der König an mich herantrat, war ich sehr verwundert, daß er mich küßte, und ich erröthete darüber um so heftiger, weil es mir ganz unerwartet kam.

„Er fragte mich sogleich, ob ich Briefe von meinem Manne erhalten hätte? Ich erwiderte: Ja vom 22. November. — Er ist wohl, sagte der Monarch, ich habe mich selbst nach ihm er-

kundigt; Jedermann ist mit ihm zufrieden und ich hoffe, daß ihm die Kälte nicht schaden wird. Ich antwortete, wie ich glaubte und hoffte, daß ihm, da er unter einem kalten Clima geboren, die Kälte nicht nachtheilig sein würde. „Ich hoffe es auch," erwiderte der König; „allein ich versichere Sie, daß die Luft dort sehr klar und gesund ist." Hierauf grüßte er mich freundlich und ging weiter."

Als er weg war, sagte ich Lady Germaine mit einigem Stolze, daß ich nun durch den Kuß des Königs naturalisirt wäre.

„Darauf kam die Königin, die auch sehr freundlich gegen mich war und mich fragte, ob ich schon lange in London wäre? Ich sagte: Zwei Monate. — „Ich glaubte schon länger," entgegnete sie. Worauf ich erwiderte, daß ich mich in London nicht länger, in England aber schon 7 Monate befände. Die Frage, ob es mir gefiele, bejahete ich, daß ich aber doch sehr wünschte, in Canada zu sein. „Fürchten Sie sich denn nicht vor der See?" fragte die Königin weiter; „ich liebe sie gar nicht." — „Ich auch nicht," entgegnete ich, „da es aber kein anderes Mittel giebt, meinen Gatten wiederzusehen, so werde ich mit Freuden reisen." — „Ich bewundere Ihren Muth," antwortete sie, „denn es ist ein großes und beschwerliches Unternehmen, zumal mit drei Kindern.""

Aus dieser Unterredung merkte ich, daß die Königin schon mehr von mir gehört hatte, und es war mir daher lieb, daß

ich an Hof gegangen war. Nach der Cour sah ich die königlichen Kinder bis auf eins, welches krank war. Es waren deren zehn, alle bildschön. Da ich so gut empfangen war, so ging ich nachher noch einigemal an Hof.

Als ich im Frühjahr vor meiner Abreise nach Portsmouth zur Einschiffung von der Königin Abschied nahm, fragte sie nochmals: ob ich mich nicht vor solch einer erschrecklichen Reise fürchtete? Als ich antwortete, daß ich dem Wunsche meines Gemahls gemäß, ihm folgte und es daher mit eben so viel Muth als Vergnügen thäte, weil ich glaubte, dadurch meine Pflicht zu erfüllen und die Ueberzeugung hätte, daß Ihre Majestät in meiner Lage dasselbe thun würde, entgegnete die Königin: „Ja, wie man mir jedoch gesagt, machen Sie die Reise ohne Vorwissen Ihres Gemahls.“ Darauf erwiderte ich: „da sie eine deutsche Prinzessin wäre, so würde sie wohl wissen, daß ich ohne den Willen meines Gatten nichts der Art hätte unternehmen können.“

„Sie haben Recht,“ erwiderte sie; „ich billige Ihren Entschluß und wünsche Ihnen alles erdenkliche Glück. Wie ist der Name Ihres Schiffs? Ich werde mich oft nach Ihnen erkundigen und bei Ihrer Zurückkunft, hoffe ich, werden Sie mich besuchen.“ Sie hat Wort gehalten und sich oft nach mir erkundigt und mich oft grüßen lassen.

Herr Watson, ein reicher londoner Banquier, ein würdiger Mann, der schon dreimal Lordmayor von London gewesen

morenci und endlich Quebeck selbst, das wir am 11. Morgens 10 Uhr zu Gesicht bekamen. Die herzerschütternde Freude, die mir die erste Ansicht dieses so sehnlichst gewünschten Ziels unserer Reise verursachte, machte mich an allen Gliedern erzittern."

„Quebeck präsentirt sich recht hübsch, und ich dachte bei dem Ueberblicke der sich vor mir entfaltenden Scenerie an die Briefe von Emilie Montague, die eine so schöne Beschreibung davon geliefert hat, welche ich vollkommen treu fand. Nur die Stadt Quebeck ist so häßlich als möglich, denn man muß Berge hinansteigen, um in den Straßen zu gehen. Die Einwohner indessen sind sehr höfliche Menschen."

„Als wir vor Anker gingen, hatte ich eine große Genugthuung. Unser Schiffscapitain, der sonst ein guter Mann war, sich aber durch sein Verhältniß mit Madame Foy hatte verleiten lassen, zuweilen unartig gegen mich zu werden, kam zu mir und bat mich um Verzeihung und zugleich um die Verwendung, daß man keine Matrosen von seinem Schiffe preßte. Es wurde nämlich auf allen Schiffen bei ihrer Ankunft nachgesehen, wie viele Matrosen sie an Bord hatten. Hielt man dafür, daß sie hinlänglich damit versehen, oder daß ihrer zu viele wären, so wurde ein Theil derselben für die königlichen Schiffe weggenommen. Ich suchte zu seinen Gunsten nach und war so glücklich, daß es mir bewilligt wurde."

Sobald man meine Ankunft in Quebeck erfuhr, wurde ich

— eine außerordentliche Ehre — durch Kanonenschüsse von den im Hafen ankernden Schiffen begrüßt. Mittags 12 Uhr ruderte ein Boot mit 12 Matrosen, weiß gekleidet, mit grünen Schärpen und silbernen Helmen heran. Sie waren abgeschickt, um mich abzuholen und überbrachten mir Briefe von meinem Gemahle, worin er mir anzeigte, daß er hätte zur Armee abgehen müssen. Die Nachricht betrübte mich zwar sehr, ich faßte aber sogleich den Entschluß, ihm zu folgen.

Als wir das Land erreicht hatten, fand ich ein Cabriolet mit einem Pferde, das auf mich wartete. Es war die Equipage der Generalin Carleton, die mich zum Essen einladen ließ und mir zugleich das Logis in ihrem Hause offerirte.

Die Generalin war schon so gütig gewesen, auf die erste Nachricht von der Ankunft der Flotte einen Courier an ihren Gemahl abzuschicken, damit er meinen Gatten von meiner Ankunft benachrichtigen möchte.

Man verwunderte sich, mich wie die Engländerinnen gekleidet zu sehen, da man unsere Soldatenfrauen im Camisole, mit runden Mänteln und runden Mützen mit einer Flebbe hatte ans Land treten sehen. Die canadische Frauentracht ist ein sehr langer Mantel von Scharlachtuch, die Reichen tragen ihn von Seidenzeug, ohne diesen geht Niemand aus.

Der Schiffscapitain Paveel, derselbe, der meinen Gemahl nach Canada geführt hatte, erbot sich, mich nach Point de Temeble zu Wasser zu bringen und eine Madame Johnson, mich

zu begleiten. Wir schifften uns Abends um 6 Uhr auf dem Boote eines Kriegsschiffes ein und erreichten beim herrlichsten Mondenscheine und beim Klange einer schönen Musik, 7 englische Meilen von Quebeck, um Mitternacht den Landungsplatz.

Am nächsten Tage reisten wir um halb 3 Uhr in drei leichten Cabriolets, die aber sehr unbequem sind, wieder ab. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, ein einziges Kind meinen Dienerinnen anzuvertrauen; da aber die Kaleschen ganz offen und sehr klein sind, so band ich meine zweite Tochter in einer Ecke fest, nahm die jüngste auf den Schooß und die älteste, als die vernünftigste, saß vor mir auf meiner Chatoulle

Ich wußte daß ich, wenn ich meinen Gatten sehen wollte, wegen seines immer weiter gehenden Marsches keine Zeit zu verlieren hatte; so versprach ich den Leuten eine gute Belohnung, wenn sie recht schnell fahren würden; und die Reise ging in rasender Eile von Statten.

Die Canadier sprechen immer mit ihren Pferden und geben ihnen allerlei Namen. So sagten sie antreibend oder singend: »allons mon prince! Pour mon général!« Oftmals sagten sie auch: »fi donc, Madame!« Ich glaubte, es gelte mir und fragte: »plait-il? — Oh, antworteten sie, se n'est que mon cheval, la petite coquine.«

Nachmittags erreichte ich Berthieux, wo man mich versicherte, daß keine Kalesche zu haben wäre, und daß ich mich eines Canots aus Baumrinde verfertigt, würde bedienen müs-

sen. Ich bat flehentlich und bot Geld über Geld, denn es war ein fürchterliches Wetter und ich hatte drei Ströme zu passiren, die, sich kreuzend, nach Trois Rivieres führen. Aber es half Alles nichts und es blieb mir nichts übrig, als mich einzuschiffen.

In einem Winkel des Canots auf dem Boden sitzend, hatte ich meine drei Kinder auf dem Schooße und meine drei Leute saßen auf der andern Seite. Man mußte das genaueste Gleichgewicht zu erhalten bemüht sein, welches ich indessen nicht eher von unserm Schiffer erfuhr, als bis uns ein starker Sturm, vom fürchterlichsten Hagelwetter begleitet, überfiel, worüber meine zweite Tochter in große Angst gerieth und aufspringen wollte. Da erst sagte er mir, daß die allergeringste Bewegung das Canot umwerfen würde. Indessen erreichten wir glücklich am Abend Trois Rivieres, wo unsere Officiere die Hände über dem Kopfe zusammenschlugen und ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, welcher Gefahr ich entgangen war.

Der Großvicar von Trois Rivieres, der, befreundet mit meinem Gatten, sogleich nach meiner Ankunft einen Boten an denselben abgeschickt hatte, stattete mir sogleich seinen Besuch ab und bot mir für den nächsten Morgen, da das fürchterliche Wetter anhielt, seinen bedeckten Wagen an, welches Anerbieten ich dankbar acceptirte. Das Fuhrwerk rollte so pfeilschnell dahin, daß ich kaum zu Athem kommen konnte, aber auch stets genöthigt, die Kinder festzuhalten, so durchrüttelt wurde, daß

ich auf jeder Station die Arme ausstrecken mußte, um sie wieder etwas gelenk zu machen.

Ich hatte von den zwei Wegen, welche nach Chamblain führten, den entgegengesetzten von dem eingeschlagen, auf dem mir mein Gemahl entgegengereist war, jedoch tröstete mich General Carleton, der mich höflich empfing, daß er spätestens morgen zurück sein würde, dann übergab er das Commando an General Bourgoyne und begab sich nach Quebeck zurück.

Mit Ungeduld erwartete ich den folgenden Tag, den 15. Juni. Die Kinder und mein Freund Rockel hielten während dem mit wenigen Unterbrechungen die Landstraße besetzt, um mir Nachricht von meines Mannes Ankunft zu bringen. Endlich kam eine Kalesche mit einem Canadier. Ich sehe von Weitem das Fuhrwerk halten, der Canadier steigt aus, er kömmt näher und schließt die Kinder mit einem Freudenrufe in seine Arme.

Es war mein Gemahl! Er hatte sich, da er noch nicht vom Fieber hergestellt war, in eine Art Mantel von wollenen Decken, an denen die blauen und rothen Randstreifen gelassen waren, nach canadischer Landesart gekleidet. Ich eilte, so schnell ich konnte, meinen kleinen Säugling auf dem Arme, um die rührende Gruppen zu erreichen. Man erlasse mir die Beschreibung meiner Freude, aber das kranke Aussehen meines Gatten erschreckte mich und schlug mich etwas nieder. Ich fand meine älteste Tochter in Thränen, Gustchen aus Freude, ihren Vater wiederzusehen, und die andere, weil sie ihn in diesem Aufzuge

erblickte. Sie wollte ſich ihm nicht nähern und wiederholte: „no, no! this is a nasty papa; my papa is pretty!“ Dies kam daher, weil ich ihr oft das Bild ihres Vaters gezeigt und ihr dabei geſagt, daß er ſchöne Kleider trüge, ſie erkannte ihn daher in dieſem Aufzuge nicht wieder. Als er nun aber, nachdem er ſeinen canadiſchen Rock abgeworfen, in der Uniform daſtand, umarmte ſie ihn zärtlich.

Wir verlebten zwei ſehr glückliche Tage mit einander. Ich wünſchte meinem Manne zu folgen, aber er konnte es mir nicht bewilligen. Ich mußte zu meinem größten Leidweſen nach Trois Rivieres zurückkehren, wobei ich um ſo mehr litt, weil die Truppen gegen den Feind marſchirten und ich mit meinen Kindern allein und verlaſſen zurückgehen und in einem fremden Lande unter unbekannten Menſchen leben mußte. Traurig und ſehr niedergeſchlagen trat ich den Rückweg an. Wie verſchieden war die Reiſe von der, die ich vor wenigen Tagen hierher gemacht hatte! Auch eilte ich nicht ſo ſehr, da mein Herz mit jeder Station, die ich zurücklegte, mehr zerriſſen wurde.

Traurig kam ich nach Trois Rivieres zurück. Meine beſtändige Geſellſchaft war der Großvicar und deſſen Wirthſchafterin, eine Dame von aufgeräumtem Temperamente und nicht ohne Verſtand. Außer dieſer Bekanntſchaft verkehrte ich viel mit dem Kloſter der Urſulinerinnen, deren Nonnen ſich mit vielem Eifer der Krankenpflege widmeten, wozu ſie ein Krankenhaus hatten. Ich fand liebenswürdige Damen unter ihnen und

ich habe manchen angenehmen Tag unter ihnen hingebracht. Eine junge Novize hatte mich besonders in Affection genommen. Sie kleidete mich oft zum Zeitvertreibe als Nonne an, und fand bei mir in diesem Anzuge eine solche Aehnlichkeit mit der heiligen Jungfrau, daß sie mich flehentlich bat, eine Nonne zu werden. Ich antwortete: „Recht gern, wenn ihr meinen Mann zum Prior machen wollt, daß er mit uns leben kann.“ Sie war so unerfahren, daß sie nicht an der Möglichkeit meines Vorschlages zweifelte, und bald darauf fanden wir sie vor einem Crucifix knieend um Gott für meine Bekehrung zu danken.

In dem Kloster befand sich auch eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen. Die Nonnen sangen zum Bewundern schön und wenn man dem Gesange auf dem Chore hinter den Vorhängen lauschte, so hätte man wähnen mögen, den Gesang der Engel zu hören.

Meine häusliche Beschäftigung bestand in der Erziehung meiner Kinder, in weiblichen Arbeiten und in Lectüre. Die zurückgebliebenen Officiere waren gar nicht liebenswürdig. Unter ihnen befand sich ein unartiger Generalzahlmeister, der mich durch sein rohes Benehmen oft empörte und meine Unruhe verdoppelte.

Bei Gelegenheit, als ich den Capitain Arbuthnot, den ich täglich von Montreal, wohin er sich zum Einkaufe von Pelzwerk begeben hatte, zurückerwartete, für meine Ueberfahrt bezahlen wollte, präsentirte ich ihm die Ordre meines Mannes,

mir 150 Lstrl. auszuzahlen. Er schlug es mir aber rund ab. Ich fragte ihn, ob ihm mein Gemahl etwas schuldig sei? „Nein, erwiderte er, er habe im Gegentheil noch etwas Bestand, da aber mein Gatte in Gefahr schwebe und täglich getödtet werden könne, so hielte er es für rathsam, bedächtig zu verfahren und mir nichts auszuzahlen.“

Ich ward durch dieses Benehmen sehr entrüstet und sagte ihm, daß es mir zu sehr erschwerte, ihm je Etwas wieder abzufordern; ich wüßte aber, daß mir, wenn ich das Unglück haben sollte, meinen Gatten zu verlieren, immer noch ein Vierteljahr seines Gehaltes zukäme, das doch mehr als das Geforderte ausmachte. „Ja wohl, erwiderte er sehr kalt, aber dann ist die Rückreise zu bedenken.“ — „Dann wird der Himmel auch für mich sorgen,“ entgegnete ich, drehte ihm den Rücken und wandte mich an einen englischen Zahlmeister, der mir nicht allein sogleich die verlangte Summe auszahlte, sondern sich auch erbot, mir überhaupt auszuzahlen, was und wie ich es verlangen würde.

Die Reden dieses Herrn und die verschiedenen beunruhigenden Gerüchte, die täglich ankamen, schlugen mich nieder und verbitterten mir das Leben, besonders da die Briefe, die ich von meinem Manne erhielt, stets sehr alt waren, wenn sie bei mir ankamen. Es ist gewiß, daß man bei eintretender Gefahr für das, was man liebt, abwesend mehr leidet, als wenn man zugegen ist. Daher bat ich den General dringend, mich nach-

folgen zu lassen, daß ich vom Himmel mit Gesundheit und Muth ausgerüstet wäre und daß er mich nie murren hören würde, wie sich die Angelegenheiten auch immer gestalten möchten. Ich hoffte ihm sogar in vielen Fällen nützlich werden zu können.

Er antwortete zuerst, daß ich unter den ersten Damen sein solle, die der Armee würden folgen können; dann daß meine Wünsche bald in Erfüllung gehen würden, und als ich deshalb in voller Erwartung und stets reisefertig war, erschien endlich der Capitain Wilson, um mich abzuholen. Man kann leicht erachten, wie er von mir empfangen wurde.

Zwei Tage nach seiner Ankunft reisten wir ab. Eine meinem Gemahle zugehörige und eine andere Barke brachte uns nach Trois Rivieres. Die Nacht überfiel uns und wir sahen uns genöthigt, auf einer Insel zu landen. Das andere schwerer beladene und schwächer bemannte Fahrzeug hatte nicht folgen können und wir sahen uns also ohne Licht, ohne Betten und, was das Schlimmste war, ohne alle Nahrungsmittel.

Auf der Insel fanden wir nichts, als die zertrümmerten Wände eines Gebäudes, das mit Gesträuch angehäuft war. Ich bedeckte dieses mit unsern Mänteln und richtete so eine Art von Lagerstatt ein.

Den Capitain Wilson konnte ich nicht bewegen, in die Hütte zu kommen und sah ihn sehr unruhig, was ich mir gar nicht erklären konnte. Während dem bemerkte ich einen Sol-

baten, der einen Topf aus Feuer ſetzte. Auf meine Frage, was darin ſei, erhielt ich zur Antwort — Kartoffeln, die er von Trois Rivieres mitgenommen. Lüſtern blickte ich nach ihnen hin; er hatte indeſſen ſo wenig, daß ich es grauſam fand, ihn derſelben zu berauben, beſonders da er ſo glücklich dabei ausſah. Endlich aber ſiegte doch die Begierde, meinen Kindern einige davon zu verſchaffen, über die Beſcheidenheit. Ich bat, und erhielt die Hälfte, welches höchſtens ein Dutzend ſein mochten. Dazu holte er einige Lichtſtümpfchen aus der Taſche und zündete ſie an, was mich ſehr glücklich machte, da ſich die Kinder in der dichten Finſterniß fürchteten. Ich gab ihm einen großen Thaler, das machte ihn eben ſo glücklich, als ich ſelbſt war.

Inzwiſchen hörte ich Capitain Wilſon den Befehl ertheilen, daß man um das ganze Gebäude Feuer anzünden und daß ſeine Leute die ganze Nacht hindurch die Ronde um daſſelbe machen ſollten. Auch hörte ich während der ganzen Nacht Lärm, der mich nicht wenig im Schlafe ſtörte. Als ich den Capitain am folgenden Morgen nach der Urſache des Lärms fragte, ſo bekannte er, daß wir in großer Gefahr geweſen, indem dieſe Inſel die île à sonnettes (die Klapperſchlangeninſel) wäre, die von den vielen dort hauſenden Klapperſchlangen den Namen führte, daß er es nicht gewußt und ſehr erſchrocken geweſen, als er es erfahren, da er es doch wegen der Strömung nicht habe wagen können, weiter zu fahren. Es wäre ihm daher nichts übrig geblieben, als große Feuer und viel Lärm zu machen, um da-

durch die Schlangen abzuhalten. Wir fanden ſpäter noch viele Häute von dieſen entſetzlichen Thieren und eilten daher mit unſerm Frühſtücke, das wir der angekommenen Barke entnahmen, baldmöglichſt fertig zu werden und den ominöſen Ort zu verlaſſen.

Wir ſetzten über den Champlainſee und erreichten um Mittag Fort John, wo wir freundſchaftlich vom Commandanten aufgenommen wurden. So ging es überall, denn mein Gemahl war bei den Eingebornen wie bei den Engländern beliebt. Hier ſchifften wir uns wieder ein, um einen Cutter zu erreichen, der uns nach Wolfeiland führte, wo wir aber auf dem Fahrzeuge übernachteten. Wir hatten hier ein ſchweres Gewitter auszuhalten, das um ſo fürchterlicher erſchien, weil wir ringsum von hohen Bergen und von undurchdringlichem Walde wie in einem Keſſel eingeſchloſſen waren. — Am folgenden Tage paſſirten wir Ticonderoga und erreichten Mittags Fort George, wo wir bei dem Obriſt Anſtruther, einem höchſt liebenswürdigen Manne, dinirten.

Nachmittags ſetzten wir uns in eine der ſchon beſchriebenen unbequemen Kaleſchen und kamen noch am ſelben Tage, 14. Auguſt, im Fort Eduard an, von wo zwar mein Gatte Tages zuvor mit der weitergerückten Armee abgezogen, aber auf die Nachricht von meiner Ankunft den 15. zu uns kam und bis zum folgenden Morgen verweilte.

Als gleich nachher das unglückliche Treffen bei Benning-

ton *) vorfiel, hatte ich die Freude, ihn schon am 18. wieder bei uns zu sehen und drei glückliche Tage mit ihm zusammen zu leben. Wenige Tage nach seiner Ankunft kam die Nachricht, daß wir von Canada abgeschnitten wären, wenn ich also nicht den glücklichen Augenblick benutzt hätte, würde ich drei Jahre lang ohne meinen Gemahl in Canada haben zubringen müssen. Ein einziger Umstand war die Veranlassung des für uns so glücklichen Entschlusses: die Ankunft der Lady Ackland bei der Armee, bei welcher Gelegenheit General Bourgoyne meinem Manne sagte: „General, Sie sollten jetzt auch ihre Gemahlin kommen lassen!“ worauf dieser sogleich den Capitain Wilson an mich abschickte.

---

*) Es war dasselbe Treffen, in dem der amerikanische Brigadier Starks seine Nachbaren, wie er sagte, um sich versammelte. Er stellte sich an ihre Spitze und schlug das braunschweigische Detaschement unter dem Obersten Baum gänzlich, wodurch er nicht wenig zu der darauf folgenden Gefangennahme des Heeres unter General Bourgoyne beitrug. Einige Wochen später übersandte der Congreß dem wackern Starks einen schönen Ehrendegen nebst einem Danksagungsschreiben. „Was soll ich mit dem Ehrendegen? Mein altes Sachsenschwerdt — er war aus dem Dorfe Dittersbach in der Oberlausitz gebürtig — ist mehr als zu gut, das weiß ich besser zu brauchen, als die Zierwaffe. Sie hätten also besser gethan, wenn sie mir Tuch und einige Stücke Leinwand geschickt hätten; ich und meine Nachbaren sind dessen, besonders des letztern, sehr bedürftig.“ Die Staaten von Massachusetts versammelten sich und votirten 100 L. St., um Leinwand für den Brigadier Starks und seine Nachbaren zu kaufen und sie im Namen der Republik als einen schwachen Beweis ihrer Erkenntlichkeit zu überreichen.

Wir führten diese Wochen ein herrliches glückliches Leben. Die Gegend war schön und wir waren von den Lagern der englischen und deutschen Truppen umgeben. Wir wohnten in einem Gebäude, das rothe Haus genannt. Eine kleine Stube diente zur Wohnung und zum Schlafgemache für uns Alle. Ein Schreibcabinett für meinen Gemahl machte den Rest der ganzen innern Einrichtung aus. Die Dienerschaft wohnte auf der Flur. Bei schönem Wetter wurde die Tafel im Freien, sonst in einer Scheuer auf Tonnen aufgeschlagen, die mit Brettern überlegt waren. Hier war es, wo ich zum ersten Male Bärenfleisch aß und es sehr wohlschmeckend fand. Oft fehlte es uns aber auch an Allem; dessen ungeachtet war ich sehr glücklich, denn ich war bei meinem Manne und meinen Kindern, und wir wurden geliebt von denen die um uns waren. Es waren, wenn ich nicht irre, stets vier oder fünf Adjutanten im Gefolge meines Mannes. Des Abends spielten die Herren, und ich brachte während der Zeit die Kinder zu Bette.

Als sich die Armee am 11. Septbr. 1777 wieder in Bewegung setzte, sollte ich zuerst hinter derselben zurückbleiben, da aber noch andere Damen folgten, erhielt auch ich die Erlaubniß dazu. Wir waren oft sehr schlimm daran, jedoch immer zufrieden, daß wir nur folgen durften. Ich hatte doch täglich das Vergnügen, meinen Gemahl zu sehen.

Anfänglich ging auch Alles gut, wir waren in der süßen Hoffnung, des Sieges gewiß sein zu können, und in ein ge-

lobtes Land zu kommen. Als wir den Hudson passirten und General Bourgoyne sagte: „Die Engländer weichen nie zurück!“ so wurden wir Alle von neuem Muthe begeistert. Was mir jedoch mißfiel, war, daß die Officierdamen alle Expeditionen, die unternommen werden sollten, im Voraus wußten, und es befremdete mich dies um so mehr, da ich bei den Armeen des Herzogs Ferdinand im siebenjährigen Kriege bemerkt hatte, daß Alles sehr geheim gehalten wurde. Hier waren aber auch auf diese Weise die Amerikaner von allem, was man vor hatte, im Voraus unterrichtet und allenthalben, wo wir hinkamen, erwartete man uns schon.

Am 19. fand ein Treffen zu unserm Vortheile Statt, wir wurden aber dadurch genöthigt, bei Freemannsfarm Halt zu machen. Ich war Augenzeuge der ganzen Affaire und zitterte wegen meines Gemahls bei jedem einzelnen Schusse. Ich sah eine Menge Verwundeter und man brachte sogar einige in das Haus, wo ich mich aufhielt. Einer derselben war der Major Harnisch, der Gemahl einer Frau von unserer Gesellschaft, ein anderer ein Lieutenant, dessen Gattin mir gleichfalls bekannt, und ein junger englischer Officier Namens Young. Der Major war durch den Unterleib geschossen und mußte viel leiden. Dem Engländer hatte eine Kugel das Bein zerschmettert. Er war kaum 18 oder 19 Jahr alt und der Neffe eines Mr Young, den ich in London kennen gelernt hatte. — Als ich ihn nur auf ein wenig Stroh liegen sah, eilte ich, seine Lage

so viel als möglich zu erleichtern, schickte ihm Decken, Matratzen und Erfrischungen, aber bei aller angewandten Sorgfalt konnten ihn die Aerzte nicht retten, er starb wenige Tage nach der Amputation.

Als wir weiter zogen, bald durch unabsehbare Urwälder, bald durch schöne Gegenden, sahen wir die letzten verlassen, weil die Einwohner alle vor uns flohen, um die Armee ihres Generals Gates zu verstärken. — Es kam uns dies in der Folge theuer zu stehen, weil jeder Einwohner von Natur Soldat und guter Schütze ist; überdies erhöhte der Gedanke, für ihr Vaterland und ihre Freiheit zu fechten, ihren Muth.

Mein Gemahl mußte jetzt fortwährend mit der Armee campiren. Ich blieb etwa eine Stunde hinter derselben und besuchte ihn des Morgens im Lager. Zuweilen aß ich auch bei ihm zu Mittag; jedoch kam er meistentheils zu mir zum Mittagessen. Scharmützel und Gefechte fielen täglich vor. Waren sie auch nicht alle von Bedeutung, so konnte sich mein armer Gemahl doch während der ganzen Zeit weder auskleiden noch in einem Bette schlafen. Die Jahreszeit wurde immer rauher und ich nahm dankbar das Anerbieten eines Oberst Williams von der Artillerie an, mir eine Art von Blockhaus zu bauen mit einem Kamine. Der Bau war beinahe vollendet, die Hütte hielt 20 Quadratfuß, die Fugen der Baumstämme waren wohlverwahrt und das Gebäude mit seinem Kamine schien guten Schutz gegen das Wetter zu versprechen. Am nächsten Mor-

gen wollte ich es beziehen und freute mich recht sehr darauf, da die Nächte schon sehr kühl waren. Auch hätte mein Gemahl zuweilen darin wohnen können, da es dicht am Lager stand. Da brach derselbe plötzlich am 7. October mit dem ganzen Generalstabe auf, und mit dem Augenblicke nahm unser Unglück, oder vielmehr das der Armee seinen Anfang.

Ich befand mich eben bei meinem Gemahle zum Frühstücke, als ich merkte, daß Etwas vorging. Der General Fraser und ich glaube, auch die Generale Bourgoyne und Phillips wollten bei mir zu Mittag speisen. Ich sah viele Bewegung unter den Truppen. Mein Gemahl sagte mir, es sei eine Recognoscirung im Werke, welches mir nicht auffiel, weil diese öfters gemacht wurden. Auf meinem Rückwege in meine alte Wohnung begegnete ich vielen Indianern in ihrer Kriegskleidung mit Flinten bewaffnet. Auf meine Frage: wohin? riefen sie mir zu: „war! war!“ (Krieg! Krieg!) Das heißt zur Schlacht gehen, welches mich zu Boden schlug. Kaum war ich zurückgekommen, so begann das Plänkeln, das Feuer wurde immer heftiger, bis endlich der Lärm gar arg wurde.

„Anstatt, daß um 3 Uhr meine Gäste hätten zu mir kommen sollen, brachte man um diese Zeit auf einer Bahre den armen General Fraser, einer der erwarteten Mittagsgäste, tödlich verwundet. Die Tafel, welche schon gedeckt war, wurde weggeräumt und man stellte dafür ein Bett hin für den General. Ich saß zitternd in einer Ecke des Gemachs. Das Ge-

töse wurde immer ärger. Der Gedanke, daß man mir auf diese Weise auch meinen Gatten bringen könne, quälte mich unaufhörlich.

Der General sagte zum Wundarzte: „Verschweigen Sie es mir nicht, wenn ich sterben muß.“ Die Kugel war ihm mitten durch den Leib gedrungen, wie bei dem Major Harnisch, wurde jedoch tödtlich, weil der General unglücklicher Weise stark gefrühstückt hatte, während sie bei dem Major unschädlich zwischen den innern Theilen durchgegangen war. Seufzend rief er aus: „Oh bad ambition! poor general Bourgoyne! poor mistress Fraser!“ (Fatale Ehrsucht! armer General Bourgoyne! meine arme Frau!) Man betete ihm vor, dann ließ er den General Bourgoyne ersuchen, daß er ihn am nächsten Tage Abends sechs Uhr auf einem verschanzten Berge möchte begraben lassen.

Ich wußte nicht mehr wohin. Die Flur und das Gemach füllten sich mit Verwundeten und mit Kranken, die vom Lagerfieber ergriffen waren. Endlich sah ich gegen Abend meinen Gemahl ankommen; ich dankte Gott, daß er mir erhalten und meine Leiden waren alle vergessen.

In großer Eile nahm er mit mir und dem Adjutanten einige Nahrungsmittel hinter dem Gebäude zu sich. Man hatte uns zwar gesagt, daß man einen Vortheil über den Feind errungen, aber die traurigen Gesichter, die ich erblickte, bezeugten das Gegentheil und ehe mein Gemahl von mir ging, zog

er mich auf die Seite und eröffnete mir, daß die Sachen sehr schlecht ständen; ich möchte mich zur Abreise bereit halten, mir aber nichts davon merken lassen

Unter dem Vorwande, meine neue Wohnung am nächsten Morgen zu beziehen, ließ ich einpacken. Lady Ackland hatte ein Zelt nicht weit von unserer Wohnung, in dem sie während der Nacht schlief, während sie am Tage im Lager war. Plötzlich kam man, derselben zu melden, daß ihr Gatte tödlich verwundet und gefangen wäre. Wir trösteten sie, riethen aber zugleich, daß sie sich zu dem Gefangenen begeben möchte, um ihm Beistand zu leisten, wozu gewiß die Erlaubniß ertheilt werden würde. Ihr Gatte war ein braver Officier, dem die allerliebste Frau, obgleich der Herr Gemahl ein etwas zu großer Freund der Flasche, mit großer Liebe ergeben war. So brachte ich die ganze Nacht mit Trösten und in der Sorge um meine Kinder zu. An Schlaf war nicht zu denken, da ich den todtwunden General und so viele andere Herrn im Zimmer hatte. Gegen drei Uhr Morgens sagte man mir, daß er bald enden würde. Ich hatte gebeten, mir davon Nachricht zu geben, wikkelte daher die Kinder, damit der Sterbende nicht durch ihren Anblick noch mehr beunruhigt werden möchte, in Decken und begab mich auf die Hausflur. Frühmorgens um acht Uhr verschied er. Man hatte ihn in Tücher gewickelt und in eine Bettstelle gelegt, so daß ich den ganzen Tag diesen traurigen Anblick vor Augen hatte. Jeden Augenblick trafen verwundete

gemacht wurde, weil man Feinde erblickt hatte. Es waren einige Hundert Mann, die zum Recognosciren ausgeschickt waren und die von den Unsrigen hätten leicht gefangen genommen werden können, wenn General Bourgoyne nicht den Kopf verloren gehabt hätte *). Der Regen goß in Strömen herab. Lady Ackland hatte ihr Zelt aufschlagen lassen. Ich rieth ihr nochmals, sich zu ihrem Gatten zu begeben, dem sie in seiner gegenwärtigen Lage so nützlich sein könne.

Endlich gab sie meinen Gründen Gehör und ließ den Obergeneral durch seinen Adjutanten, Lord Patterson, um die Erlaubniß ersuchen. Das Gesuch ward bewilligt, der Feldprediger Bruttonel begleitete sie und sie setzten in einem Boote unter Parlamentairflagge zum Feinde über **). Ich sah sie später in Albany wieder; ihr Gemahl war fast gänzlich wieder hergestellt und Beide dankten mir herzlich für den ertheilten Rath.

Unter fortwährenden Regengüssen brachten wir den ganzen Tag zu. Die Wilden hatten den Muth verloren und man

*) Daß General Bourgoyne den Kopf schon früher verloren hatte, als zur Zeit wie es von der geistreichen Generalin von Riedesel bemerkt wurde, geht auch schon daraus hervor, daß er eine ceremoniöse Leichenbestattung mit großem Gefolge Statt finden ließ, ohne vorher um einen Waffenstillstand dazu nachzusuchen.

**) Dieser schöne Moment lieferte später den Stoff zu einem prächtigen Kupferstiche, den man jetzt eben so theuer bezahlt, als die schöne Darstellung vom Tode des Generals Wolfe.

sah sie von allen Seiten der Heimath zueilen. Die geringste Calamität macht sie feig, besonders wenn es nichts zu plündern giebt. Meine Kammerjungfer verwünschte ihre Lage und raufte sich das Haar aus. Ich bat sie, sich zu beruhigen, weil man sie sonst für eine Wilde halten würde. Da ward sie noch toller, riß ihren Hut ab und ließ das Haar über das Gesicht fallen, indem sie ausrief: „Sie haben gut reden, Sie haben Ihren Mann, aber wir haben Nichts als die Aussicht umzukommen oder alles das Unsrige zu verlieren.“ Um sie zu beruhigen, versprach ich ihr, was das letzte anbelangte, Alles zu ersetzen, was sie und ihre Mitdienerinnen etwa verlören. Diese aber, meine gute Helene, obgleich furchtsam, sagte nichts.

Gegen Abend kamen wir endlich nach Saratoga, das nur eine halbe Stunde von dem Orte entfernt ist, wo wir den ganzen Tag zugebracht hatten. Ich war bis auf die Haut durchnäßt und mußte die ganze Nacht so zubringen, da ich keinen Platz hatte, um die Kleider zu wechseln.

Nur die Kinder kleidete ich an einem guten Feuer aus, dann legten wir uns zusammen auf das Stroh.

Ich fragte den General Phillips, der zu mir trat, warum wir nicht unsern Rückzug fortsetzten, während es noch Zeit wäre, da sich mein Gemahl anheischig gemacht hätte, diesen zu decken und die Armee durchzubringen? „Arme Frau,“ erwiderte er, „ich bewundere Sie! Ganz durchnäßt, haben Sie noch den Muth, in diesem Wetter weiter ziehen zu wollen? Wären Sie

doch unſer commandirender General! Dieſer hält ſich für zu ermüdet und will die Nacht hier bleiben, um uns ein Souper zu geben.“ In der That war Bourgoyne gern luſtig, brachte die halbe Nacht trinkend und ſingend zu und amüſirte ſich mit der Gattin eines Commiſſairs, die gleich ihm den Champagner ſehr liebte.

Am nächſten Morgen, als ich von einem Augenblick zum andern den Aufbruch erwartete, ließ General Bourgoyne, um den Rückzug zu decken, die ſchönen Häuſer und Mühlen abbrennen, die in Saratoga dem amerikaniſchen General Skuyler gehörten. Ein engliſcher Officier brachte uns etwas Bouillon, dann ſetzten wir unſern Marſch, doch nur bis zu einem nicht gar weit von hier entfernten Orte fort.

Das gröſte Elend und die äußerſte Unordnung herrſchte in der Armee. Die Commiſſaire hatten vergeſſen, Lebensmittel unter die Truppen zu vertheilen; Vieh war genug vorhanden, aber es wurde kein Stück geſchlachtet. Mehr als 30 Officiere kamen zu mir, die vom Hunger erſchöpft waren. Ich vertheilte alle meine Vorräthe unter ſie bis ſie zu Ende waren und in der Verzweiflung, nicht mehr helfen zu können, rief ich dem eben vorübergehenden Generaladjutanten Pattenſen zu: „Sehen Sie dieſe Officiere, die für die Sache des Königs verwundet ſind, und denen es jetzt an Allem fehlt, weil man ihnen nicht giebt, was man ihnen ſchuldig iſt. Es iſt Ihre Pflicht, dem General deshalb Vorſtellungen zu machen.“ Er ward dadurch

bewegt, und meine Vorstellung hatte den Erfolg, daß General Bourgoyne bald nachher selbst zu mir kam und mir sehr pathetisch dafür dankte, daß ich ihn an seine Pflicht erinnert hätte. Ich bat ihn um Verzeihung, daß ich mich in Dinge gemischt hätte, von denen ich wohl wüßte, daß sie nicht für Damen paßten; daß ich aber unmöglich hätte ruhig sein können, da ich so viele brave Männer mit Mangel hätte kämpfen sehen, denen ich selbst hätte nichts mehr geben können. Er dankte mir nochmals, obgleich ich glaube, daß er mir den gethanen Schritt nie vergeben hat, und ertheilte darauf gemessenen Befehl, daß die Provisionen gehörig ausgetheilt würden. Dieses hielt nun von Neuem auf und es ging darum nicht besser. Alles war fertig zum Abmarsche, die Wagen waren wieder bespannt, aber der General setzte sich zu Tische.

Alles stimmte für den Rückzug und mein Gemahl versprach ihn noch möglich zu machen, wenn man ferner keine Zeit verlöre. Aber General Bourgoyne, dem man große Versprechungen gemacht hatte, wenn er die Vereinigung mit der Armee des Generals Howe bewerkstelligte, konnte sich nicht entschließen und verlor Alles durch sein Zögern.

Gegen 2 Uhr Nachmittags hörte man wieder Kanonendonner und Kleingewehrfeuer. Alles gerieth in Allarm und mein Gemahl ließ mir sagen, mich unverzüglich nach einem näher bezeichneten nicht fernen Hause zu begeben. Ich setzte mich mit den Kindern in den Wagen und kaum sind wir bei dem Ge-

bände angekommen, als am jenseitigen Ufer des Hudson 5 bis 6 Männer erscheinen, die auf uns zielen. Fast unwillkührlich warf ich die Kinder in den Fond der Kalesche und mich selbst über sie hin; in demselben Augenblick feuern die Leute und zerschmettern hinter mir einem armen Engländer den Arm, der schon blessirt war und sich nach dem Hause flüchten wollte.

Gleich nach unserer Ankunft begann eine heftige Kanonade auf das Haus, in dem wir Schutz gesucht hatten; vermuthlich, weil die Feinde wegen des Zuströmens der vielen Leute die Anwesenheit der Generalität dort vermutheten. Ach, es waren nichts als Verwundete und Frauen! Wir waren endlich genöthigt, unsere Zuflucht in einem Keller zu nehmen, wo ich mich in eine Ecke unweit der Thür lagerte. Meine Kinder lagen auf der Erde, mit den Köpfen in meinem Schooße. So blieben wir die ganze Nacht. Ein entsetzlicher Geruch, das Geschrei der Kinder und meine eigene Angst vermehrten die Schrecknisse der Dunkelheit. Am andern Morgen erhob sich die Kanonade von Neuem aber auf einer andern Seite. Ich rieth daher, daß Alle den Keller auf einige Zeit verlassen möchten, während ich denselben, um Krankheiten vorzubeugen, gut reinigen und mit Essig ausräuchern ließ. Als sich Alle entfernt hatten, faßte ich unsern Zufluchtsort näher ins Auge. Er bestand aus drei Kellern, die recht gut gewölbt waren. Ich that darauf den Vorschlag, daß in dem einen die am gefährlichsten blessirten Officiere untergebracht werden sollten, die Frauen soll-

ten sich in dem andern aufhalten, und alle Uebrigen in dem dritten, der dem Ausgange am nächsten war.

Kaum waren meine Anordnungen vollendet, und die Einzelnen begannen schon ihre Plätze einzunehmen, als neuer, entsetzlicher Kanonendonner Alles in Allarm brachte. Mehrere, die gar kein Recht dazu hatten, stürzten sich auf den Eingang. Meine Kinder waren schon die Treppe hinunter und wir hätten Alle erdrückt oder erstickt werden können, wenn mir nicht Gott die Kraft geschenkt hätte, mich vor die Thür zu stellen und mit ausgebreiteten Armen Allen den Einganz zu verwehren; ohne dieses Auskunftsmittel wären gewiß Viele von uns zu Schaden gekommen. Eilf Kanonenkugeln durchbohrten rasch hintereinander das Haus und wir konnten sie deutlich über unsern Köpfen hinrollen hören. Einem armen Soldaten, dem man ein Bein abnehmen wollte, und den man deshalb auf einen Tisch gelegt hatte, nahm eine Kanonenkugel während dem das andre Bein hinweg. Seine Cameraden waren alle davongelaufen, und als sie später wiederkamen, fanden sie den Unglücklichen in einer Ecke des Gemachs, wo er sich vor Angst und Schmerz hingerollt hatte und kaum noch athmete. Ich war nicht so sehr über unsere eigene Gefahr, als über die, in welcher mein Gatte schwebte, mehr todt als lebendig. Er ließ sich indessen oft nach uns erkundigen und dabei sein eigenes Wohlbefinden melden.

Die Frau des Majors Harnisch, eine Madame Rennels,

die bereits ihren Gatten verloren hatte; die Frau des guten Officiers, der so mitleidig am Tage vorher seine Bouillon mit mir getheilt hatte; die Frau des Commissairs und ich waren die einzigen Damen bei der Armee. Wir saßen eben beisammen und beklagten unser Schicksal, als Jemand hereinkam, worauf man sich in die Ohren flüsterte und dann traurig einander ansah. Ich wollte bemerken, daß auch auf mich Blicke geworfen würden, ohne daß mir weiter etwas gesagt würde. Indem dies den schrecklichen Gedanken in mir erweckte, daß mein Gemahl geblieben sei, schrie ich laut auf; man versicherte mir indessen, daß dies nicht der Fall sei, und winkte mir zu, daß den Mann der armen Lieutenantin das Unglück betroffen habe. Diese wurde auch im nächsten Augenblicke hinausgerufen. Er war zwar noch nicht todt, aber eine Kanonenkugel hatte ihm den Arm oben aus der Schulter gerissen. Unter schrecklichem Wimmern, das graufig die ganze Nacht hindurch in den Gewölben wiederhallte, gab der Arme erst gegen Morgen den Geist auf.

Major Harnisch, dessen Gattin und Madame Rennels machten sich durch eine so gut als möglich angebrachte Gardine eine Art von Cabinet in einer Ecke des Kellers. Man wollte dieselbe Einrichtung hier auch treffen. Ich verbat es jedoch und machte meine Streu in die Nähe der Thür. Gegenüber waren drei englische Officiere, die, obgleich blessirt, fest entschlossen waren, im Falle eines weiteren Rückzuges nicht hin-

ten zu bleiben. Einer derselben war Capitain Green, Adjutant des Generals Phillips, ein sehr achtbarer Mann. Alle drei versicherten mit einem Eide, daß sie mich im Falle einer Retirade nicht verlassen, und daß ein jeder von ihnen eins meiner Kinder vor sich aufs Pferd nehmen wollte. Für mich selbst stand immer eins von meines Mannes Pferden gesattelt bereit.

Dieser war mehrere Male entschlossen, mich zu den Amerikanern zu schicken, um mich der Gefahr enthoben zu wissen. Da ich ihm jedoch vorstellte, daß es mir schrecklicher als Alles sein würde, was ich jetzt erduldete, mich unter Menschen zu befinden, die meinem Manne feindlich gegenüberständen, so versprach er mir, daß ich auch ferner der Armee folgen sollte. Oft jedoch überfiel mich des Nachts die Angst daß er fortmarschirt sein möchte, dann kroch ich aus meinem Keller hervor; wenn ich dann die Truppen noch um die Feuer gelagert erblickte, konnte ich wieder ruhig schlafen.

Da so großer Wassermangel bei uns war, so fand ich endlich eine Soldatenfrau, die den Muth hatte, zum Flusse hinabzugehen, was keiner von uns unternehmen wollte, weil der Feind alle Männer, die nach Wasser gingen, niederschoß. Dieser Frau thaten sie nichts, aus Achtung für ihr Geschlecht, wie sie uns nachher sagten.

Ich suchte mich dadurch zu zerstreuen, daß ich mich viel mit unsern Verwundeten beschäftigte. Ich bereitete ihnen Thee und Caffee und wurde dafür mit Segenswünschen überhäuft.

Eines Tages kam ein canadischer Officier in unsern Keller, der sich kaum mehr aufrecht erhalten konnte. Nur mit Mühe erfuhren wir, daß er fast Hungers stürbe. Ich fand mich glücklich, ihm meine Mahlzeit anbieten zu können, die ihm wieder zu Kräften half und mir seine Freundschaft erwarb.

Eine der größten Beschwerden in unsern Souterrains war der Geruch der Wunden. Einst unternahm ich die Cur eines Majors Bloomfield, Adjutanten des Generals Phillips, dem eine Flintenkugel durch die Backen gegangen, die Zähne zerschmettert und die Zunge gestreift hatte. Er konnte nichts im Munde behalten, der Eiter erstickte ihn fast und nur mit Mühe war er im Stande, etwas Bouillon einzuschlürfen. Wir hatten noch etwas Rheinwein. Ich gab ihm davon eine Flasche in der Hoffnung, daß die Säure des Weines die Wunde reinigen würde. Indem er fortwährend etwas davon in den Mund nahm, hatte es die glückliche Wirkung, daß er geheilt wurde, wodurch ich mir wieder einen Freund mehr erworben hatte. So hatte ich mitten in meinen Kummerstunden Augenblicke freudigen Genusses, die mich sehr glücklich machten.

An einem dieser traurigen Tage wünschte General Phillips mich zu besuchen und begleitete meinen Gemahl, der täglich ein oder zwei Mal mit Gefahr seines Lebens zu mir kam. Er sah unsere Lage und hörte mich meinen Gatten flehentlich bitten, mich im Falle eines schleunigen Rückzuges nicht zurückzulassen; er redete mir selbst das Wort dabei, als er meinen

Widerwillen ſah, in den Händen der Amerikaner zu ſein. Beim Weggehen ſagte er indeſſen zu meinem Gemahle: Nein! nicht um 10,000 Guineen komme ich wieder hierher, denn hier wird mein Herz zerriſſen.

Indeſſen verdienten nicht Alle, die bei uns waren, Mitleid. Es befanden ſich auch Feige darunter, die um nichts im Keller blieben und die nachher, als wir in Gefangenſchaft geriethen, recht gut in Reih' und Glied paradiren konnten.

Wir blieben ſechs Tage in dieſer ſchrecklichen Lage. Endlich ſprach man von Capituliren, nachdem man zu lange gezaudert hatte und der Rückzug nun völlig abgeſchnitten war. Es wurde ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen und mein erſchöpfter Gemahl konnte ſich ſeit langer Zeit zum erſten Male im Hauſe ſelbſt ordentlich ausruhen.

Damit ſeine Ruhe nicht geſtört wurde, hatte ich ihm ein Bett in einem kleinen Zimmer aufſchlagen laſſen, während ich ſelbſt mit meinen Frauen im Vorſaale über die ihm ſo nöthige Ruhe wachte. Aber ſchon um 1 Uhr in der Nacht kam Jemand, der ihn zu ſprechen verlangte. Ich bemerkte, daß ihm die Botſchaft nicht angenehm war und daß er ſich ſehr verdrießlich wieder niederlegte, nachdem er den Mann ſogleich nach dem Hauptquartiere abgefertigt hatte. Gleich darauf ließ General Bourgoyne auch alle übrigen Generale und Staabsofficiere zu einem Kriegsrathe entbieten, der früh am Morgen gehalten werden ſollte, um ihre Meinung über ſeine Idee, die ſchon ab-

geschlossene Capitulation auf eine erhaltene falsche Nachricht zu brechen, zu vernehmen. Es wurde aber darin entschieden, daß solches weder thunlich noch rathsam sei, und dies war ein Glück für uns, denn die Amerikaner erklärten nachher, daß wir Alle massacrirt worden wären, wenn wir die Capitulation gebrochen hätten. Es wäre ihnen diese um so leichter geworden, da wir nicht mehr über 5000 Mann stark waren, während man ihnen Zeit gelassen, sich bis zu 20,000 zu verstärken.

Am 16. Oct. mußte mein Gemahl wieder auf seinen Posten und ich in meinen Keller.

Am 17. wurde die Capitulation vollzogen. Die Officiere verfügten sich zu Gates, dem General en chef der Amerikaner, und die Truppen streckten das Gewehr und ergaben sich zu Kriegsgefangenen. Jetzt bekam die gute Frau, unsere Wasserträgerin, ihren Lohn. Jeder warf ihr Hände voll Geld in die Schürze und sie hatte bald über 20 Guineen zusammen. In solchen Augenblicken scheint das Herz für Gefühle der Dankbarkeit ganz besonders empfänglich zu sein.

Endlich schickte mir mein Gemahl einen Reitknecht, um mir sagen zu lassen, daß ich jetzt mit den Kindern zu ihm kommen sollte. So setzte ich mich denn wieder in mein altes Fuhrwerk und machte im Durchfahren durch das amerikanische Lager die Bemerkung, daß uns keiner mit beleidigenden Blicken ansah, daß man mich grüßte, daß sich sogar auf vielen Gesichtern Mitleid zeigte, eine Frau mit kleinen Kindern da zu sehen

Ich gestehe, daß mir vor dem Anblicke der Feinde — ein ganz neuer Auftritt für mich — graute. Als ich mich den Zelten näherte, kam mir ein schöner Mann entgegen, nahm die Kinder aus dem Wagen, herzte und küßte sie und half mir dann, mit Thränen in den Augen, selbst aussteigen.

„Sie zittern! sagte er zu mir, fürchten Sie nichts!" — „Nein, antwortete ich ihm, denn Sie sehen so gütig aus und sind so zärtlich gegen meine Kinder gewesen, daß es mir Muth einflößt." Dann führte er mich zum Zelte des Generals Gates, wo ich die Generale Bourgoyne und Phillips fand, die auf einem recht freundschaftlichen Fuße mit dem ersteren zu stehen schienen. Bourgoyne sagte mir: „Seien Sie jetzt ohne Besorgniß, denn Ihre Leiden haben nun ein Ende." Ich entgegnete ihm, daß ich sehr Unrecht haben würde, noch Besorgnisse zu hegen, wenn unser Anführer nicht mehr besorgt wäre, und dabei in so freundschaftlichem Verhältnisse zum General Gates stände.

Die Generale blieben sämmtlich bei Gates zu Tische. Derselbe Mann, welcher mich so gut empfangen hatte, trat mit den Worten an mich heran: „Es würde Sie in Verlegenheit setzen, mit allen diesen Herren zu speisen; kommen Sie mit Ihren Kindern in mein Zelt, wo ich Ihnen ein zwar frugales Mittagsessen, aber mit dem besten Willen geben werde." Nie habe ich ein Mittagsessen besser gefunden; ich war ruhig, weil ich Alle die mich umgaben, in gleicher Stimmung sah, und, was

mir über Alles ging, ich wußte nun meinen Gatten außer Gefahr.

Nach Tiſche bot mir der Herr ſein Haus bei Albany an, indem er erklärte, daß General Bourgoyne auch dahin kommen würde. Ich ließ bei meinem Manne anfragen, wie ich zu handeln hätte und er ließ mir zur Antwort ſagen, daß ich das Anerbieten annehmen möchte, und da es zwei Tagereiſen bis dahin und ſchon fünf Uhr Nachmittags war, ſo rieth er mir an, vorauszureiſen und an einem Orte zu übernachten, der etwa drei Stunden vom Lager entfernt war. General Skuyler, denn Niemand anders war der höfliche, artige, liebevolle Mann, derſelbe, dem General Bourgoyne vor wenigen Tagen — wie man ſagte, ohne alle Veranlaſſung — ſeine prächtig meublirten Häuſer hatte abbrennen laſſen, hatte die Gefälligkeit, mich durch einen franzöſiſchen Officier dahin geleiten zu laſſen, der gleichfalls ein artiger Mann und derſelbe war, der die feindliche Recognoscirung befehligte, deren ich vorhin erwähnt habe.

Als er mich bis an das Haus begleitet hatte, kehrte er wieder zurück. Ich fand dort bereits einen franzöſiſchen Arzt und einen tödtlich verwundeten braunſchweigiſchen Officier, der ſeiner Sorgfalt übergeben war, aber einige Tage ſpäter ſtarb. Dieſer rühmte ſehr deſſen gute Pflege, und es mochte auch ein geſchickter Wundarzt ſein, übrigens war er ein ächter junger pariſer Geck. Er freuete ſich, als er hörte, daß ich ſeine

Sprache redete und ſagte mir eine Menge von Schmeicheleien und Indecenzen. Unter Anderm konnte er gar nicht begreifen, daß ich die Gattin eines Generals ſei, da Frauen von ſolchem Range ihren Männern ſonſt nicht zu folgen pflegten. Ich war außer mir über ſeine Unverſchämtheit und dumme Schmeicheleien und durfte mir doch nicht die Verachtung, die er mir einflößte, merken laſſen, weil es mir an Schutz fehlte, als plötzlich die Thür aufging und mein Gemahl in Begleitung ſeiner Adjutanten hereintrat. „Hier mein Herr, iſt mein Gemahl!“ ſagte ich ihm unter einem bedeutenden Blicke; worauf er ſich beſchämt entfernte.

Tags darauf kamen wir nach Albany, aber nicht als Sieger, wie wir es gehofft hatten. Indeſſen wurden wir von dem vortrefflichen General Skuyler, deſſen Gattin und Töchter nicht als Feinde, ſondern auf das allerfreundſchaftlichſte empfangen Sie handelten als Menſchen, die ihren eigenen Verluſt bei dem Unglücke Anderer vergeſſen. General Bourgoyne ſelbſt war von ihrem Edelmuthe ſo ergriffen, daß er eine Apologie für das dem Generale zugefügte Unrecht machte. „Mir,“ ſagte er, „der ich Ihnen ſo viel Schaden gethan, erweiſen Sie ſo viel Güte!“ — „Das iſt das Schickſal des Krieges“, ſagte der brave Mann, „reden wir nicht weiter davon.“

Als wir nach drei Tagen weiter reiſen mußten, ſahen uns die guten Leute ungern ziehen.

In der zweiten Nacht nach unſerer Ankunft in der Stadt

wo ein Diener mit meines Mannes Effecten zurückgeblieben war, hatte man dieselben, ungeachtet einer beigegebenen Wache, gestohlen, und wir sahen uns nun in einem Lande, wo man für Geld nichts haben konnte, auf ein einziges Bett und auf die wenigen Sachen beschränkt, die ich bei mir führte, da ich schon früher meine schwere Bagage zurückgeschickt hatte. Unsere Freunde, die Engländer, die ich mit Recht so nenne, weil sie sich in jeder Hinsicht als solche während unseres langen Aufenthaltes in Amerika bewiesen haben, überließen uns Jeder etwas, womit wir uns lange behelfen mußten, da wir erst nach drei Jahren in Newyork Gelegenheit fanden, uns mit großen Kosten wieder etwas einzurichten.

Da die Jahreszeit schon weit vorgerückt und das Wetter ungewöhnlich rauh war, ließ ich mein Fuhrwerk mit Leinewand überziehen und mit Oelfarbe anstreichen und so setzten wir unsere langwierige und beschwerliche Reise nach Boston fort. Ich weiß nicht, ob es mein Fuhrwerk war, welches die Neugierde der Menschen auf sich zog, denn es sah wirklich wie ein Wagen aus, auf dem man seltene ausländische Thiere umherführt; aber ich wurde oft genöthigt, anzuhalten, weil das Volk die deutsche Generalin mit ihren Kindern sehen wollte. Damit man nur nicht den schwachen Ueberzug abreißen möchte, stieg ich öfters aus und kam auch so besser weg, kann jedoch nicht sagen, daß das Volk eben unfreundlich war, sobald sie hörten, daß ich ihre Landessprache verstand.

Bei allen meinen Leiden hat mich Gott so unterstützt, daß ich weder meine Heiterkeit noch meinen Muth verloren habe; aber mein armer Gatte, an dem der Kummer nagte über alle das, was geschehen war, besonders über seine Gefangenschaft, war bei den erwähnten Auftritten stets mißmüthig und aufgebracht. Seine Gesundheit hatte durch vieles Campiren in feuchtem Wetter bei kalten Nächten sehr gelitten, er fing an zu kränkeln und mußte häufig Arzenei nehmen.

Die amerikanischen Generale, die uns begleiteten, waren zum Theil vom Schusterhandwerke und machten an den Rasttagen Stiefel für unsere Officiere, besserten auch wohl die Schuhe unserer Soldaten aus. Sie setzten einen hohen Werth auf das gemünzte Geld, welches bei ihnen selten war. Einem unserer Officiere waren die Stiefeln ganz zerrissen. Er bemerkte, daß ein amerikanischer General ein schönes Paar derselben trug und sagte ihm im Scherz: „Ich gäbe Ihnen gern eine Guinee dafür.“ Gleich stieg der General vom Pferde, gab die Stiefeln, nahm die Guinee und setzte sich mit des Officiers zerrissenen Stiefeln wieder auf.

Endlich kamen wir bei Boston an, und unsere Truppen wurden nicht weit davon zu Winterhall in Baracken einquartiret. Uns brachte man bei einem Landmanne unter, wo wir nur eine Stube unter dem Dache hatten. Meine Frauen schliefen auf dem Boden, die Bedienten auf der Flur. Geraume Zeit hatten wir nichts als eine Streu, auf die ich alle meine

Betten ausbreitete. Der Wirth erlaubte uns in seiner Stube zu essen, wo die ganze Familie wohnte und schlief. Der Mann war gut, die Frau aber spielte uns manchen hämischen Streich, um sich dafür zu rächen, daß wir ihr beschwerlich fielen.

Wir blieben drei Wochen an diesem Orte, dann brachte man uns nach Cambridge, wo man uns in eins der schönen Häuser einquartierte, die vordem das Vermögen der Royalisten ausmachten. Nie ist mir eine reizendere Gegend vorgekommen. Sieben Familien, die mit einander theils verwandt, theils befreundet waren, hatten hier Plantagen, Gärten und prächtige Häuser, bis der verderbliche Krieg sie Alle trennte. Alle Gebäude, bis auf zwei, deren Eigenthümer jedoch auch bald flüchten mußten, wurden verwüstet.

Von unsern Herren war es Keinem erlaubt gewesen, nach Boston zu kommen. Mich trieb das Verlangen, die Tochter des Generals Skuyler, Madame Carter, zu sehen, dahin, und ich aß einige Male bei derselben. — Die Stadt ist hübsch, war aber von heftigen Patrioten bewohnt; besonders waren die Frauen so bös, daß sie vor mir ausspuckten, wenn sie mich sahen. Madame Carter war sanft und gut, wie ihre Eltern, ihr Mann aber bös und falsch. Sie kamen oft uns zu besuchen und aßen auch bei uns mit den andern Generalen. Wir suchten ihnen auf jede mögliche Weise unsere Erkenntlichkeit zu beweisen, auch schienen sie Freundschaft für uns zu fühlen und war es zur selben Zeit, daß der böse Carter, als General

Howe viele kleine Städte und Dörfer hatte anzünden lassen, den Amerikanern den schändlichen Vorschlag machte, unsern Generalen die Köpfe abzuschneiden, diese in kleine Fässer einzusalzen und den Engländern für jedes angesteckte Dorf ein solches Fäßchen zuzuschicken. Der unmenschliche Vorschlag wurde aber glücklicher Weise nicht angenommen.

Während meiner Anwesenheit zu Bristol hatte ich einen Capitain Fenton aus Boston kennen gelernt, den die Amerikaner bei Ausbruch des Krieges zur Rückkehr aufgefordert hatten. Seinem Könige getreu, hatte er sich jedoch nicht gestellt. Darauf hatten sich die Weiber des erbitterten Pöbels seiner alle Achtung verdienenden Gemahlin und seiner sehr schönen, funfzehnjährigen Tochter bemächtigt, sie ohne Achtung für ihre Herzensgüte, Schönheit und Schamhaftigkeit entkleidet, mit Theer bestrichen, in Federn umgewälzt und so zur Schau in der Stadt umhergeführt. Was war nicht von solchen Unmenschen, die der bitterste Haß beseelte, zu erwarten.

Wir waren einmal Zeuge davon, als General Howe eine Landung bei Boston versuchen wollte, um die gefangenen Truppen zu befreien. Man erfuhr dies indessen wie immer lange voraus und zündete die Signaltonne an, worauf man 4 bis 5 Tage hinter einander eine Masse Menschen ohne Schuhe und Strümpfe, aber die Flinte auf dem Rücken, eiligst herbeiziehen sah, wodurch bald so viele Leute bei einander waren, daß eine Landung zu schwer gefallen sein würde.

Wir lebten im Allgemeinen ziemlich ruhig in Cambridge, und wären also gern während unserer Gefangenschaft dort geblieben; als es aber gegen den Winter kam, erhielten wir Befehl, nach Virginien zu gehen. Nun mußte ich auch daran denken, die Fahnen unserer deutschen Regimenter weiter in Sicherheit zu bringen. Wir hatten die Amerikaner glauben gemacht, daß sie bei Saratoga von uns verbrannt worden wären, das sie anfänglich sehr übel nahmen, aber nachher mit Stillschweigen übergingen. Es waren aber nur die Stangen dort verbrannt, und die Fahnen bis dahin versteckt worden. Jetzt vertraute mir nun mein Mann dieses Geheimniß an und trug mir die weitere Verbergung derselben auf. Ich schloß mich daher mit einem recht ehrlichen Schneider ein und dieser half mir eine Matratze machen, in die wir alle einnähten. Der Capitain O'Connel wurde unter dem Vorwande eines Auftrags nach Newyork geschickt und gab die Matratze für sein Bett aus. Er ließ sie in Halifax, wo wir sie wiederfanden, als wir von Newyork nach Canada segelten, und da nahm ich sie, um allem Verdachte auszuweichen, wenn unser Schiff genommen würde, in meine Cajüte und schlief während unserer ganzen übrigen Fahrt bis nach Canada auf diesen Ehrenzeichen.

Je mehr das Unwohlsein meines Mannes überhand nahm, desto mehr dankte ich Gott, daß er mir den Muth gegeben, ihm zu folgen. Wie viel mehr noch würde er gelitten haben, wenn er in dieser traurigen Lage Niemand um sich gehabt hätte,

um ihn zu zerstreuen und aufzuheitern! Wie froh bin ich noch jetzt, wenn ich mich ganz in jene Zeit hineindenke, allen denen widerstanden zu haben, die mich hatten verhindern wollen, meine Pflicht zu erfüllen und der Neigung zu folgen, die mir die zärtliche Liebe einflößte, und daß ich alle seine Leiden und seinen Kummer treulich getheilt habe.

Es war im November 1778, als wir den Befehl erhielten, nach Virginien zu gehen. Wir hatten zwar in einem zweiten Fuhrwerke immer Lebensmittel bei uns, da dieses aber nicht so geschwind folgen konnte, fehlte es uns oft an Allem. Als wir Herford passirten, wo wir Rasttag machten, begegneten wir daselbst den General Lafayette, den mein Gatte zum Essen bat, weil jener sonst nichts gefunden haben würde. Dies setzte mich in nicht geringe Verlegenheit, weil ich wußte, daß der Marquis einen guten Tisch liebte. Nichts desto weniger gelang es mir, vermittelst aller meiner Vorräthe ein erträgliches Mahl zusammenzustoppeln. Er war sehr höflich und artig, so daß er uns Allen gefiel. Er hatte viele Amerikaner in seinem Gefolge, die außerordentlich aufgebracht schienen, daß wir französisch redeten. Vielleicht fürchteten sie, daß wir ihnen den General abtrünnig machten, oder daß er selbst Dinge vertraute, die wir nicht wissen sollten. Er sprach viel von England und von der Gnade, die ihm der König erwiesen, indem derselbe ihm habe Alles zeigen lassen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu fragen, wie er es hätte über das Herz bringen können,

so viele Gnadenbeweise von dem Könige anzunehmen, in dem Augenblicke, als er im Begriff gestanden, abzureisen, um gegen ihn zu fechten.

Der General schien von meiner Bemerkung getroffen und gab zur Antwort: „Es ist wahr, der Gedanke ging mir durch die Seele, so daß ich, als mir der König eines Tages anbot, die Flotten zeigen zu lassen, erwiderte: „daß ich sie einmal zu einer andern Zeit zu sehen hoffte," und dann heimlich abreiste um aus der Verlegenheit zu kommen, das Erbieten nochmals ablehnen zu müssen." Einige gaben dem Marquis schuld, daß er als Spion in England gewesen, von wo er gleich nachher nach Amerika abging.

Eines Abends kamen wir an einen netten Ort, unsere Wagen hatten nicht folgen können und uns hungerte sehr. Da ich viel Fleisch in dem Hause bemerkte, so bat ich die Wirthin, mir etwas zu überlassen. „Ich habe mancherlei, erwiderte sie, da ist Rindfleisch, Kalbfleisch und Hammelfleisch." Der Mund wässerte mir schon; „geben Sie nur her," sagte ich geschwind, „ich werde gut bezahlen.". Die Frau aber schlug mir ein Schnippchen dicht unter dem Gesichte mit den Worten: „Nichts sollt Ihr haben! Warum seid Ihr aus Eurem Lande gekommen, um uns zu tödten und unser Hab und Gut zu verderben? Nun Ihr unsere Gefangenen seid, ist die Reihe an uns, Euch zu quälen."

„Seht diese Kinder" — antwortete ich — „sie kommen

vor Hunger um!“ Sie blieb unbeweglich. Als aber endlich meine Caroline an sie herantrat, vertraulich ihre Hand nahm und ihr im Englischen sagte: „Gute Frau, ich bin sehr hungrig!“ da konnte sie nicht länger widerstehen, nahm sie mit in die Stube und — gab ihr ein Ei. „Nein,“ sagte die gute Kleine, „ich habe noch zwei Schwestern,“ da ward die Frau gerührt und gab dem bittenden Kinde drei Eier, indem sie sagte: „Ich bin über mich selbst deshalb ärgerlich, aber ich kann dem Kinde nicht widerstehen.“ Nun ward sie sanfter und bot auch mir Brod und Milch an. Ich bot ihr ein Tönnchen mit Thee an, den die Amerikaner zwar sehr lieben, den sie aber, nachdem bekanntermaßen die Auflage auf den Thee den Krieg veranlaßt, nicht mehr zu trinken beschlossen hatten. — Dies erweichte sie vollends, und sie bat mich, ihr in die Küche zu folgen, wo sie mir einen Korb voll Kartoffeln reichte. Nun war der Frieden geschlossen, und ich bereitete eine gute Suppe davon.

Am andern Morgen reisten wir weiter und zogen überall die Neugierde der Einwohner auf uns. An den Ufern des Hudson wurden wir bei einem Schiffer untergebracht. Trotz des heftigsten Sturmes, der während des folgenden Tages wehte, ungeachtet unserer Bitten, uns einige Tage bei sich zu behalten, ruhte die Frau des Schiffers, eine furienartige Republikanerin, nicht eher, bis uns trotz des fürchterlichsten Wetters der Schiffer hinüberfuhr. Fortwährend in Gefahr, eine Beute

des reißenden Stromes zu werden, betraten wir erst nach fünf Stunden das jenseitige Ufer, wo wir indessen noch eine weite Strecke bis an die Knie im Morasse waten mußten, ehe wir das Haus des Obrist Horborn, eines reichen Mannes, erreichten, wo wir einquartirt wurden.

Wir erhielten nur ein kleines Zimmer für mich, meinen Mann, Kinder und weibliche Dienstboten, in dem auch die Adjutanten bei Tage zubringen mußten. Da ich gänzlich durchnäßt war und die Kleider zu wechseln wünschte, so ersuchte ich die Officiere, sich auf kurze Zeit zu entfernen. Sie wollten sich unterdessen etwas in der Küche wärmen, als plötzlich der Hauswirth hereintrat, sie beim Arme nahm und mit den Worten hinauswies: „Wie, Ihr garstigen Royalisten! ist es nicht genug, daß ich Euch beherberge, könnt Ihr mich hier nicht in Ruhe lassen?“ Er kam eben vom Felde und sah in seinem groben Tuchkleide mit langem Barte und in unsauberer Wäsche wie ein Bär aus, so daß wir uns vor ihm fürchteten.

Seine Frau war gut. Sie bat mich, am nächsten Tage, der ein Sonntag war, nach Tische den Caffee bei ihr zu trinken. Kaum hatte ich mich hingesetzt, als der Hausherr hereintrat, der nun ein viel besseres Ansehen hatte, nachdem er rasirt und im Sonntagsstaate war. Da ich den Auftritt des vorigen Tages noch nicht vergessen hatte, stand ich auf und wollte mich entfernen. Er aber machte die Thür zu mit den Worten: „Fürchten Sie mich?“ — „Nein,“ antwortete ich,

„Niemand, nicht einmal den Teufel, dem Sie gestern so sehr ähnlich sahen.“

„Heute aber sehe ich doch besser aus,“ entgegnete er. — „Wohl, sagte ich, doch suche ich Unannehmlichkeiten zu entgehen.“ Mein Benehmen, statt sich darüber zu erzürnen, gefiel ihm; er nahm meine Hand und bat mich, meinen Platz wieder einzunehmen.. „Ich bin nicht so böse, als Sie glauben, sagte er, Sie gefallen mir und wenn ich keine Frau hätte, würde ich Sie heirathen.“ — „Aber wissen Sie denn, ob ich Sie nehmen würde?“ entgegnete ich. — Das würde sich schon finden, meinte der Obrist; ich bin sehr reich, diese ganze Landschaft ist mein Eigenthum, meine Frau ist schon alt, ich dächte, Sie blieben gleich hier.

Von diesem Augenblicke konnte ich Alles haben, denn die gute Frau war es wohl zufrieden, mir von allen ihren Vorräthen im Hause mitzutheilen.

Wir mußten acht Tage hier verweilen weil das Uebersetzen der Truppen über den Fluß wegen der wenigen vorhandenen Fahrzeuge nur langsam von Statten ging.

Unser drittes Nachtquartier war bei einem Deutschen, wo wir gut wohnten und auch gute Lebensmittel fanden. Der alte Mann war der Sohn eines Kutschers, der beim Grafen Görz in Deutschland im Dienste gestanden. Der Vater hatte ihn wegen eines losen Streiches im zwölften Jahre gestraft. Darüber nun entlief der Bursche und er gerieth durch einen Zufall

nach London. Da er ein hübscher Bursche war und man damals viele Leute nach den amerikanischen Colonien schickte, war er auch bei einem solchen Transporte. Sein Glücksstern wollte, daß er in die Hände eines guten Herrn gerieth, der ihn erziehen ließ und ihm nach einigen Dienstjahren Land zum Urbarmachen gab. Er war thätig und fleißig und sah sich bald im Stande, eine Pachtung von seinem Herrn anzunehmen, der, nachdem er sah, wie wohl Alles unter den Händen des jungen Mannes gerieth, ihm seine Tochter zur Frau gab. Jetzt hatte der Pächter Söhne, die schon wieder Farmer waren und das Einzige was sein Glück störte, war der Gedanke an seinen Vater, den er verlassen hatte, dem er jedoch oft Geldsendungen machte. — Da er wußte, daß die Riedeselsche Familie von den Görzen Nachbaren und Freunde waren, so nahm er uns sehr gut auf und war betrübt, als wir weiter zogen.

Ein anderes Mal hatten wir unser Nachtquartier bei einem Obrist Howe, dem ich ein Compliment zu machen glaubte, indem ich ihn fragte: ob er ein Verwandter des englischen Generals Howe sei? „God forbid! (Gott behüte!) antwortete er sehr beleidigt, der ist meiner nicht werth.“ Man sagte übrigens, daß dieser Obrist ein sehr achtungswerther Mann sei. Wenn er nicht im Kriege war, beschäftigte er sich ausschließlich mit seiner Wirthschaft Er hatte eine schöne vierzehnjährige Tochter, aber von böser Gemüthsart. Ich saß mit ihr am Kaminfeuer; sie sah in die glühenden Kohlen und rief aus:

„Ha! wenn ich den König von England hier hätte, mit welchem Vergnügen schnitte ich ihm den Leib auf, risse sein Herz heraus, zerlegte es, briete es auf Kohlen und verzehrte es dann!“

Ich blickte mit Abscheu auf die Sprecherin und sagte zu ihr: Ich schäme mich fast, von einem Geschlechte zu sein, das fähig ist, ein solches Gelüste zu bekommen. Ich habe dieses schreckliche Mädchen nie vergessen können und war froh, aus diesem Hause fortzukommen, wo es uns übrigens an Nichts gebrach.

Ehe die Truppen die blue mountains (blauen Berge) passiren konnten, mußten wir 8 Tage rasten, um den Leuten zum Sammeln Zeit zu lassen. Unterdessen war eine große Masse Schnee gefallen; die Wege, die lebensgefährlich wurden und durch grauenvolle Wildnisse führten, die aber hier und da an erhabenen Naturschönheiten reich waren, mußten durch zu Pferde vorangeschickte Leute gebahnt werden. Wir litten jetzt eben so sehr an Kälte, als an Mangel von Lebensmitteln. Als wir in Virginien ankamen und nur noch einen Tag vom Orte unserer Bestimmung entfernt waren, hatten wir nur noch ein wenig Thee und ein Butterbrod. Ein Einwohner gab mir noch eine Handvoll getrockneter Früchte mit auf den Weg. Mittags langten wir bei einer Wohnung an, wo ich um etwas Essen bat; man schlug es mir mit den harten Worten ab: „Für die Hunde von Royalisten ist nichts vorhanden!“ Ich sah Mais-

mehl und bat um einige Händevoll. Die Frau aber antwortete: „Nein, das ist für unsere Neger, die für uns arbeiten; Ihr aber habt uns tödten wollen!“ Capitain Etmonston bot von einer bis zwei Guineen dafür, weil die Kinder so hungrig waren, sie aber entgegnete: „Nicht für 100 wollte ich es Euch geben, und wenn Ihr Alle Hungers stürbet, desto besser!“

Der Capitain war darüber so entrüstet, daß er es mit Gewalt wegnehmen wollte. Ich bat ihn jedoch dringend ruhig zu sein, damit kein Auflauf entstände, und setzte hinzu, daß wir vielleicht bessere Menschen antreffen würden. Dem war aber leider nicht so. Wir trafen nicht einmal eine Hütte an. Die Wege waren fürchterlich, die Pferde abgetrieben, die Kinder bleich und vom Hunger erschöpft, und ich zum ersten Male ganz entmuthigt.

Capitain Etmonston, von dem Anblicke unseres Elendes tief ergriffen, ging von Mann zu Mann, um irgend ein Nahrungsmittel aufzutreiben. Endlich erhielt er von einem Fuhrmanne der Bagage ein Stück altes Brod, etwa ein Viertelpfund im Ganzen, das schon rings umher abgenagt war, weil man es, der Härte wegen, nicht hatte beißen können. Als er es brachte, leuchtete den Kindern die Freude aus den Augen. Ich theilte das Stückchen unter sie aus. Thränen rollten dabei über meine Wangen und der gute Etmonston war zu gerührt, um den Anblick der Scene lange zu ertragen. Wenn ich jemals einem Armen ein Stück Brod versagt hätte, so würde

ich geglaubt haben, daß mich Gott dafür jetzt hätte strafen wollen.

Der Ort unserer Bestimmung war Colle in Virginien, wo uns mein Gemahl, der mit den Truppen vorausgegangen war, mit Ungeduld erwartete. Wir kamen in der Mitte des Februars 1779 daselbst an, nachdem wir von Boston durch die Provinzen Connecticut, Newyork, Newjersey, Pennsylvanien und Maryland, bis dahin in etwa 12 Wochen 678 engl. Meilen gereist waren.

Man hatte die Truppen früher erwartet und deshalb Ochsen und Schweine zum Proviant eingeschlachtet und weil das Salz dort rar war, so hatte man große Gräben gegraben, das Fleisch in Viertel geschnitten, hineingelegt und mit Asche, statt mit Salz, bestreut, welches ganz gut conserviren soll. Da aber unter jenen Himmelsstrichen die Sonne auch im Januar zuweilen sehr heiß niederscheint, so war das oben liegende ganz verdorben und es mußte weggeworfen werden.

Die Truppen waren in Charlotteville, 2 Stunden von uns, untergebracht. Anfänglich ging es ihnen schlecht. Sie hatten nur Blockhäuser, die nicht verklebt und ohne Thüren und Fenster waren, so daß sie viel von der Kälte litten. Sie arbeiteten aber unverdrossen am Erbauen neuer Wohnungen und bald sah die Anlage wie eine blühende Stadt aus. Hinter jeder Baracke waren Gärten und Einzäunungen für das Federvieh angelegt. Da sie, sobald die ersten Provisionen aufge-

zehrt waren, frisches Fleisch und gutes Weitzenmehl zum Brodbacken erhielten, so konnten sie sich auch nach deutscher Weise Eierkuchen und Klöße daraus bereiten; übrigens fehlte es sehr an Gelde. Da die Engländer nur wenig davon schickten und es schwer hielt, etwas auf Credit zu erhalten, so entstand daraus manches Ungemach für den Soldaten.

Wir ließen uns auch ein ziemlich geräumiges Haus mit einem Saale und einigen daranstoßenden Zimmern erbauen, in dem es, als es fertig war, an nichts, als an den Meubles fehlte. Statt der Stühle hatten wir runde Klötze zum Sitzen und die Tische bestanden gleichfalls aus Holzstücken, über die man Bretter gelegt hatte. Dennoch hätten wir wohl zufrieden sein können, wenn uns nicht die Hitze während des Sommers so sehr gequält hätte. Dann mußte man stets wegen der Klapperschlangen in Furcht sein und die Früchte wurden von einer Art Käfer gänzlich zerfressen. Dann hatten wir oft 5 bis 6 heftige Gewitter des Tages und dabei Orcane, die oft ganz in unserer Nähe Hunderte von Riesenbäumen entwurzelten. Oft wurden ganze Waldungen angezündet und niedergebrannt, um neues Land zu gewinnen.

Einstmals kam man in der Nacht, meinem Mann zu melden, daß der Sturm nahe daran wäre, den ebenerbauten Pferdestall umzustürzen. Alles eilte hinaus, um ihn zu stützen, während ich mit den Kindern und den Frauen allein blieb. Der Sturmwind raste immer stärker. Ganze Stücke vom Schorn-

stein stürzten in die Stube, das Haus wankte und ich schwebte die halbe Nacht hindurch in der Angst, mit den Meinigen erschlagen zu werden. Solche Schrecken hatten wir oft.

Des Nachts mußten wir, um in frischer Luft schlafen zu können, die Fenster auflassen. Dann ward man durch häßliche Fledermäuse gestört, die dreimal so groß sind als bei uns und man brachte oft die halbe Nacht damit hin, sie hinauszujagen.

Mein Mann, der die Hitze, die bis auf 103° stieg, nicht ertragen konnte, ward immer trauriger und düsterer. Wir suchten ihn möglichst zu zerstreuen, und als der Garten anfing zu gedeihen, hatte ich die Freude, daß er sich sehr emsig mit der Gärtnerei beschäftigte. Da er aber wegen eines fortdauernden Kopfschmerzes keine Kopfbedeckung tragen mochte, so hätte ihn einstmals fast der Sonnenstich getödtet. Sprachlos, mit blauem Gesichte und starren Augen, trug man ihn ins Haus. Große Schweißtropfen lagen auf der kalten Stirn. Glücklicher Weise war der Regimentschirurg gegenwärtig. Nachdem man den Ohnmächtigen schnell entkleidet hatte, wurde eine Ader geöffnet und so kehrte die Sprache langsam wieder. Als er das Bewußtsein wieder erlangt, sah er mich lange mit gerührtem Blicke an. Man merkte, daß er selbst sich für gefährlich krank hielt, indessen gelang es dem Eifer des noch herbeigeholten Arztes, unter dem Beistande des Höchsten, meinen theuern Gatten zu erhalten. Wären indessen nicht in demselben Augenblicke, als er zu Boden sank, die Adjutanten in den Garten

getreten, so wäre er verloren gewesen. Der Sonnenstich ist im hiesigen Himmelsstriche ein sehr gefährliches Ereigniß. Gott! was würde aus mir und den Kindern unter den Gefangenen in einem so weit entfernten Welttheile unter einer uns so feindseligen Bevölkerung geworden sein! Noch jetzt denke ich mit Schauder des schrecklichen Ereignisses.

Man verordnete meinem Gemahle den Gebrauch eines Bades in Virginien — Frederiksspring — und wir reisten dahin. Jedoch sein Mismuth dauerte fort. Der Gedanke an seine Gefangenschaft quälte ihn mehr als je. Er konnte nicht schlafen. Ich verfiel darauf, ihm vorzulesen, zuletzt in einem recht schläfrigen Tone; dann schlummerte er wohl ein.

Eines Tages trat ein Virginier zu mir in das Zimmer mit den Worten: er habe Lust einmal eine deutsche Frau zu sehen und beschaute mich dabei neugierig von allen Seiten. Ich war so glücklich, mich über dergleichen belustigen zu können. Als ich ihn aber jetzt auf sein Verlangen auch zu meinem Gemahle führen mußte, da brachte diesen der Gedanke, daß seine Lage ihn den Einfällen und den Launen eines jeden dieser rohen Naturmenschen bloßstelle, fast außer sich.

Wir machten in Frederiksspring die Bekanntschaft der Familie des Generals Washington und einer Madame Garrel, die so wie ihr Gemahl höchst liebenswürdig war. Sie war zwar eine eifrige aber vernünftige Patriotin und wir wurden sehr vertraut mit einander. Sie brachte gewöhnlich die Mor-

genstunden bei mir zu. Der Hauptmann Geismar spielte dann die Violine und ich sang italienische Arien, woran sie viel Gefallen fand.

Eines Tages kam ein Virginier dazu, dem wir schon viele gute Worte gegeben hatten, uns frische Butter zu bringen. Die Amerikaner sind größtentheils Alle Musikfreunde; so horchte er denn aufmerksam dem Concerte und als es zu Ende war, bat er mich noch einmal zu singen. Scherzend fragte ich ihn, was er dafür gäbe, denn ich thäte nichts umsonst. Rasch erwiderte er: „Zwei Pfund Butter." Der Einfall ergötzte mich und ich begann zu singen. „Noch einmal," sagte er, „aber etwas Lustiges." Endlich sang ich so viel, daß er mir am nächsten Morgen 5 Pfund Butter brachte. Er hatte auch seine Frau bei sich und bat mich, doch noch einmal zu singen. Ich gewann dadurch ihre Zuneigung und es fehlte mir nun an Nichts mehr. Das beste war, daß er im Ernste glaubte, daß ich für mein Singen bezahlt sein wolle, und er wunderte sich daher nicht wenig, als ich ihnen, da sie weggingen, die Butter bezahlte.

Während unseres Aufenthalts in diesem Bade erhielt mein Mann die erfreuliche Nachricht, daß er mit dem General Phillips und ihren beiderseitigen Adjutanten die Erlaubniß erhalten, nach Newyork zu gehen, um dort ausgewechselt zu werden. Er begab sich daher nach Colle zurück, um die nöthigen Anordnungen bei den Truppen während seiner Abwesenheit zu

treffen. Obrist Specht erhielt das Commando. Dann wurden die überflüssigen Sachen, besonders das neue Haus, das wir kaum bezogen, verkauft. Es war dies unser gewöhnliches Schicksal. Kaum hatten wir uns an einem Orte etwas eingerichtet, so erhielten wir den Befehl, wieder abzureisen. Diesmal geschah es jedoch mit Freude. Ich selbst reiste aus dem Bade direct ab, um mit meinem Gemahle in Yorktown in Pennsylvanien wieder zusammenzutreffen.

Nicht mehr weit entfernt von dem Orte, wo wir meinen Mann finden sollten, überfiel uns ein heftiges Gewitter in einem dichten Walde. Ein Baumstamm brach und fiel zwischen dem Wagen und den Pferden nieder. Da saßen wir fest. Keiner von den Leuten konnte den Baum auf die Seite schaffen, während dem rollte der Donner fürchterlich ohne Unterlaß. Das Gewitter schlug verschiedene Male rings um uns ein und ein anderer Riesenbaum drohte uns zu zerquetschen. Ich drang darauf, uns aus der Klemme zu befreien, aber der Kutscher, der den Kopf verloren hatte, versicherte, das sei unmöglich. Endlich sagte meine damals acht Jahre alte älteste Tochter: so spannt doch die Pferde ab und hinter den Wagen, um ihn zurückzuziehen, und siehe, das Manöver von einem Kinde vorgeschlagen, woran Niemand von uns gedacht hatte, machte uns im nächsten Augenblicke frei. Glücklich erreichten wir Yorktown, wo mein Gemahl, wegen des Gewitters ängstlich, unserer geharrt hatte.

Wir passirten viele schöne Gegenden, unter andern eine sorgfältig angebaute, die ganz von mährischen Brüdern bewohnt war. Ein Ort hieß das heilige Grab, ein anderer Bezirk darin das heilige Land und der Hauptort darin Bethlehem. Wir trafen auch ein sehr gutes Wirthshaus an, wo wir diejenigen unserer Leute erwarteten, die noch zurück waren.

Ich hatte ein paar prächtige Vögel aus Virginien mitgebracht. Das Männchen war purpurroth mit einer noch dunkler rothen Holle, so groß als ein Dompfaffe, und sang herrlich. Das Weibchen war grau mit rother Brust und hatte auch eine Holle. Sobald man sie fängt, sind sie zahm und fressen aus der Hand. Der Vogel lebt lange. Sobald man aber zwei Männchen in einem Zimmer hat, so werden sie eifersüchtig auf einander und eins stirbt. Ich sah auch blaue Vögel von derselben Größe in Virginien, die unaufhörlich Willo rufen, welches uns oft sehr ergötzte, weil einer der Adjutanten meines Mannes den Namen führte.

So hatte ich auch eine Sammlung von prächtigen Schmetterlingen gemacht und sie sorgfältig in einen Kasten gepackt. Aber der Wagen, auf dem sich derselbe befand, fiel um und der Kasten zerbrach. Zweimal widerfuhr mir dieses Mißgeschick.

Wir kamen endlich in einer schönen Stadt, Elisabethtown, Staateneiland gegenüber, an, wo wir viele Royalisten antrafen, die uns mit Freuden aufnahmen und bewirtheten. So nahe bei Newyork und der Auswechselung meines Gemahls ge-

wiß, wähnten wir uns nun am Ziele unſerer damaligen nächſten Wünſche, und glaubten, als wir nun alle bei einander zu Tiſche ſaßen, worauf wir nach Newyork überſchiffen wollten, noch am ſelbigen Abende in Freiheit zu ſein.

Plötzlich aber öffnete ſich die Thür und es trat ein vom General Waſhington entſendeter Officier herein, der dem General Phillips ein Schreiben nebſt einer Ordre überreichte, ſofort zurückzukehren, weil der Congreß die Auswechſelung nicht genehmigt habe.

Dem von Natur ſehr heftigen General Phillips funkelten die Augen in Wuth, er ſchlug mit der geballten Fauſt auf den Tiſch mit den Worten: „This is pleasant; and we should have expected it from this people, who are all rascals“ (Das iſt ſchön! und wir konnten es nicht anders von einem Volke erwarten, von denen Jeder ein Schurke iſt). Ich war wie verſteinert und vermochte kein Wort hervorzubringen. Er ergriff meine Hand und ſagte: „Nun, meine Freundin, laſſen Sie den Muth nicht ſinken, folgen Sie meinem Beiſpiele, ſehen Sie, ich bin gefaßt! — Ein Jeder, entgegnete ich, zeigt ſeinen Schmerz auf ſeine eigene Weiſe. Ich behalte den meinigen im Herzen und Sie zeigen den ihrigen mit Heftigkeit. Ich halte aber dafür, daß ſie beſſer thun, dieſen Leuten Ihren Zorn nicht ſehen zu laſſen, denn ſie ſpotten nur darüber und er kann Ihnen obenein noch Ungelegenheiten zuziehen. Er gab mir Recht, dankte mir und verſicherte mich, ſeine Leiden nun

wie ich mit Resignation tragen zu wollen, bezeigte sich auch von dem Augenblicke an ruhig.

Nach einem einzigen uns vergönnten Ruhetage mußten wir umkehren. Wir verweilten in Bethlehem, wo meinem Manne und dem General Phillips verstattet wurde zu bleiben, bis die ins Stocken gerathene Auswechselung vor sich gehen würde Zu Bethlehem war, wie an jedem Brüdergemeinde-Orte, ein Brüder- und ein Schwesterhaus. In letzterem wurden herrliche Stickereien und andere hübsche Handarbeiten gefertigt. Ein Fräulein von Gersdorf, eine Deutsche, die nachher nach Herrnhuth gezogen ist, hatte den Schwestern alle die schönen Arbeiten gelehrt.

Die Häuser der Gemeinde waren alle gut gebaut, und es waren Fabriken aller Art daselbst. Unter andern wurde daselbst Leder zubereitet, das so gut als das englische und um die Hälfte wohlfeiler ist.

Gegen das Ende des Monats November 1779 reisten wir endlich von Bethlehem wieder ab. Mein Gemahl, General Phillips und ihre Adjutanten wurden zwar nicht ausgewechselt, jedoch gestattete man ihnen, sich auf ihr Ehrenwort nach Newyork zu begeben. Wir passirten abermals auf dieser Reise Elisabethtown, schifften uns auf dem Hudsonflusse ein und erreichten Abends sehr spät Newyork, wo mein Gemahl schon vor mir angekommen war. Ein Soldat, den man uns am Thore mitgab, um uns zurechtzuweisen, führte uns vor ein großes

und schönes Haus, wo wir Alles zu unserm Empfange bereit fanden und ein besonderes gutes Abendessen.

Ich war selbst zu ermüdet und zu sehr mit den Kindern beschäftigt, um mich erst zu erkundigen, wo ich sei, ich dachte, es wäre im Gasthof. Mein Gemahl, der bei dem General Cornwallis gespeist hatte, kam erst spät nach Hause. — Am andern Morgen kam man um mich zu fragen, was ich zu essen beföhle und wie viel Fremde ich täglich bei Tafel zu sehen wünschte? — Ich erwiderte, daß ich täglich nur um 3 Schüsseln bäte, da mein Mann nicht zu Hause äße, und zwar für 6 Personen, nämlich für mich, meine Kinder, den Pastor Mylius, den Feldprediger von meines Gatten Regimente, den wir immer bei uns hatten und der auch den Unterricht der Kinder übernommen hatte, und für meine Frauen.

Man sagte mir, daß der Befehl gegeben wäre, täglich sechs große und vier kleine Schlüsseln zu serviren. Immer noch in der Meinung, daß ich mich in einem Gasthause befände, verbat ich sehr diesen Ueberfluß, weil ich mich vor der Rechnung fürchtete. Da erfuhr ich aber, daß ich bei dem Gouverneur, General Tryon wohnte, der verboten hatte, mir zu sagen, wohin man mich führte, aus Besorgniß, daß ich sein Haus nicht annehmen würde. Der edeldenkende Mann war noch dazu, um meinem Danke auszuweichen, nach Longisland hinübergegangen, wo er ein Interimscommando hatte.

Später bezogen wir eine Zeitlang ein dem General Clin-

ton zugehöriges Landhaus, um dort die Pflege der Kinder beſſer abzuwarten, denen die Blattern, die auf eine beunruhigende Weiſe in der Stadt graſſirten, eingeimpft worden waren. Während dem war eine bequeme Stadtwohnung auf Koſten der Regierung eingerichtet worden, die man faſt prächtig nennen konnte; ſo ſorgfältig war man von Seiten der Engländer bemüht, uns nach den ſo lange erduldeten Mühſeligkeiten jetzt das Leben angenehm zu machen.

Die Lage des Landhauſes war eine der reizendſten, die man ſich denken kann. Obſtgärten und Wieſen umgaben es und der mächtige Hudſon floß am Hauſe vorüber. Alles war dort zu unſerer Diſpoſition; Früchte vom feinſten Geſchmacke, die wir nicht alle verbrauchen konnten. Unſere Leute aßen Pfirſichen im Ueberfluſſe, und unſere Pferde, die unter den Obſtbäumen weideten, holten ſie ſogar von den Bäumen herab und verſchmäheten die abgefallenen. Mit dieſen wurden die Schweine gemäſtet und es wird faſt unglaublich ſcheinen, wenn ich verſichere, daß wir ſechs dieſer Thiere in kurzer Zeit damit fett gemacht, deren Fleiſch ganz vortrefflich wurde, nur war das Fett etwas weich.

Pfirſichen- und Aprikoſenbäume werden dort, wie alle andere Bäume, hochſtämmig gezogen.

Nicht weit von uns war the hell-gates (die Höllenpforte), eine gefährliche Brandung für die auf dem Fluſſe fahrenden

Schiffe. Wir sahen dort oft Schiffe in Gefahr; jedoch wurde während unserer Anwesenheit nur ein einziges zertrümmert.

General Clinton, général en chef in den südlichen Provinzen von Nordamerika, der immer mehr unser Freund wurde, nachdem das Ceremoniel der ersten Bekanntschaft beseitigt war, kam oft uns zu besuchen, im einfachen Jagdkleide, nur von einem einzigen Adjutanten begleitet. „Ich weiß, Sie sehen mich lieber als Freud," pflegte er uns zu sagen „und da ich eben so denke, so sollen Sie mich stets als einen solchen sehen." Das letzte Mal, als er zu uns kam, hatte er den unglücklichen, so bekannt gewordenen Major André bei sich, der Tags darauf auf die unglückliche Expedition ausging, die sein Leben auf eine schmähliche Weise endete. Es war sehr traurig, daß dieser vortreffliche junge Mann das Opfer seines edlen Herzens und seines Diensteifers wurde, die ihn veranlaßten, sich einem so mißlichen Auftrage statt eines andern ältlichen und zu kenntlichen Officiers, an dem die Reihe dazu war, und den er von der ihm mehr als jedem andern drohenden Lebensgefahr retten wollte, zu unterziehen.

So brachten wir unsere Zeit auf eine ganz angenehme Weise zu, jedoch wurde unsere Ruhe bald durch die bösen Fieber gestört, von denen unser ganzer Haushalt befallen wurde, und die acht Personen desselben in tödtliche Gefahr brachten. Unter diesen befand sich mein Gemahl und meine älteste Tochter. Der erstere war so schlecht, daß wir oft glaubten, er

würde die Nacht nicht überleben, und meine Tochter hatte so heftige Fieberanfälle, daß sie mich bat, wenn der Fieberfrost eintrat, mich auf sie zu legen, bei welcher Gelegenheit sie mich dann, obwohl sie erst 9 Jahr alt war, zugleich mit dem Bette ganz durchrüttelte. In solchen Frostanfällen geschah es gewöhnlich, daß der Kranke starb, und alle Tage kam man mir zu erzählen, daß wieder 50 bis 60 Menschen begraben wären. Auch die Hitze war in diesen Fiebern so schrecklich, daß der Puls in einer Minute 135 Mal schlug. — Zuletzt waren alle meine Leute krank, mithin war ich zu allen Dienstleistungen bei ihnen verpflichtet, obgleich ich damals eben meine jüngste Tochter Amerika stillte. An Schlaf war nicht zu denken, da ich oft ganze Nächte hindurch beschäftigt war, aus Wermuthsalz, mit Citronensaft, Zucker und Wasser Limonade zu machen, an der sich die Leidenden erquickten. In Zeit von 14 Tagen verbrauchte ich 2 Kisten Citronen dazu, jede von 500 Stück, weil ich Allen davon mittheilte. Der Zustand meines Mannes wurde täglich schlechter; er schlief nach anhaltendem Erbrechen fast fortwährend, und wenn ich ihm den Trank von Sagopulver reichte (da mir dringend empfohlen war, ihn viel trinken zu lassen), so bat er stets um Ruhe zum Sterben. Dennoch hat Gott geholfen. Der Tag, an welchem der unermüdete Arzt den Ausspruch that, daß er gerettet werden würde, war ein Freudentag, den ich nimmer vergessen werde. Wie ängstlich hatte ich bis dahin jede Miene des theilnahmvollen Mannes belauscht,

wenn er auf den Zügen meines Mannes verweilte. Endlich ward Alles wieder gesund bei uns, nicht Einer war gestorben und so war ich reichlich für meine Sorgen und Mühen belohnt.

Es ist zu verwundern, was der Mensch ertragen kann und was ich selbst Alles ertragen habe! aber ich war gesund und mit einem glücklichen, stets heitern Temperament begabt, das mich jeden Moment des Trostes mit Lebhaftigkeit und mit Freude empfinden ließ. Freilich untergraben dergleichen Leidensperioden allmälig die Gesundheit, jedoch erheitert mich der Gedanke, daß ich habe nützlich sein können, und daß ich vielleicht ohne meine Anstrengungen die Theuern, die mich jetzt so glücklich machen, nicht mehr um mich sehen würde.

Im Monat März 1780 kam ein alter Bekannter von uns nach Newyork, der hessische General Loos, der mich noch in meiner Jugend gekannt hatte. „Ei, ei," sagte er, nachdem er mich von oben bis unten betrachtet hatte, „wo ist die schlanke Taille, der schöne Teint und die hübsche weiße Hand geblieben? Das alles ist fort; aber dafür haben Sie viele Länder gesehen und wenn Sie wieder nach Hause kommen, wird man sich dies und jenes von Ihnen erzählen lassen, und einen Augenblick nachher wird Ihre Erzählung denselben Damen, die Sie darum gebeten, aus Neid Langeweile machen; sie werden mit ihren Fächern spielen und sagen: die Frau weiß von weiter nichts als von Amerika zu sprechen."

Da ich schon wußte, daß es des Generals Sache war, Jemand Wahrheiten im Spaße zu sagen, so erwiderte ich, daß ich ihm für die Warnung danke und mich nun vor der Schwachheit hüten würde, immer von dieser Reise zu sprechen, ein Fehler, in den ich leicht verfallen sein würde. Lächelnd jedoch fuhr ich fort, ihm nun auch meinerseits zu rathen, sich zu hüten, daß er nicht auch mit andern Frauen so über die Vergänglichkeit ihrer Reize spreche, als er es mit mir gethan, da vielleicht nicht alle so gleichgültig dabei bleiben würden, wie ich selbst.

Bei unserer Rückkehr nach Newyork wurden wir auf das Freundschaftlichste empfangen und man wetteiferte, uns den Winter so angenehm als möglich hinbringen zu lassen. General Phillips, mein Gemahl, so wie ihre Adjutanten waren endlich im Herbste 1780 ausgewechselt worden; die übrigen, bei Saratoga gefangenen Truppen aber nicht.

General Clinton, theils aus Freundschaft für meinen Mann, theils aus Ergebenheit gegen unsern Herzog, wünschte denselben mit Vortheil in Thätigkeit zu setzen; er ernannte ihn daher kraft seiner Machtvollkommenheit als général en chef, zum Generallieutenant bei seiner Armee und gab ihm überdies den damit verbundenen englischen Gehalt, etwas, das uns bei der Theurung, in der wir kaum ausreichen konnten, sehr wohl zu Statten kam. Zugleich gab er ihm das Commando auf Longisland, das Newyork gerade gegenüber und nur durch eine

Meerenge, den Ostriver, davon getrennt ist. Ich konnte ihm im Winter noch nicht gleich dahin folgen, weil das Haus, in dem er sein Quartier hatte, nicht für mich bewohnbar war. Mein Mann reiste also ab und zu, welches wegen des Winters sehr gut anging, weil Alles ruhig war.

Er hatte im Herbste zuvor wieder einen Rückfall seiner alten Krankheit gehabt, indem er sich im Seewasser gebadet und dabei wahrscheinlich erkältet hatte. Er ward plötzlich ganz steif und sprachlos und wäre nicht glücklicher Weise sein Freund, der Obrist Wurm, zugegen gewesen, so war es vielleicht damals mit ihm aus. Gott schenkte ihn mir damals wieder, aber Krämpfe, Kopfschmerz und Schlaflosigkeit nahmen zu, so daß die Aerzte der Meinung wurden, daß ihm das Clima gänzlich zuwider und er nie auf Besserung würde rechnen können, so lange er in diesen südlichen Provinzen von Nordamerika bliebe. Es war jedoch nichts dabei zu thun: mein Mann konnte nicht daran denken, Urlaub zu nehmen und mußte auf seinem Posten bleiben.

Im Frühjahr 1781 ließ ich mich nun auch auf Longisland nieder, wo wir, obgleich ziemlich einsam, doch recht gut gelebt haben würden, wenn wir daselbst hätten ruhig sein können. Als aber der Fluß nicht mehr zugefroren war, machten die Amerikaner verschiedene Versuche, Gefangene zu machen. So holten sie den Major Maibaum aus seinem Bette heraus, und wir wußten, daß sie es auch auf meinen Mann gemünzt

hatten, da unser Haus ganz isolirt und nahe am Ufer stand, so daß sie ihn, wenn sie die Wache überrumpelten, hätten wegführen können, ohne daß es sonst Jemand gewahr geworden wäre. Daher ward er alle Nächte durch den geringsten Lärm sogleich in Bewegung gesetzt und verlor darüber den Schlaf. Auch ich hatte mich dadurch so sehr an das Wachen gewöhnt, daß mich oft der Tag überraschte und ich dann nur einige Stunden schlief; denn nur um die Zeit, wenn mein Gatte wußte, daß ich munter war, schlief er ein; so schrecklich war ihm der Gedanke, noch einmal gefangen zu werden.

Wir hatten eine prächtige Aussicht aus unserer Wohnung. Alle Abende sah ich aus meinem Fenster die Stadt Newyork ganz erleuchtet und den Widerschein davon im Flusse, indem die Stadt dicht an seinen Ufern erbaut ist. Auch hörten wir die Trommel rühren und wenn Alles still war, sogar das Anrufen der Ronde. Wir hatten unsere eigene Barke und konnten somit in einer guten Viertelstunde in Newyork sein.

Mein Gemahl hatte viele englische Truppen unter Anderm die leichten Dragoner unter seinem Befehle. Bei allem ihren Stolze liebten sie doch meinen Mann und waren mit ihm zufrieden. Als die englischen Officiere einst bei uns zu Mittag speisten, sagte ihnen mein Mann, daß er sie nach dem Lager zurückbegleiten werde, worauf sie mich sehr höflich baten, Theil daran zu nehmen. Ich setzte mich also in den Wagen und kam noch vor den Uebrigen an. Jedoch glaube ich fast, daß sie

vorher deshalb hatten Nachricht geben lassen; denn zu meiner größten Verlegenheit kam ein Officier, der mich ersuchte, auszusteigen und an den Linien mit ihm hinunterzugehen, wo mir dann alle militairischen Ehrenbezeigungen gemacht und sogar das Spiel gerührt wurde. Als ich dem Officiere bemerkte, daß mir dergleichen Ehren nicht gebührten, und wir deutsche Frauen an dergleichen nicht gewöhnt wären, antwortete er verbindlich, daß ihr ganzes Corps die Gemahlin eines Generals, mit dessem Commando sie so sehr zufrieden waren, nicht genug ehren könnte, und daß sie Alle überdieß noch dessen eingedenk wären, was ich für ihre Cameraden bei Saratoga gethan. Ungeachtet dieses Alles recht schön klang und ebenso schmeichelhaft, als ermuthigend war, so benutzte ich doch die erste Gelegenheit, um mich zu entfernen.

Während unseres hiesigen Aufenthalts sah ich oftmals Leute, die man bis an den Hals in die Erde gegraben hatte und die man auf diese Weise vom Scorbut heilte.

Um diese Zeit wurde General Phillips auf eine Expedition nach Carolina geschickt. Auf beiden Seiten war die Trennung sehr schmerzlich. Wir sahen diesen treuen Feund nicht wieder, denn er starb dort an einem hitzigen Fieber, das er sich durch eine Erkältung zugezogen hatte. Wir haben seinen Verlust tief betrauert. Er war ein braver Mann und ein ächter Freund.

Da es sich mit der Gesundheit meines Gatten nicht bes-

ſerte, und er überdies ſeine Gegenwart für den Theil ſeines Corps, welchen er in Canada zurückgelaſſen hatte, nützlich und nöthig erachtete; ſo ließ ſich endlich General Clinton bewegen, ihn dorthin zu ſchicken, obgleich er ſich ungern von einem Freunde trennte, den er liebgewonnen hatte. Dieſe Freundſchaft hat ſich bis zum Tode des gedachten Generals erhalten.

Unſere Abreiſe war für den Monat Juli beſtimmt. Als wir vorher unſere Meubles abliefern wollten, weigerte man ſich, ſie anzunehmen, und ſagte uns, daß ſie uns gehörten, und daß wir ſie in Canada ſehr wohl würden gebrauchen können. Da wir aber keinen Mißbrauch von ſo vieler Güte machen wollten, ſchickten wir ſie wieder in die königlichen Magazine zurück, bis auf eine einzige engliſche Bettſtelle, die wir zum Andenken behielten. Später hat es mich freilich gereuet; theils weil wir in Canada nicht das Geringſte fanden und theils, weil dieſes ſchöne königliche Meublesmagazin nachmals von den Amerikanern geplündert und verbrannt wurde.

Endlich ſchifften wir uns ein, blieben aber noch acht Tage eine Stunde von Newyork vor Anker. Der General Clinton hatte dem Agenten, den er ſorgfältig zu unſerer Begleitung ausgewählt hatte, weil er ihn für einen thätigen und ſachkundigen Mann hielt, ausdrücklich befohlen, unter den abgehenden Schiffen ein recht bequemes auszuwählen, das zugleich ein guter Segler wäre, damit wir nicht Gefahr liefen, unterwegs gekapert zu werden. Hier gab es aber einen neuen Beweis, wie

oft die Vorgesetzten betrogen werden, denn dieser Agent war ein grober, träger und unwissender Mensch, der sich aus Trägheit nicht die Mühe gegeben hatte, das Schiff zu besehen, oder der sich, wie es oft geschah, durch den Schiffscapitain hatte bestechen lassen. Genug; wir bekamen eins der kleinsten und schlechtesten Schiffe in der ganzen Flotte, auf dem wir Gefahr liefen, zurückzubleiben, so daß uns der Capitain des zweiten convoyirenden Kriegsschiffes oft ins Schlepptau nehmen mußte, dies war nun aber eine eben so unangenehme, als gefährliche Operation, sowohl wenn die Schiffe bei eintretender Windstille an einanderstießen, als, wenn das Unglück gewollt hätte, daß wir einem feindlichen Schiffe begegnet wären, da wir dann das Gefecht hätten mit aushalten müssen. Außerdem hatte das Schiff zu wenig Leute, wobei wir Gefahr liefen, umzuschlagen, da wir wegen der geringen Mannschaft bei einem Windstoß nicht schnell genug hätten die Seegel einziehen können, besonders, da das Schiff leck war und stets eine zahlreiche Mannschaft bei den Pumpen stehen mußte. Endlich war auch das Schiff schlecht geladen, so daß es auf der einen Seite lag und wir genöthigt waren, in See die leeren Tonnen mit Seewasser zu füllen, um ihm das nöthige Gleichgewicht zu geben. Nach allem Angeführten war uns auch die Gesellschaft des Agenten selbst, den wir frei halten und stets um uns haben mußten, sehr unangenehm, indem er uns durch sein Brummen und heulendes Gähnen, durch welches er alle Menschen und uns selbst aus dem

Schlafe weckte, obgleich wir uns in einer anderen Schlafcajüte befanden, ſehr zur Laſt fiel.

Im Augenblicke unſerer Abfahrt hatten wir noch einen großen Verdruß. Unſere guten Neger, Mann und Frau, und eine junge Verwandte von ihnen, wurden von ihrem erſten Beſitzer, dem ſie, als einem Rebellen, genommen worden waren, unter dem Vorwande wiedergefordert, daß er wieder Royaliſt geworden, und er brachte auch wirklich in dem Augenblicke, als das Signal zum Segeln gegeben war, den Befehl, daß ſie ihm ausgeliefert werden ſollten. Da ſie uns ſehr zugethan und der Mann ihnen ein böſer Herr geweſen war, ſo war der Schrecken und die Klagen der Armen äußerſt groß. Das junge Mädchen, Phillis genannt, fiel in Ohnmacht und wollte, als ſie wieder zu ſich kam, gar nichts davon hören, daß ſie uns verlaſſen ſollte. Sie warf ſich mir zu Füßen, hielt meine Kniee umklammert und man mußte ſie mit Gewalt entfernen. Mein Mann bot ihrem Herrn Geld, da er aber merkte, daß wir ſie zu behalten wünſchten, ſo verlangte er für jeden Kopf 30 Guineen, eine Summe, die Erſterer nicht zahlen wollte. Wenn es nicht im Augenblicke der Abreiſe geweſen wäre, ſo war es wahrſcheinlich, daß wir ſie noch erhalten hätten.

Wir ſchenkten ihnen alle Kleider, auch die Matratzen, die wir zur Reiſe für ſie hatten machen laſſen. Dadurch wurden ſie noch mehr bewegt und Phillis rief aus: „Wenn ich nicht ſterbe, ſo komme ich wieder zu Ihnen und ſollte es am andern Ende

der Welt sein!" Das gute Mädchen hat auch wirklich zwei oder drei Personen gebeten, sie mitzunehmen und zu mir zu bringen, wobei sie stets hinzugesetzt: „Mylady will he very glad to pay my passage!". Sie hatte ganz Recht, da aber keiner dessen versichert war, so wollte man sich nicht mit ihr beladen. Mein Mann hätte das Geld für sie bezahlt, aber ihr gewinnsüchtiger Herr wollte sie nicht vereinzelnen um uns dahin zu vermögen, sie alle zu nehmen; dieses aber war für unsere Casse zu viel. Es hat mich jedoch nachher gereut, weil die weiblichen Dienstboten in Canada schlecht und schwer zu haben sind.

Eines Tages glaubte man während eines dicken Nebels Land zu sehen. Glücklicherweise wurde dieser durch einen Windstoß plötzlich zertheilt und dadurch gleich einem Vorhange aufgezogen. Mit Schrecken bemerkte unser Capitain, daß wir uns in Buskeybai und dicht neben einem dort hervorragenden Felsen befanden, old woman genannt, der auch fast die Gestalt einer alten Frau hat, die mit gebogenem Rücken und vorgeneigtem Haupte dasitzt. Er rief sogleich dem Capitain des uns bugsirenden Kriegsschiffes zu, der diese Reise zum ersten Male machte und die Gefahr nicht kannte. Da sich zu gleicher Zeit ein günstiger Wind erhob, so benutzten wir denselben so geschickt, daß wir in weniger als einer Stunde aus der Bai herauskamen, die ganz voller Felsen ist, an denen sehr häufig Schiffe scheitern.

Auf dieſe Weiſe berührten wir auch Halifax in Neuſchottland und landeten daſelbſt. Zuvorkommend wurden wir vom Gouverneur und deſſen Familie empfangen. Am folgenden Tage zeigte man uns die Stadt und die umliegende Gegend, die mir ſehr wohl gefiel. Die Gewäſſer haben einen Ueberfluß von wohlſchmeckenden Fiſchen. Als eine Merkwürdigkeit wurde uns erzählt, daß man damals viele Hummern an der dortigen Küſte fing, die vor der Revolution nicht da waren, und daß ſie um dieſe Zeit das feſte Land von Nordamerika verließen und nach Nova-Scotia zogen. Man ſagte daher zum Scherz, daß es gute Royaliſten wären, und daß ſie deshalb auch die engliſche Uniform, roth trügen.

In der Fortſetzung unſerer Reiſe hatten wir noch mehrere Stürme zu beſtehen und als wir ſchon in den St. Lorenzfluß eingelaufen waren, ereignete ſich der unangenehme Vorfall, daß wir zwei Anker verloren. Man iſt nämlich in dieſem Strome wegen der Ebbe genöthigt, jeden Abend vor Anker zu gehen. Unſer Anker hatte unglücklicher Weiſe ein Riff gefaßt, deſſen ſcharfe Spitzen das Tau bei der ſchaukelnden Bewegung des Schiffes zerſchnitten hatte. Man warf den zweiten aus, aber er hatte daſſelbe Schickſal. Wir hatten nur noch einen kleineren an Bord. Ging auch dieſer verloren, ſo wurden wir ein Spiel des unbarmherzigen Wetters und es war jedenfalls auf eine ſchreckenvolle Nacht zu rechnen. Außerdem fing es an, an Lebensmitteln zu fehlen. Wir ſchickten zwar ein Boot aus

Land, es brachte aber nur einige Hühner und Eier. Alles dieſes bewog meinen Gatten, keine Nacht mehr auf dem Schiffe zuzubringen. Er befahl daher, als man am Abend wieder vor Anker ging, das große Boot auszuſetzen und wir begaben uns ſämmtlich in demſelben ans Land.

Bald war ein freundliches Farmhaus aufgefunden, in dem man uns höflich aufnahm. Der Capitain führte uns ſelbſt mit Hülfe des Lootſen dahin. Einen ſolchen erhält man ſogleich, ſobald man nur eine Strecke in dem Lorenzfluſſe hinaufgeſegelt iſt. Dieſe Leute werden gut bezahlt und erhalten oft 20 Guineen. Da ſämmtliche Schiffe aſſecurirt ſind, ſo iſt jeder Schiffscapitain bei ſchwerer Verantwortlichkeit verbunden, einen anzunehmen; dagegen iſt er aber auch von jeder Verantwortung frei, ſo bald der Lootſe an Bord iſt. Dieſer übernimmt alsdann ausſchließlich mit der Leitung des Schiffes auch Riſico und Gefahr auf ſeinen Kopf, mit dem er haften muß.

Schon an demſelben Abend ſetzte mein Gemahl in Begleitung ſeiner Adjutanten die Reiſe nach Quebeck fort. Ich folgte am folgenden Tage, kam aber erſt am dritten dort an. Die Gegend längs meines Weges war in der That maleriſch. Jeder Einwohner beſitzt ein gutes Haus, das er Sorge trägt, alle drei Jahre abzuputzen; dieſes giebt ihnen ein ſehr reinliches Anſehen und macht, daß man ſie ſchon in weiter Ferne erblickt. Da ſowohl die Söhne, als auch die Schwiegerſöhne, ſobald ſie heirathen, ſich dicht neben den Eltern anbauen, ſo

entstehen daraus allmälig sehr niedliche Ansiedelungen, weshalb sich diese Leute habitants (Einsassen) nicht Bauern nennen.

Diese Wohnungen, wovon jede die dazu gehörigen Ställe und Wirthschaftsgebäude nebst Baumgarten und Viehweiden um sich hat, liegen längs der Ufer des St. Lorenz und gewähren eine äußerst pittoreske Ansicht; besonders wenn man den Fluß auf- oder abwärtsfährt. —

Bei jedem Hause befindet sich auch eine Eisgrube, die man mit wenigen Umständen einrichtet. Man gräbt ein Loch in die Erde, füttert es ringsum mit Brettern aus und füllt es mit Eis und dann mit Wasser an, welches im Gefrieren alle Lücken ausfüllt und alles so glatt wie eine Spiegelfläche macht. Ueber dasselbe legen die Bewohner eine sehr saubere Bohle, auf welcher sich die zu erhaltenden Sachen befinden, wobei sie die größte Reinlichkeit beobachten und besondere Sorge tragen, daß kein Stroh oder Heu hineingeräth, von denen sie sagen, daß sie das Eis schneller schmelzen machten.

Die Eisgruben sind dort um desto unentbehrlicher, da ein Jeder sein Vieh einschlachtet, welches er sonst bei der großen Hitze, die daselbst im Sommer herrscht, nicht würde frisch erhalten können. Gewöhnlich befinden sich die gedachten Gruben in den Scheunen.

Die Leute dort halten im Sommer sehr viel Vieh, das sie im Anfange des Winters schlachten, um das Fleisch zum Verkaufe in die Stadt zu bringen. Das wenige Vieh, welches sie be-

halten, an Rindern, Schafen und Schweinen, jagen sie am Morgen in die Wälder, um sich Nahrung zu suchen und geben ihnen nur Abends ein Futter im Stalle.

Es giebt in Canada auch eine Art von Fischen, kleine Stockfische genannt, die unter dem Eise gefangen werden. Dazu werden im Eise große Löcher in der Entfernung von 300—400 Schritten von einander, eingehauen. In diese lassen sie die Netze hinab, die vermittelst starker Stricke an große Balken festgemacht werden. Auf diese Weise fangen sie oft viele Schlitten voll. Die Fische werfen sie auf's Eis, wo sie augenblicklich einfrieren und so lange liegen bleiben, bis man derselben bedarf; alsdann werden sie aufgethaut und gleich in den Kessel gethan Die Fische schmecken besonders gut, wenn sie in Butter gebraten werden.

Die Wohnungen dieser habitants sind sehr bequem und man findet in denselben besonders gute und reinliche Betten. Alle haben Gardinenbetten und sie stehen in den Wohnzimmern, da diese sehr groß und geräumig sind. Sie haben große Oefen, in denen sie auch kochen. Besonders kräftig sind ihre Suppen, die meistens aus Speck, frischem Fleische und Gemüse bestehen, das Alles in einem Topfe zusammengekocht wird und ihnen zugleich zum Zwischengericht dient. Auch ihren Zucker bereiten sie sich bekanntlich selbst aus dem Safte der Ahornbäume. Im Frühjahre gehen sie mit Kesseln und Töpfen hinaus in den Wald, um den Saft dieser Bäume zu sammeln,

den sie durch Einschnitte in die Rinde gewinnen. Nachdem derselbe eingekocht ist, nehmen sie das Oberste davon ab, welches das Feinste ist und von ihnen besonders gebraucht wird. Der Ahornzucker hat keinen Fehler, als daß er zu braun ist, übrigens ist er sehr gut, besonders für die Brust.

Die Eingebornen sind gastfrei und fröhlich und singen und rauchen beständig. Die Frauen haben sehr häufig Kröpfe. Uebrigens ist das Volk sehr gesund und wird alt. Man sieht sehr viele steinalte Leute unter ihnen, die bei ihren Urenkeln wohnen, welche die zarteste Sorge für sie tragen.

Es war um die Mitte des Septembers 1781, als wir nach einer achttägigen, mit manchen Unannehmlichkeiten verknüpften Reise in Quebeck ankamen, wo wir freundschaftlichst aufgenommen wurden.

Mein Gemahl erwarb sich bald die Freundschaft des Generallieutenants Haldimand, der Gouverneur der Provinz und général en chef der Truppen in Canada war, obwohl derselbe als ein Mann geschildert wurde, mit dem sehr schwer umzugehen wäre.

Im Gouvernementsgebäude *) waren seit meiner ersten

*) Der Pallast des Gouverneurs, oder Chateau St. Louis, der auf dem Gipfel eines Berges erbaut ist, scheint mitten aus dem Flusse aufzusteigen und aus den Felsen selbst eingehöhlt. Vor dem Einstürzen bewahren ihn dicke Steinpfeiler und das Haus ist mit Gärten umgeben, die auf Terrassen angelegt sind. Die Aussicht von einem Sitze unter den dort be-

Anwesenheit in Quebeck große Veränderungen vorgenommen; vorher sah es einer Caserne ähnlich Der General hatte es ganz auf englische Weise meublirt und eingerichtet. Obgleich er erst seit 5 Jahren hier war, so waren doch schon die herrlichsten Früchte in seinem Garten und fremde Gewächse, von denen man geglaubt hatte, daß sie in diesem Clima nie gedeihen würden, standen in vollem Flore, jedoch hatte man sehr weise die Lage gegen die Sonne vorzugsweise benutzt, wobei die Lage des Hauses auf einer Anhöhe trefflich zu Statten kam.

Wir blieben vier Wochen in Quebeck. Während der Zeit reiste General Halimand mit einem Manne nach Sorell, um ihm dort seine Station anzuweisen.

Er beklagte zwar, daß wir dort nicht besonders wohnen würden, erklärte aber, daß er den wichtigen Posten keinem An-

---

findlichen Hainbuchen ist eine der reizendsten. Auf der Seite nach der Stadt liegt ein großer Hof, der auf ein liebliches Square, das mit Rasen bewachsen ist, hinausführt. Es wird von einer schönen Kirche begrenzt, und ist von Akazien beschattet. Jeden Tag hat die Garde des Gouverneurs, die eben so prächtig uniformirt ist, als die Königsgarde in London, ihre Parade dort; die Soldaten manövriren und passiren die Revue, und alle Tage spielen die Musikchöre herrliche Stücke von C. Maria von Weber, die wundervoll lieblich an den die Rhede umkränzenden Felsen wiederhallen. Dieses Square ist auch der besuchteste Spaziergang im Winter, es wird hier stark Schlitten gefahren; der Gouverneur fährt z. B. mit canadischen Elenthieren, die so gut abgerichtet sind, wie irgend ein Rennthier in Lappland; und viele Einwohner ahmen ihm darin nach. Für einen Reisenden aus den gemäßigten Ländern Europa's hat ein solches Schauspiel viel Anziehendes.

dern anzuvertrauen wisse. Es wurde ein Haus gekauft, zu dem eben erst die Mauern aufgeführt waren, und dennoch konnten wir es Weihnachten schon beziehen, obgleich die Bäume bei unserer Ankunft erst gefällt und die Dielen erst geschnitten wurden und es war nicht etwa ein kleines Gebäude. Wir hatten einen Eßsaal, daneben ein schönes Zimmer nebst Kammer für meinen Mann, eine hübsche Kinderstube, wobei noch ein besonderes Cabinet für meine älteste Tochter, dann noch einen Salon, in dem wir uns Alle versammelten. Oben waren 2 Zimmer für unsere Dienstleute und 2 andere um Freunde zu logiren. Die Hausflur glich einem schönen Zimmer, ringsum mit Bänken versehen, und ein großer Ofen stand darin mit starken Röhren, die bis zur Decke reichten und das ganze Haus heizten.

Im Frühjahre wurden dem Hause noch 2 bedeckte Gänge angebaut, von denen einer nach der Küche, der andere nach dem Waschhause führte, über dem auch die Wachtstube befindlich war. Wir wohnten nicht in Sorell selbst, sondern eine Viertelstunde davon und so nahe den feinlichen Vorposten, daß jede Nacht 6 Mann sich auf der Hausflur aufhielten, um zu verhüten, daß mein Gemahl vielleicht aufgehoben würde.

Unser Umgang war hier bloß auf die Gesellschaft von Männern beschränkt. Zum Ersatze dafür wurden wir während der zwei hier von uns verlebten Winter jedesmal auf 6 Wochen vom Gouverneur nach Quebeck eingeladen.

Im Frühjahre 1782 hatte er uns eingeladen, nach Montreal zu kommen, wo er Geschäfte hatte. Ich begab mich zu Schlitten auf dem zugefrorenen St. Lorenzflusse dahin. Wir verweilten acht Tage und ich trat auf dieselbe Weise die Rückreise an. Dies war ein eben so unvorsichtiges als gewagtes Unternehmen, weil während der Zeit Thauwetter eingetreten war und die durch hohe Pfähle bezeichnete Eisbahn schon unter Wasser stand. Selbst unsern canadischen Führern schien bange zu sein, und doch wollten sie nicht einen festern Weg neben der bezeichneten Bahn suchen, indem sie erklärten, daß man auf der ersteren noch immer am wenigsten Gefahr liefe. Wir erreichten Sorell glücklich gegen Abend, doch drang das Wasser auf allen Seiten in den Schlitten. Ein Grausen überfiel mich, als ich am folgenden Morgen da, wo wir die gefährliche Schlittenparthie gemacht hatten, ein Schiff mit vollen Segeln den Fluß hinabfliegen sah.

Der Winter, obgleich streng, ist in Canada gesund, da das Wetter beständig ist, und weil man Mittel hat, sich gegen die Kälte zu schützen, so erkältet man sich weniger als bei uns. Anfangs November beschafft man die Wintervorräthe. Ich war nicht wenig verwundert, als man mich fragte, wie viel Geflügel und Fische ich gebrauchte. Auf meine Gegenfrage, wo ich die letzten aus Mangel an Teichen unterbringen sollte, antwortete man mir: auf dem Boden, wo sie sich besser halten, als in den Kellern. Ich nahm also 3—400, die den Winter

hindurch sehr gut blieben. Man hat nichts zu beobachten, als daß man Alles, was man für den Mittag braucht, Fleisch, Fische, Eier, Apfel, Citronen ꝛc. Tags vorher in kaltes Wasser legt, wodurch der Frost ausschlägt und sich rings umher ansetzt. Fleisch und Fische sind daher eben so saftreich und noch zarter als bei uns. Das Geflügel packt man noch überdies in Schnee, der eine Eisrinde darum bildet, aus der man es mit Beilen heraushaut.

Es giebt eine Frucht in Canada, Ottoka genannt. Sie ist roth, wächst am Wasser und ist von der Größe einer Kirsche, aber ohne Stein. Sie wird besonders sorgfältig von den Indianern aufgelesen. Man kauft sie ohne Stengel und bereitet daraus ein sehr gutes Compot, nachdem sie einen starken Frost bekommen hat. Alle anderen Obstsorten sind dort selten und nur in Montreal findet man treffliche Aepfel, aber nur Reinetten und eine andere Art großer, rother, sehr wohlschmeckender Aepfel, Bouraffas genannt. Das Obst, besonders die Birnen, die viel seltener sind, sind theuer. Ich hatte, ohne die Preise zu kennen, 6 Tonnen Aepfel und eine halbe Tonne Birnen bestellt und war nicht wenig betroffen, als ich 21 Guineen dafür zahlen mußte. Die Folge davon war, daß mein Mann einen großen Garten anlegen und denselben mit 1200 Obststämmen bepflanzen ließ. Die Gemüse, besonders Gurken, gediehen herrlich, so daß wir täglich 150—200 Stück abnehmen konnten, die man dort nicht kannte und von denen ich,

nachdem sie eingemacht waren, den Leuten dort, besonders dem General Halimand, angenehme Geschenke machte.

Ich lebte von nun an wie auf einer stattlichen Meierei, hatte meine Kühe, virginische kleine schwarze Schweine und Geflügel in Menge. Für die Soldaten war es ein wahres gelobtes Land, denn sie hatten ihre Baracken hübsch eingerichtet und neben jeder wohlgepflegte Gärten, zu denen ihnen mein Gemahl die Sämereien lieferte. Die Arbeiten waren regelmäßig bei ihnen eingetheilt. Einige besorgten die Gärten, Andere die Küche, wieder Andere hielten die Baracken in Ordnung, oder gingen, um Holz zu fällen, das sie selbst auf eigends dazu verfertigten kleinen Karren herbeifuhren. So hatte mein Gemahl auch Fischnetze machen lassen und jede Compagnie fischte nach der Reihe, und sie bewiesen uns dann jedesmal die Aufmerksamkeit, uns etwas vom Fange zuzuschicken. So hatten sie wöchentlich einige Male Fische, außerdem erhielten sie wöchentlich eine Flasche Rum, Reis, Butter, 12 Pfund Weitzenmehl zum Brod und täglich 1 Pfund gesalzenes Schweinefleisch oder 1½ Pfund Rindfleisch.

Mein Mann hatte in Canada auch Wilde unter seinen Befehlen, die ihn sehr liebten. Sein biederes Wesen hatte ihm Aller Herzen gewonnen. Schon vor meiner ersten Ankunft daselbst hörte einmal einer seiner Indianer, Namens Hansel, daß er krank wäre, daß er eine Frau hätte und sehr unruhig wäre, daß sie noch nicht angekommen sei. Er kommt also mit seiner

Frau zu meinem Gemahle und ſagt: „Höre! ich liebe meine Frau, aber ich liebe Dich auch; zum Beweiſe gebe ich ſie Dir.“ Mein Mann antwortete ihm: „Ich danke Dir und erkenne Deine Liebe, aber ich habe ſchon eine Frau, die ich liebe, und bitte Dich alſo, die Deinige zu behalten.“ Er ſchien über dieſe abſchlägige Antwort traurig und faſt beleidigt, und konnte nur mit Mühe bewogen werden, ſeine Frau zurückzunehmen, die ganz hübſch war und die ich nachher oft geſehen habe.

Hanſel war von Geburt kein Indianer, ſondern ein Deutſcher, aber ſchon in ſeinem 15. Jahre in einer Schlacht mit den Huronen nebſt Andern zu Gefangenen gemacht worden. Alle Uebrigen waren maſſacrit worden, aber ſeine Geſtalt und ſeine tapfere Vertheidigung hatten den Wilden ſo gefallen, daß ſie ihm das Leben ſchenkten unter der Bedingung, ſich unter ihnen zu verheirathen und ihre Sitten anzunehmen, welches er auch gethan hatte.

Die Lebensart dieſer Wilden muß etwas ſehr Anziehendes haben. Ein Neffe des engliſchen Generals Carleton lebte lange unter ihnen; heirathete ſogar eine Wilde und hatte ſich ſo ſehr an dies unſtäte, aber freie und luſtige Leben gewöhnt, daß er nur erſt viele Jahre nachher und nur auf wiederholte Bitten ſeines Oheims zurückkehrte, um ſeine Schwägerin, eine hübſche und liebenswürdige Dame, zu heirathen. Wie man verſicherte, hing er noch immer an ſeinem vorigen Leben und

sehnte sich nach seiner ersten Frau. Ich glaube, er war Major und ein sehr artiger Mann.

Um diese Zeit sah ich auch das berühmte Oberhaupt der Wilden, den Capitain Brand, dessen Bildniß in Kupferstich herausgegeben worden. Da man in seiner Jugend viel Verstand und Talente an ihm bemerkte, so schickte ihn General Carleton nach England zum Könige, dem er so gefiel, daß er ihn erziehen ließ. Er zog Nutzen von diesem Unterrichte; als er aber einige 20 Jahre alt war, bat er inständig, daß man ihn zu den Seinigen zurückschicken möchte. Zur Zeit unserer Anwesenheit war er Chef des Indianercorps. Er sprach gut und war sehr manierlich, war auch von General Halimand sehr geachtet. Ich habe mit ihm bei dem Gouverneur gespeist. Er war halb als Militair, halb als Häuptling gekleidet und hatte eine männliche und kluge Gesichtsbildung.

Mein Gemahl wurde häufig zu ihren Versammlungen eingeladen. Er setzte sich zu ihnen nieder und rauchte aus der Friedenspfeife. Sie wurden dann wieder eingeladen und mit Taback und Rum bewirthet. Sie hatten meinem Manne den Namen „die Sonne" gegeben.

Einer unter diesen Wilden war besonders mit Medaillen, als Zeichen seiner Tapferkeit, geschmückt. Wir baten ihn zum Essen und forderten ihn zum Trinken auf; er trank aber sehr wenig und sagte in seinem gebrochenen Französisch: „bon en-

sant le sauvage, lorsque sobre, mais trop bu, animal féroce!“

Sie halten viel auf Träume. Ein gewisser Johnson war dadurch vor unserer Ankunft zum reichen Manne geworden. — Die Wilden waren oft zu ihm gekommen und hatten ihm gesagt: „Freund Johnson, wir haben geträumt, daß wir zu Dir gekommen und daß Du uns viel Rum und Taback gegeben. Er erwiderte: „dann muß ich den Traum wohl wahr machen“ und gab ihnen so viel, als sie wünschten. Dies gefiel ihnen und sie kamen oft wieder, um ihre Träume zu erzählen. Darauf begab sich Johnson aber einmal zu ihnen und sagte: „Meine Brüder, mir hat geträumt, ich käme zu Euch, und Ihr waret so zufrieden mit der Euch von mir so oft bewiesenen Freundschaft und Bewirthung, daß Ihr mir dafür ein sehr großes Stück Landes schenktet;“ das er zugleich näher bezeichnete. „Wie?“ sagten sie höchst betroffen, „das hat Dir geträumt?“ Dann gingen sie hinaus und hielten eine lange Berathung. Bei ihrer Rückkunft sagten sie: „Bruder Johnson, wir geben Dir das Stück Land, aber träume nicht wieder.“

Im Sommer 1782 brachten wir noch einige Wochen sehr angenehm in Quebeck hin. Der General hatte ein Haus auf einem Berge bauen lassen, das er Montmorenci, nach dem nahe dabei befindlichen berühmten Wasserfall benannt hatte. Er führte uns nach diesem seinem Lieblingsorte, und in der That,

nichts ist der Lage desselben zu vergleichen. Der berühmte Wasserfall von Montmorenci stürzt sich dort in einer Höhe von 163 Fuß mit schrecklichem Getöse zwischen zwei zerklufteten Bergen herab. — Als uns der General dieses erhabene Schauspiel zeigte, machte ich ganz zufällig die Bemerkung, daß es großartig sein müßte, ein Häuschen gerade über dem Wasserfalle zu haben.

Drei Wochen später führte er uns wieder dahin und ließ uns durch steile Stege und über Felsstücke hinaufklimmen, die durch kleine Brücken verbunden waren, ganz auf die Art, wie man sie in chinesischen Gärten beschreibt. Als wir endlich den Gipfel erreicht hatten, bot er mir die Hand, um mich in ein kleines Häuschen zu führen, das senkrecht über dem Wasserfalle hing. Er wunderte sich über meinen Muth, daß ich, ohne mich zu bedenken, hineintrat. Ich versicherte ihm jedoch, daß ich mich neben einem so bedächtigen Manne, als der General, nicht zu fürchten Ursache hätte.

Er zeigte mir nachher, wie das Häuschen befestigt war. Er hatte acht starke Balken quer über die Schlucht legen lassen, durch welches das Wasser herabstürzte. Sie lagen mit einem Drittel ihrer Länge auf den gegenüberliegenden Felsen, und auf diesen Balken war das Häuschen errichtet. Der Anblick war eben so fürchterlich als majestätisch; indessen war es wegen des ewigen Donners unmöglich, lange oben auszuhalten.

Wir sind auch einmal im Winter oben gewesen, wo die

so seltsam und grotesk gestalteten Eisblöcke ein prächtiges Schauspiel gewährten, aber das Getöse war erstorben. Die Kälte war damals so heftig, daß selbst der Madeira des Generals in den Flaschen eingefroren war. Tags darauf ließ er uns die Quintessenz desselben versuchen und sie wurde köstlich befunden.

Im Herbste 1782 erhielt mein Gemahl den Auftrag, nach Isle aux Noix *) zu reisen, um dort ein Fort gegen die Ueberfälle der Amerikaner anzulegen. Es fehlte wenig, so wäre er dort in einer mit Pulverfässern und Granaten angefüllten Baracke, in der er sein Nachtquartier nehmen mußte, jämmerlich verbrannt. Die Gefahr war so groß, daß er fast unbekleidet ins Freie fliehen mußte, jedoch gelang es, das Feuer, das durch irgend eine große Unvorsichtigkeit entstanden war, zu löschen.

*) Isle aux Noix, wo General von Riedesel im Jahre 1782 jene Verschanzungen anlegte, ist der letzte Punkt, den die Engländer noch jetzt besetzt halten. Eine Batterie auf der Insel selbst und ein anderer westlich auf den entgegengesetzten Ufern, ein Hospital, ein Werft, auf dem die Regierung Schiffe bauen läßt, Pallisaden und eine zahlreiche Garnison sind alles, was die Engländer mit großen Kosten in so weiter Entfernung von Quebeck und den andern canadischen Städten hier etwa 10 Meilen von dem Dorfe St. John unterhalten. Ein geschmackvoll angelegter Garten gehört dem Commandanten. Den ganzen Tag hört man nichts als Trommelschlag und Pfeifenton und die Soldaten würden auf dieser einsamen Insel vor Langerweile sterben, wenn man sie nicht fortwährend exerciren ließe, oder wenn nicht dann und wann die Ankunft einiger Fahrzeuge die so tödliche Monotonie auf einige Wochen unterbräche.

Während dem kam ich mit meiner Tochter nieder. Sie wurde Canada getauft, indessen hatten wir den Schmerz, die Kleine nach 5 Monaten zu verlieren.

Unser Liebling wurde in Sorell begraben und die Officiere versprachen mir, einen Leichenstein auf das Grab setzen zu lassen, damit die Einwohner, blindeifrige Katholiken, das Ketzerkind nicht aus der geweihten Erde ausgrüben.

Um mich wegen des Todesfalles und wegen der Sorgen, die ich neuerdings über die Krankheiten, von denen meine Töchter Auguste und Amerika befallen gewesen waren, zu zerstreuen, bat uns General Halimond, im Sommer 1783 nach Quebeck zu kommen. Damals erhielten wir die Nachricht von dem Tode meines Schwiegervaters; mein Gemahl verlangte daher mehr wie je und um so mehr, da seine Gesundheit immer noch schwankend blieb, obgleich ihm das Clima von Canada besser zusagte als das von Newyork, nach Europa zurückzukehren. Auch ich wünschte, meine Mutter und Geschwister wiederzusehen. Ohne diesen Wunsch wäre ich in Canada ganz zufrieden gewesen, denn das Clima bekam mir und den Kindern wohl, wir waren beliebt und lebten in angenehmen Verhältnissen. — Man hatte bereits Nachrichten, daß unsere Truppen vielleicht noch in diesem Jahre nach Europa zurückkehren würden, da die Friedenspräliminarien bereits unterzeichnet waren. Auch General Halimand wünschte, nach England zurückzukehren, und so machten wir oft

Pläne mit einander, auf einem Schiffe die Reise zusammen heimwärts zu machen.

Als wir eines Tages bei ihm waren, sahen wir eine zahlreiche Flotte einlaufen, von der ein sehr schönes Schiff dicht am Fuße des Berges vor Anker ging. — Der General meinte, daß es Schiffe wären, um uns abzuholen. Vielleicht reisen wir nun zusammen.

Zwei Tage später ließ er sich Morgens melden und als er eintrat, sagte er mit feuchten Blicken: „Wir müssen uns trennen! — Sie reisen, aber ich muß bleiben! Ich werde Sie sehr vermissen. In Ihrem Gemahle hatte ich einen Mann, auf den ich mich verlassen konnte und in Ihrer ganzen Familie Freunde, die hier selten sind. Ich hatte gehofft, daß wir zusammen reisen würden, aber der König hat es anders beschlossen, ich muß gehorchen. Indessen habe ich darüber nachgedacht, wie Sie am besten und sichersten nach Europa hinüberkommen. Das Schiff, welches für Sie bestimmt war, habe ich schlecht gefunden und es daher auf mich genommen, ein anderes zu bedingen und für Sie einrichten zu lassen. Es ist dasselbe, was neulich am Fuße des Berges vor Anker ging und Ihrem Töchterchen so sehr gefiel."

Eine Stunde später kam Major Twist mich abzuholen, um nach dem Schiffe zu gehen. Es war ein westindischer Dreidecker, der groß und in gutem Stande war; auch rühmte man den Capitain als einen vortrefflichen Schiffsmann und als höf-

lich und rechtschaffen. Man zeigte mir alle Räume und fragte, was ich davon zu haben wünschte, denn ich würde einen Speisesaal brauchen, ein Versammlungszimmer ꝛc. Ich lächelte und sagte: „Wo würden diese wohl herzuschaffen sein?“ — „Dafür lassen Sie mich sorgen!“ entgegnete der Major und gab Befehl, die Kanonen in einem Raume wegzunehmen, ließ darüber ein großes Fenster anbringen und an jeder Seite Cabinette für die Herren, wo sie ihre Betten, Stühle und Tische hatten. Für uns behielten wir die große Cajüte, außerdem noch ein Cabinet und eins dergleichen für die Kinder. Kurz, Alles war so gut, als man es nur in einem solchen beweglichen Gefängnisse haben konnte. Tags darauf reiste ich nach Sorell ab. Ich fand meinen Gemahl dort schon sehr beschäftigt und auch ich ließ es mir meinerseits nun so angelegen sein, daß ich schon nach 8 Tagen wieder nach Quebeck reisen konnte, wohin mir mein Mann, nachdem er die ihm obliegenden Pflichten erfüllt hatte, bald nachfolgte.

Als wir ankamen, war es mit der Schiffseinrichtung schon ziemlich weit gediehen. Der General selbst war mehrere Male an Bord gewesen, hatte auch schon eine Kuh mit dem Kalbe dahin bringen lassen, damit wir stets mit frischer Milch auf der Reise versehen wären. Oben auf dem Verdecke hatte er einen Platz mit Erde bedecken und mit Salat bepflanzen lassen, welches nicht allein sehr angenehm, sondern auch für die Gesundheit heilsam ist während einer langen Seereise. Außer-

dem kaufte ich noch eine Menge Geflügel, Hammel und eine Menge Gemüse, da unserer täglich 22 Personen zu Tische waren.

Nachdem mein Mann am letzten Tage die Einschiffung der Truppen besorgt hatte, aßen wir Mittags und Abends bei dem Gouverneur; dann begleitete er uns selbst an Bord, wo wir von ihm und vielen andern uns befreundeten Personen einen herzlichen, aber auch traurigen Abschied nahmen.

Es war im August, als wir unsere Rückreise nach Europa antraten. Am folgenden Morgen wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Wir erreichten jedoch nur die Isle de Bic an der Mündung des St. Lorenzstroms, wo wir, auf günstigen Wind wartend, volle 14 Tage liegen bleiben mußten. Außer der langen Weile quälte uns der Gedanke, daß wir den größten Theil unserer Vorräthe würden aufzehren müssen, ohne sie hier ersetzen zu können.

Es war an einem Sonntage, gerade als der Feldprediger Mylius den Gottesdienst hielt und eben recht inbrünstig betete, daß uns der Herr doch recht bald den günstigen Wind zur Rückkehr in das theure Vaterland verleihen wolle, als das Schiff, welches bis dahin wegen Windstille unbeweglich gelegen hatte, in ein Schwanken gerieth. Kaum hatte der Prediger sein „Amen" gesprochen, als der Ruf erscholl, daß der Commodore so eben das Signal zum Segeln gegeben habe. Eine

halbe Stunde später segelte er stolz an der ganzen Flotte vorüber und die übrigen Schiffe folgten ihm bald nach.

Da die Fahrt in einer Flotte immer etwas langsam geht, so wünschte mein Mann noch vor derselben anzukommen, um die Briefe, welche ihm General Halimand für den König mitgegeben hatte, noch vor deren Ankunft abgeben zu können. Auch unser Schiffscapitain sah sorgsam nach einer Gelegenheit aus, geschwinder fortzukommen, da er sich ohne Erlaubniß des Commodore nicht von der Flotte trennen durfte. Zwei Tage nachher gab eins der Schiffe ein Zeichen, daß es mit dem Commodore zu sprechen habe, worauf die Schiffe sich alle in den Wind legten. Der Commodore aber war so höflich, meinem Manne durch das Sprachrohr zuzurufen: „General, go on!“ Dies benutzte unser Capitain, that, als nehme er es überhaupt für einen Befehl, die andern Schiffe nicht abzuwarten, spannte alle Segel auf und in kurzer Zeit sahen wir nichts mehr von unserer Flotte; es machte uns dies zwar im Augenblicke Vergnügen, nachher aber ward mir bange, uns so isolirt zu sehen, auf den Fall, daß uns etwas Widriges begegnen sollte.

Bald nach unserer Abreise bemerkten wir, daß sich eine große Menge schwarzer Vögel und Meerschweine in großer Zahl um das Schiff versammelten und daß der Horizont einen gelbfahlen Saum annahm. Der Capitain prophezeite daraus einen heftigen Sturm, der sich auch noch an demselben Abende ein-

ſtellte und bis auf einen einzigen Tag Windſtille, die uns an den Bänken von Newfoundland überfiel, ohne Unterbrechung mit gleicher Heftigkeit fortdauerte, ſo daß wir, da wir glücklicher Weiſe vor dem Winde ſegelten, die Reiſe von Isle de Bic bis zur Bai von St. Helens in 18 Tagen machten, welches eine unerhörte Schnelligkeit iſt, indem man nur ein Beiſpiel von einer franzöſiſchen Fregatte wußte, die den Weg in 19 Tagen zurückgelegt hatte, alſo doch noch einen Tag länger als wir dazu gebrauchte.

Ich fürchtete am meiſten die ſogenannten dead lights (Todtenfenſter), die bei heftigen Stürmen in die Schiffsfenſter eingeſetzt werden, damit das Waſſr nicht hineindringt. Der Capitain, ein liebenswürdiger Mann, ſuchte mich zu tröſten, indem er ſagte, daß der Sturm den höchſten Grad erreicht haben müßte, um die Wellen in die Fenſter des hochgebauten Schiffs hineinzutreiben, übrigens hätte man im Sommer ſelten ein Beiſpiel, daß er ſo heftig würde.

Es war Abends 8 Uhr, als er mir dieſe Verſicherung gab und um 10 Uhr war der Sturm ſo fürchterlich, daß ſich Niemand zu Bett legte. Gegen Mitternacht klopfte man an unſere Thür. Auf mein Befragen, wer da ſei? erhielt ich zu meinem größten Schrecken die Antwort, daß der Capitain die ſo ſehr gefürchteten Todtenfenſter ſchicke. „Es iſt unmöglich,“ rief ich aus, „bittet den Capitain, zu uns zu kommen.“ Er erſchien ſogleich und ſagte uns, daß er zu dieſem Mittel ſchrei-

ten müsse, um zu verhüten, daß die Wellen nicht die Fenster zertrümmerten; zugleich versicherte er indessen, daß keine dringende Gefahr vorhanden wäre, weil das Schiff so gut sei, daß es Alles aushalten könne. — Der Sturm währte die ganze Nacht bis zu Aufgang der Sonne und zerbrach gegen Morgen einen der Maste.

Das Schiff erhielt zu Zeiten solche heftige Stöße und legte sich dabei so auf eine Seite, daß ich mir sagte, noch ein solcher Stoß und es ist aus mit uns, bis endlich der Tag unseren Leiden ein Ende machte, denn obgleich der Wind noch immer heftig genug blieb, so legte er sich doch etwas. Inzwischen war er uns immer günstig gewesen und da er uns mit solcher Gewalt forttrieb, so hatten wir in jeder Stunde 14 Seemeilen gemacht, welches unsere Reise sehr förderte.

Eines Tages sagte der Capitain! wenn es mit unserer Reise so fortgeht, können wir in drei Tagen in England sein. Dieses verursachte eine große Freude, besonders bei meinem Manne, der während der ganzen Reise nicht 5 oder 6 Nächte hatte im Bette zubringen können. In einer Nacht, in der der Arme, wie gewöhnlich, für uns Alle litt, sagte er: „Ein Schweinestall wäre besser!“ Ehe wir die Insel Wight und die Bai von St. Helens erreichten, welches zu der vom Capitain bestimmten Zeit richtig der Fall war, zerbrachen noch 20 Raen und Segelstangen, die der Sturm wie Glas zerknickte.

Wenig fehlte, daß ich nicht am Ende der Reise einen Fuß

gebrochen hätte. Ich war, so wie die Andern, auf das Verdeck gegangen, um mich des Anblicks der Küste zu erfreuen. Der Capitain O'Connel, einer der englischen Officiere, die mit uns waren, machte bei dem Anblicke des geliebten Vaterlandes aus Freude einen Luftsprung, glitt aus und stieß im Fallen an einen Block, der mir auf den Fuß rollte und ihn an die Schiffswand quetschte. Man trug mich in meine Cajüte und wusch und verband meinen Fuß. An jeder Seite war ein Sopha befestigt; ich saß auf dem einen und meine siebenjährige Tochter auf dem andern, als das Schiff plötzlich einen Stoß erhielt, daß das Kind von dem gegenüberstehenden auf das meinige geschleudert wurde. Es war dies ein Glück; es hätte Arm und Bein zerbrechen können! Meine Fußquetschung, so schmerzlich sie war, hatte glücklicher Weise keine nachtheilige Folgen.

Wir blieben während der Nacht in der St. Helens Bai und gedachten, am nächsten Tage im Hafen von Portsmouth zu sein; unser Schiff kam aber auf das dort versunkene große Kriegsschiff the royal George zu reiten, so daß wir noch die folgende Nacht in der sehr unangenehmen Lage zubringen und erst Tags darauf einlaufen konnten. Die Nacht gehörte zu den allerunangenehmsten, wegen der heftigen Stöße, die das Schiff dadurch erhielt, daß es auf dem andern fest saß. Auch war der Anblick der um uns her treibenden Trümmern von

Schiffen, die während des Sturms gescheitert waren, höchst traurig.

So kamen wir denn in der Mitte des Septembers zu Portsmouth an; unsere Herzen waren erleichtert und ich dankte Gott für unsere glückliche Zurückkunft und besonders dafür, daß er mir meinen Gatten erhalten hatte. — Ein Austernschmaus an den wir uns Abends ergötzten, wäre uns beinahe theuer zu stehen gekommen. In der Nacht erhielt meine Tochter Auguste eine heftige Kolik mit Erbrechen, welche der mit uns herübergekommene Dr. Kennedy für eine cholera morbus erklärte. Er gab Mittel, die auch bald gute Wirkung leisteten. Am nächsten Morgen war der Feldprediger Mylius nicht allein gleichfalls krank, sondern noch schlechter, und man entdeckte endlich, daß der Grund davon in den Austern lag, die zunächst bei Portsmouth an einem Orte gefangen werden, wo Kupfer stehen soll, auch ist es verboten, auf dem Flecke nach Austern zu fischen, und Diejenigen, welche dabei betroffen werden, werden streng bestraft. Dies hindert jedoch nicht, daß es dennoch von einigen gewagt wird, weil sie dort weniger Mühe und Kosten haben.

Tags darauf reiste mein Mann in Begleitung seiner Adjutanten nach London ab, wohin ich ihm einige Tage später folgte.

Wir waren jetzt täglich zu Gaste, unter andern bei unserem guten newyorker Freunde, dem Generale Thryon.

Eines Tages, als wir noch bei Tische waren, ließ uns Lady Howard, die Oberhofmeisterin der Königin sagen, daß wir uns um sechs Uhr bei Ihrer Majestät einfinden möchten. Da mein Hofkleid noch nicht fertig war, so ließ ich gleich im voraus deshalb meine Entschuldigungen machen, die ich wiederholte, als ich Ihren Majestäten, die beide zusammen waren, vorgestellt wurde. Die Königin aber, die uns, so wie ihr Gemahl, äußerst gnädig empfing, entgegnete freundlich: „Wir sehen nicht auf die Kleider, wenn wir die Leute gern sehen.“ Sie waren von allen Prinzessinnen umgeben. Man setzte sich an's Kaminfeuer; die Königin, die Prinzessinnen, die Oberhofmeisterin und ich saßen in einem halben Kreise. Der König blieb mit meinem Manne am Feuer stehen. Es wurde Thee und Kuchen präsentirt. Ich saß zwischen der Königin und einer der Prinzessinnen und mußte viel erzählen. Die Königin sagte mir sehr gnädig: „Ich bin Ihnen allenthalben gefolgt und habe mich oft nach Ihnen erkundigt und immer mit Vergnügen gehört, daß Sie sich wohl befänden, vergnügt und von Jedermann geliebt wären.“ Ich hatte einen sehr heftigen Husten. Die Prinzessin Sophie ging selbst, mir Gelee von schwarzen Corinthen zu holen, die sie mir als ein besonders gutes Mittel empfahl, und bat mich, einen Topf davon anzunehmen.

Um neun Uhr kam auch der Prinz von Wales in Begleitung des Herzogs von Cumberland. Die jüngeren Schwestern liefen den Prinzen entgegen. Die schönen königlichen Kinder

umarmten sich und der schlank gewachsene Prinz von Wales tanzte mit beiden, während der Herzog von Cumberland wie ein kleiner Feldmarschall mit festem Schritt durch den Salon schritt, sich vor seinem königlichen Vater verbeugte, ihm die Hand reichte und neben dessen Stuhl stehen blieb, bis ihn die Königin zu sich winkte, die er zärtlich umarmte. Ueberhaupt hatte die königliche Familie so sehr die Gabe, allen Zwang zu entfernen, daß man in einer glücklichen Familie von seines Gleichen zu sein glaubte. Wir blieben bis um 10 Uhr Abends während der König viel mit meinem Manne über Amerika sprach und zwar fortwährend deutsch, welches er vollkommen gut spricht. Mein Mann wunderte sich über sein vortreffliches Gedächtniß. Als wir Abschied nahmen, hatte die Königin die Gnade, mir zu sagen, sie hoffe, daß wir nicht so bald abreisen würden und sie wünsche, mich noch einmal zu sehen. Da wir aber gleich darauf die Nachricht erhielten, daß die Flotte, die uns mit unsern Truppen wieder nach Deutschland führen sollte, schon auf uns wartete, so mußten wir unsere Abreise so sehr beschleunigen, daß wir der königlichen Familie nicht wieder anwarten konnten.

Während meines damaligen Aufenthaltes in London lernte ich auch die großen Staatsmänner, Lord North und Fox, kennen. Beide machten uns einen Besuch. Der letztere äußerte in einer langen Unterhaltung, die er mit meinem Manne hielt, sehr versöhnliche Grundsätze in Betreff von Amerika. Er war

ein freundlicher sehr einnehmender Mann, und ich wunderte mich später nicht, daß es ihm gelungen war, dem Blutvergießen für eine Zeit lang wenigsten ein Ende zu machen.

Wir reisten nach Deal ab, wo wir uns einschiffen wollten. Es ist einer der allergefährlichsten Einschiffungsorte wegen des Mangels von Werften. Die Böte liegen am Strande wo man sich einschifft und dann den Augenblick der Fluth erwartet, in dem die Matrosen das Fahrzeug ins Wasser stoßen. Wir erreichten zwar das Schiff, aber die Wellen gingen so hoch, daß das Boot wie eine Nußschale neben dem gleichfalls schwankenden Schiffe hin und her gestoßen wurde. Wir wußten nicht, wie wir auf das Schiff steigen sollten. Ich wollte die letzte sein und die Meinigen vor mir in Sicherheit wissen. Mein Mann machte also den Anfang, dann nahmen die Matrosen die Kinder in Empfang und stiegen damit die Leiter hinauf, wobei mir angst und bange wurde, denn wenn sie ausglitten und zwischen Schiff und Boot geriethen, so wären sie ohne Rettung zerschmettert worden. Ich selbst wurde in einem Stuhle hinaufgezogen. Als ich das Verdeck betrat, trat der Capitain an mich heran, um mir Glück zu wünschen, denn, sagte er, heute haben Sie mehr Gefahr überstanden, als auf Ihrer ganzen Reise.

Am andern Tage lichteten wir die Anker und brachten drei Tage auf unserer Ueberfahrt nach Stade zu.

Man erlasse es mir, die Gefühle zu schildern, mit denen die vielgeprüfte Frau den vaterländischen Boden betrat. Das Tagebuch schließt mit folgenden Worten:

„Am Tage nach meiner Ankunft in Wolfenbüttel hatte ich den Besuch unserer vortrefflichen Herzogin und vieler lieben alten Freunde. Acht Tage später hatte ich das große Vergnügen, meinen theuern Gemahl mit den unter seinen Befehlen stehenden Truppen durchmarschiren zu sehen. Eben dieselbe Straße, in der ich vor achthalb Jahren mein Glück und meine Zufriedenheit verloren hatte, war es, wo ich jetzt dies schöne und rührende Schauspiel hatte, das ich nicht zu beschreiben vermag; meinen lieben redlichen Gatten, der die ganze Zeit hindurch so einzig nur für seine Pflicht gelebt hatte und der stets bemüht gewesen war, die ihm Anvertrauten nach Möglichkeit zu unterstützen und ihnen zu helfen, mit Freudenthränen in den Augen, in der Mitte seiner Soldaten; in theils frohem, theils rührendem Getümmel von Vätern, Müttern, Gattinnen, Kindern, Geschwistern und Freunden, die sich Alle hinzudrängten, um die Ihrigen wiederzusehen. Die Freude derer, die sich wiedergefunden, die Trauer derjenigen, die die Ihrigen vermißten, ach Alles dieses läßt sich nicht beschreiben, sondern nur fühlen.“

„Am folgenden Tage begaben wir uns nach Braunschweig, wo wir bei Hofe speisten. Abends sah ich während der Cour

die meiſten meiner dortigen Freunde nach der langen Trennung wieder. Jahre ſind ſeit jenen mir ſo denkwürdigen Ereigniſſen verfloſſen, nie habe ich jedoch eine größere Freude wieder empfunden als die welche damals mein Gemüth bis tief in das Innerſte erſchütterte." —

Ferdinand VII. und Don Raphael Riego.

Bei ihrer Rückkehr nach Spanien aus französischer Haft (1814).

Unter den Beschwerlichkeiten des Vorpostendienstes, für den kein Land bessere Studien darbietet als das romantische Spanien, mit seinen zerklüfteten Sierren, seinen tiefen trockenen Flußbetten und seinen zahllosen, größtentheils noch aus der Maurenzeit herrührenden Castellen, war uns der Winter des Jahrs 1813 in Catalonien herangekommen. Die feindlichen Streitkräfte, die uns bis dahin noch unter dem Marschall Suchet im offenen Felde entgegengestanden, waren in die Festungen hineingedrängt, und die im Südosten von Spanien abgesondert operirende britisch combinirte Heeresabtheilung, hielt unter Sir H. Clinton's Oberbefehl Barcelona und den bis in schwindelnde Höhe befestigten Felsenkegel Monjui dicht eingeschlossen. Die Ausfälle welche der kecke Feind anfänglich mit vieler Beharrlichkeit fast in jeder Nacht wiederholte, waren nach dem für ihn so unglücklichen Tage, an dem einer seiner Generale getödtet und eine schöne Abtheilung schwerer Reiter durch Raketen fast gänzlich verbrannt wurde, als völlig nutzlos immer

seltener geworden. Zuletzt dienten sie gewissermaßen nur noch zum Zeitvertreibe für die Truppen, die theils in den schönen an der großen von Moulins del Re nach Barcelona führenden Straße gelegenenen Ortschaften behaglich cantonnirten, theils wie in einem Lustlager in der reizenden Veja campirten, die sich vom Fort Monjui im mannigfaltigsten Wechsel gleich einem unabsehbaren Blumengarten längs der Meeresküste bis nach Hospitalette und weiter nach Villa Nuova hinabdehnt

Von den in Deutschland statt gefundenen wichtigen Ereignissen hatten wir nur wenig erfahren. Alles was man darüber hörte, beschränkte sich auf dunkle Gerüchte, die so glorreich sie auch erklangen, doch noch von keinem recht geglaubt wurden, der früher von den Erfolgen der französischen Waffen in Deutschland selbst Zeuge gewesen war. Indem wir nun sehnlich die Bestätigung jener Nachrichten erwarteten, verbrachten wir die übrige Zeit heiter genug, bald in den von unsern zuvorkommenden Hauswirthen veranstalteten Tertullias, bald mit Besuchen, die wir den Waffengenossen in Hospitalette, in St. Filiu und in Esplugas abstatteten. Am letzten Orte, welcher den äußersten Festungswerken am nächsten lag, hatte der Oberbefehlshaber sein Hauptquartier aufgeschlagen. Sir H. Clinton liebte es nämlich in seinem ritterlichen Sinne, stets voran zu sein, obgleich diese Maßregel schon mehr als einmal verhängnißvoll genug für ihn hätte ausfallen können.

Die dort gehaltenen Tertullias gewannen um so mehr an

Reiz, als sich allmälig sehr liebenswürdige Officierdamen im Hauptquartiere einfanden, die sich bisher unter dem Schutze der Reserven, in den weiter hinten liegenden Ortschaften nicht wenig gelangweilt hatten.

Ueberraschend genug traf uns im März, mit dem Eintritt des in Spanien so zauberhaften Lenzmonats, eines Abends, inmitten eines fröhlichen Routs — so konnte man die Gesellschaft um so mehr nennen, weil es eine Generalversammlung fast aller jüngern Officiere war, die durch Ball und Concert, durch Wein und Blumenduft hoch spirituirt war — die Ordre, daß sämmtliche Corps am nächsten Morgen in größter Parade unter den Waffen stehen sollten. Es galt einen König würdig zu empfangen, und zwar Sr. Majestät Ferdinand VII. selbst, der ganz plötzlich aus seiner langen Haft in Valencay vor wenigen Tagen erst nach Spanien zurückgekehrt war.

Es war am 29. früh Morgens sieben Uhr, als die unter den Mauern von Barcelona cantonnirende Armee aus ihren Positionen rückte, um den Monarchen, der von Girona herkam, die gebührenden Honneurs zu machen. Die Truppen waren bis in Schußweite von der Festung en haye aufgestellt. Die Infanterie ruhte, die auf dem linken Flügel haltende Reiterei, die aus Engländern, Deutschen und Neapolitaner bestehend, kaum noch vier schwache Regimenter zählte, war abgesessen, während sich die in Gruppen zusammengetretenen Officiere nach eingenommenem Frühstück über die nächste Zukunft besprachen, da der

lange Krieg mit dem heutigen Tage muthmaßlich ein Ende erreicht zu haben schien.

„Ich bin gespannt, wie sich Sr. Majestät benehmen wird“ — warf ich hin. „Nicht weniger ich selbst“ — entgegnete ein Officier vom braunschweigischen Husarenregimente — „bin wahrhaftig neugierig wie sich Allerhöchst derselbe bei dem Anblick der Krieger geriren wird, die für seine Interessen noch in den letzten Jahren so arg decimirt worden sind.“ „Die Situation,“ fuhr der Sprecher, der Liebling der ganzen Brigade, lächelnd fort, „in die sich der König heute versetzt sieht, ist ihm so neu, daß es ihm nicht ganz leicht sein wird, sich ohne Anstoß aus der Affaire zu ziehen. Don Fernando that noch so wenig für sein Volk, das ihm noch aus tausend frischen Wunden blutend, heute im frohen Taumel seine Vivas bringt. Möchte es doch wenigstens aus milden freundlichen Gesichtszügen entnehmen, daß es auf Anerkennung seines beispiellosen Patriotismus und auf eine bessere Zukunft rechnen darf! Das Volk hat ihm den Scepter wieder in die Hand gegeben, möge er ihn gebrauchen des Landes Wunden zu heilen, nicht aber ihn über die ihm mit so blinder Treue ergebenen Spanier als Geißel zu schwingen!“

Aber selbst der allergeringste Beweis von Gnade, welchen der Officier dem treuen Volke aus gutem deutschen Herzen wünschte, daß der König nur freundlich auf es herabblicken möchte, sollte demselben nicht zu Theil werden.

Die königliche Begrüßung, welche jetzt laut Vertrag, aus denselben Geschützen, die uns noch vor wenigen Tagen bei Gelegenheit einer Recognoscirung ziemlich derb aus der Festung behandelt hatten, dem sich nähernden Könige entgegendonnerte, ward für uns das Signal zum Aufsitzen. Die Infanterie ordnete das Gewehr aufnehmend ihre Glieder, Adjutanten sprengten heran und jeder begab sich eilends auf seinen Posten.

Gespannt sah ich dem Augenblicke entgegen, in welchem Don Ferdinand auf dem linken Flügel ankommen würde. Das aus der Ferne heranrollende Lauffeuer, dem ein donnerndes Hurrah folgte, kam näher. Von den Spaniern hatte es endlich die englischen Linien erreicht. Nachdem sich der Dampf der begrüßenden Geschütze verzogen hatte, erblickte man plötzlich den vielgehofften König, den vielbesprochenen, den vielgeliebten Fernando VII., der an der Spitze eines glänzenden Stabes heranritt. Er war ein starker hoher Mann, mit einem runden, nichts sagenden aber vielleicht gar manches verbergenden Gesichte. Ich hatte unter den Dominicanern in Alicante, Valencia und Reus schon ähnliche Physiognomien gesehen. Düster blickend, doch in fester, vielleicht etwas zu steifer Haltung, ritt der König durch die Reihen unsrer Krieger. Sehr unangenehm schien es der spanischen Majestät, das Salutiren der vor der Front haltenden Officiere, einzeln, durch Abnehmen seines auffallend hohen Hutes erwiedern zu müssen. Kein freundliches Wort kam über seine scharfgeschlossenen doch von Zeit

zu Zeit wie krampfhaft zuckenden Lippen. Auch nicht das kleinste Lächeln belebte die starren Züge des seit so langer Abwesenheit in das schöne Spanien zurückkehrenden Fürsten.

Jetzt hatte er den Flügel unsers Regiments erreicht und der Obrist, dem ich nahe hielt, bereits sichtbar aigrirt über das Benehmen des Königs, deutete uns durch einen Blick die während des Vorüberreitens zu beobachtende Haltung an. So weit ich am Regiment hinabsehen konnte, blickte jeder meiner Cameraden dem Monarchen so wie ich selbst, festen Blicks unter merklich zusammengezogenen Brauen in die Augen, während der Säbel zum Salutiren respectvoll gesenkt wurde.

Dem Könige war jedoch, so wenig er das um ihn her Vorgehende zu beachten schien, weder die martialische Haltung des Regiments noch die ernste Art der Begrüßung entgangen; denn kaum war er an mir vorüber, als er sich nachlässig mit halbem Körper zu dem etwas rückwärts an seiner Rechten reitenden General Elio mit den Worten wendete, „diese fremde Cavallerie scheint aus kühnen Leuten zu bestehen.“ —

Der General, welcher wie bekannt, später in Folge seiner unerhörten Grausamkeit zu Valencia auf dem Schaffot sein Leben endete, erwiederte nur durch ein zweideutiges Achselzucken. Der Obrist Manzo jedoch, der links vom Könige ritt, wagte es mit der dem Anführer jenes berühmten Guerillacorps so eigenen Freimüthigkeit zu bemerken: „daß sich diese fremden

Reiter oft sehr brav unter seinen Augen für die Interessen von Spanien geschlagen hätten."

Obgleich dieses Alles nur das Werk einiger Augenblicke gewesen, so war es mir doch nicht entgangen, wie das wachsbleiche Gesicht des Königs, bei dieser gewagten Bemerkung, im Zorn über die Dreistigkeit eines seiner Unterthanen, der sich vom Müllerburschen bis zum Range eines Brigadiers hinaufgekämpft hatte, von schneller Röthe aufflammte.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe der Zug, in dem man außer einer großen Anzahl hoher militairischer Würdenträger schon einige hohe Geistliche auf Maulthieren erblickte, vorüber war. Endlich folgten die Adjutanten der verschiedenen Corpsführer, welche dem königlichen Gallawagen, ein Geschenk der Cortes, der von acht prachtvoll mit rothen Decken, silbernen Schellengeläut und wehenden Federbüschen gezierten Maulthieren gezogen wurde, voranritten

Unter diesem endlosen Gefolge erblickte ich ganz zuletzt auch denjenigen, nach welchem ich mich schon lange vergebens umgesehen hatte. Ein Ereigniß ganz besonderer Art hatte unsere Bekanntschaft veranlaßt. Es führte mich seit den wenigen Wochen, die unsre Freundschaft fester als unter gewöhnlichen Verhältnissen Jahre vermocht haben würden, begründet hatten, fast täglich in seine Nähe, und der Umstand, daß er Mitglied der großen Verbrüderung war, welche in Spanien schon weiter verzweigt war als man es den Verhältnissen nach zu ahnden

gewagt hatte, trug das seinige dazu bei, die Ungleichheit der Jahre — er war fast sechs Jahre älter als ich — aufzuheben. Auf einem schönen andalusischen Hengst, dessen langer Schweif den Boden kehrte, sprengte er heran. Auf der Brust des schönen Mannes, dessen Augen im Zustande der Bewegung, wie es heute der Fall war, Feuerblitze strahlten, prangte der Orden vom St. Fernando, den ich früher noch nicht an ihm bemerkt hatte, und ich unterließ daher nicht dem Freunde meinen Glückwunsch wegen des Gnadenbeweises darzubringen, sobald er nahe genug herangekommen war, um mir die Hand zum Gruße reichen zu können.

Der edle Spanier aber flisterte mir unter einem fast bittern Lächeln in französischer Sprache die Worte zu: „Heute Abend sollen Sie mehr hören, auch über den Orden ein Wort; jetzt nur das Senhor, was Ihnen zu wissen nicht gleichgültig sein wird, — wir begleiten den König bis zu den in den äußersten Linien stehenden spanischen Truppen; von dort setzt er seine Reise zu Wagen nach Valencia fort. Unsere Truppen werden sofort die hiesigen Cantonnirungen einnehmen, und Ihr werdet uns nun leider in möglichst kurzer Zeit verlassen."

„Also nicht nach Madrid reist der König?" — rief ich erstaut. Der Officier schüttelte unter ernstem Schweigen fast traurig den Kopf, reichte mir noch einmal die Hand, und sprengte rasch dem übrigen Gefolge nach, von dem bereits einige Herrn nicht ohne Befremden die nahe Befreundung

eines der Ihrigen mit einem ausländiſchen Officiere wahrzunehmen ſchienen.

Unter Anführung von zwei etwas alterthümlich, aber ſehr prachtvoll coſtümirten königlichen Cämmerlingen, folgte nun in einem langen Zuge der Troß der Haushalts- und der Bagagewagen, ſo wie einer Menge der verſchiedenartigſten Effecten auf Saumthieren, die faſt eben ſo prächtig geſchirrt waren als die Thiere welche den königlichen Staatswagen vorgelegt waren. Die ganze Ausrüſtung war als ein zarter Beweis der Aufmerkſamkeit von Seiten der Cortez ſchon auf der Grenze für den König in Bereitſchaft gehalten worden. Endlich beſchloß die niedere Dienerſchaft eine Cavalcade, die an die allerälteſte Zeit des ſpaniſchen Königthums hätte erinnern können. Sie beſtand zum Theil aus den alten Getreuen, welche dem Könige vor acht Jahren auf der verhängnißvollen Reiſe nach Bayonne gefolgt waren

Komiſch genug war es anzuſehen, wie dieſes alterthümliche Hofgeſinde halb franzöſirt, ſtatt der frühern ſchwarzſammtnen kurzen Inexpreſtibles, in weiten langen Pantalons und in Schuhen mit großen Silberſchnallen; oder mit dem ſchwarzſeidenen Haarnetz auf dem weißgepuderten Haupte, an dem hinten noch ein majeſtätiſcher Haarbeutel als Reſiduum des alten Hofcoſtümes prangte, ein ſchwarzer Frack, über dem jedoch die braune ſpaniſche Manta nicht fehlte; einige ſogar noch mit langen Toledorappiren an der Seite, in altgewohnter Hof-Gran-

dezza auf den hohen spanischen Sätteln mit den großen hölzernen kastenartigen Steigbügeln einherstolzirten.

Sie waren unaufhörlich bemüht, das Schreien der Maulthiere und Esel, das sie nicht mehr gewohnt waren, durch schärferes Anziehen der Zügel zu verhindern, worüber einige französische junge Damen, die von den stolzen Dons während der langen Abwesenheit aus dem romantischen Vaterlande zu der Ehre wirklicher Gemahlinnen erhoben, das königliche Gefolge erst wahrhaft interessant machten, nicht selten in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Manchen dieser lebensfrohen Damen des südlichen Frankreichs sah man es an, daß sie durch den Anblick des gestrengen castilischen Eheherrn an die Abenteuer des berühmten Helden von la Mancha erinnert wurden, wenn er sich stolz im Sattel aufrichtete, so oft das halsstarrige Maulthier sich des ungewohnten Reiters zu entledigen versuchte.

Auf der andern Seite machte das eifrige Bestreben einiger älteren königlichen Hausbeamten, mit langen Stäben die nöthige Ordnung in dem ihrer Oberleitung anvertrauten Zuge zu erhalten, oder die unzähligen Knäuel zu entwickeln, die sich jeden Augenblick auf der breiten Heerstraße undurchdringlich zusammenrollten, während die stämmigen Burschen aus den Thälern des Llobregat, welche den Saumthieren als Führer zur Seite schritten, wie tolle Bachanten Guitarren und Castagnetten handhabten und Loblieder auf Palafox und Romana sangen,

einen ganz eigenthümlichen auf uns Deutsche lange unvergeßlichen Eindruck.

Erst spät nach Mittag kehrten die Truppen in ihre Quartiere zurück. Als wir die Außenwerke von Barcelona passirten, warfen uns die Franzosen Kußhände zu. Ein riesiger Grenadier, welcher die Bärenmütze auf die Spitze des Bayonetts gestellt hatte, ließ ein lautes vive l'empereur! erschallen, das jubelnd von den ihn umstehenden Cameraden wiederholt wurde. Mit einem Worte, der Tag war reich an Bildern wie selten ein andrer zuvor während unsers zweijährigen Aufenthalts in Spanien. Indessen war schon zur damaligen Zeit so wenig als jetzt irgend ein Land in der Welt im Stande, dem Beschauer einen an Decorationen wie an Schauspielern so reichen Wechsel vor Augen zu führen.

Am Morgen hatte man erwartet, daß der Tag unter großen Volksfesten oder durch von den Behörden an den verschiedenen Orten für die Truppen veranstalteten Festivitäten fröhlich beendigt werden würde. Aber es war und blieb alles so still und so todt in unsern Cantonnirungen, als feierte man einen der größten Fasttage im Jahre

Als ich nicht unterlassen konnte meinem Hauswirthe, einem feurigen patriotischen Catalanen, meine Bemerkungen darüber mitzutheilen, und scherzweise den Spaniern Mangel an Loyalität zum Vorwurfe zu machen, erwiederte der Mann ganz gelassen: „Senhor, der König, so wie ich ihn heute gesehen, ist

nicht der, den ich mir dachte als ich für Fernando settimo, Weib und Kind und Haus und Hof verließ, um für seine Befreiung kämpfen zu helfen. Der Monarch, wie ich mir denselben vorstellte, würde seine Freude geäußert haben, als er endlich, nach so langer Entfernung in die Mitte treuer Völker zurückkehren konnte. Der König von heute zieht stolz und finster einher, als habe er sich selbst das Reich wieder erobert. Man möchte sich fast versucht fühlen, aus seinen Mienen zu lesen, daß er noch nicht genug habe an dem bis jetzt von seinen Unterthanen für ihn vergossenen Blute." „O Dio santo!" — schloß er seine inhaltsschwere Rede — „er freut sich unser nicht, wie ist es möglich, daß wir uns des Königs freuen können."

Ich vermochte diesen eben so offen als treffend geäußerten Wahrheiten nichts entgegen zu setzen. War ich doch selbst, ohne Spanier zu sein, nicht weniger unzufrieden mit der Art, wie Ferdinand nach so langer Abwesenheit unter den Seinigen auftrat. Um wie viel schmerzlicher mußten es nicht die Spanier, unter ihnen besonders die Catalonier empfinden, welche die heftigsten Kämpfe so glorreich für König und Vaterland in der langen Reihe von Jahren bestanden hatten! Nachdem ich meinem Padrone die Hand zur buenos noches gereicht hatte, zog ich mich gedankenvoll auf mein einsames Zimmer zurück.

Einige Stunden später, als die Schatten der Nacht Stadt und Umgegend schon in tiefes Dunkel gehüllt hatten, ertönte Hufschlag durch die erstorbenen Gassen. Erwartungsvoll trat

ich auf den Balcon hinaus und gewahrte schon ganz in der Nähe zwei Reiter, von denen der eine zum andern mit unterdrückter Stimme in der Landessprache sagte: „Hier muß die Wohnung sein; dort das Kreuz, gegenüber der Springbrunnen, zwischen beiden hindurch in gerader Richtung ein Haus mit zwei Balcons — das ist jenes dort!“ —

Sobald ich die Stimme meines Freundes erkannt hatte, rief ich ihm zu, daß er am Ziele sei, und beorderte meinen Husaren, die Pferde in Empfang zu nehmen und sowohl für sie als für den alten Miguele, den erprobten Diener des spanischen Officiers, bestens Sorge zu tragen.

„Warum so spät?“ fragte ich den Freund, der mir ernst und stumm die Treppe hinauf folgte. Er blieb schweigsam, bis sich die Thür hinter uns schloß. Dann erst brach er, Säbel und Chackos heftig auf den Tisch werfend, in die Worte aus: „Die alte gute Zeit ist hin, Camerad: ja, ja“ — setzte er mit einem trüben Lächeln hinzu — „seht mich immerhin an Senhor und schüttelt mit dem Kopfe, als wolltet Ihr sagen, wunderlicher Mensch, sie muß ja nun erst kommen, seitdem Friede bei Euch wird, und seitdem Ihr den legitimen König wieder habt. Ha, ha, Frieden! Krieg, Krieg, blutigen Bürgerkrieg bringt der König in seinem Gefolge mit, wenn mich nicht alle Anzeichen täuschen. Habt Ihr die Pfaffen bemerkt? Man soll sich wiederum vor den alten Götzen beugen, deren Altäre man dem Könige auf dem Fuße folgend zu errichten

ſich beeilt. Im Staube ſoll die Menge wiederum kriechen. Schon durchziehen Emiſſaire, den Namen des Höchſten mißbrauchend, das Land in allen Richtungen, um die langſam frei gewordenen Geiſter wieder in den Pfuhl des craſſeſten Aberglaubens zurückzuſtoßen; die Freimaurer zu exorciren, und das kaum erglommene Licht auszulöſchen, das zwar noch nicht ſehr hell, aber doch ſchon genug von der Bühne beleuchtete, daß man beim Erblicken der früher bei derſelben gebrauchten Maſchinerie von unheimlichem Schauder ergriffen zurückbebte. Habt Ihr ihn dieſen Morgen wohl recht geſehen, den König, mein theurer Freund? Doch ich darf wohl nicht daran zweifeln! Don Manzo hat mir lächelnd vertraut, wie ſchmeichelhaft ſich der Monarch über die fremden Reiter geäußert hat. Werdet Ihr es glauben, Senhor? — vielleicht hat eben die ſtolze Haltung Eures Regiments mit dazu Veranlaſſung gegeben. — Der König hat durch den General Elio an die Chefs unſerer Regimenter den Befehl erlaſſen, ſorgſam zu verhüten, daß ihre Officiere außer Dienſt ſo wenig als möglich mit denen der Hülfstruppen, deren ferneren Aufenthalt im Lande er möglichſt verkürzen will, verkehren. Nicht ohne Grund — ſo heißt es in der Ordre — habe Sr. Majeſtät Urſache zu vermuthen, daß der eigenthümliche, jetzt im ſpaniſchen Heere herrſchende Geiſt, ſo ganz verſchieden von demjenigen, welchen er, ehe er Spanien verlaſſen, an den Truppen zu bemerken gewohnt geweſen — aus den verderblichen Ideen herrühre, welche ſie von den Fremd-

lingen angenommen, die einem loyalen Spanier nicht geziemten. So habe es den König mit gerechtem Unwillen erfüllt, daß man den Sr. Majestät begleitenden Dienern der heiligen Kirche nicht mehr mit altgewohnter Ehrfurcht begegne, und sei deshalb vorzugsweise von den Regimentschefs darauf Bedacht zu nehmen, daß die Gebräuche der katholischen Kirche auch von den Truppen mit derselben Achtung wie ehemals beobachtet würden; daß man ferner jedem ketzerischen Beginnen mit aller Kraft, unter Anwendung der wohlthätigen, der Kirche zustehenden Strafmittel entgegenarbeite. Alles dieses — so schließt der heutige Armeebefehl — bei Vermeidung Unsrer allerhöchsten Ungnade und schwerer Ahndung. Es hat deshalb auch schon ein heftiger Auftritt zwischen dem General Clinton und dem Herzoge von Infantado stattgefunden, da ersterer nur Befehlen gehorchen will, die ihm von Lord Wellington in Uebereinstimmung mit der obersten Junta zugegangen sind."

„Seht Freund," — so fuhr mein spanischer Waffenbruder mit steigender Wärme fort — „da liegt der Grund, daß ich in rabenfinstrer Nacht von St. Filiu herüberreiten muß, um Euch das letzte Lebewohl zu sagen. Die Grafen Silva Ruy de Mendoza und Juan Velasco sind in Madrid und erwarten gleich den übrigen Mitgliedern der Junta des Königs Ankunft in der Hauptstadt, um ihm die Verfassung vorzulegen. Doch alle die schönen Hoffnungen — seufzte er tief — von denen Ihr selbst während Eures Aufenthaltes auf dem Mon-

ſerrat einige Bruchſtücke vernommen habt — ſind vergebens geweſen. Das Ganze iſt nichts als ein Traum, und das Erwachen daraus iſt wahrhaft fürchterlich. Der König geht nach Valencia, um dort aus ſchlauen Pfaffen und aus deren feilen Dienern die Regierung zu bilden, ſo wie ſie Jenen die bequemſte ſcheint, um die liberale Parthei zugleich mit dem ſchwachen Könige, der ſelbſt kaum erſt den Feſſeln entgangen iſt, in neue noch viel drückendere Bande einzuſchmieden. Der Beichtvater, jetzt der ſchlaue Esquoiquiz, wird wiederum wie ehedem Premierminiſter, das heilige Officium die vollziehende Gewalt und — Jeſuiten werden zu Geſandten an den auswärtigen Höfen ernannt werden."

Vergebens war ich bemüht, dem Freunde vorzuſtellen, daß er doch wohl etwas zu voreilig die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes aus einem zu düſtern Geſichtspunkte betrachte, während der König vielleicht nur aus dem Grunde ſo langſam verfahre, oder das Neue aufzunehmen Bedenken trage, um nicht dem Volke durch plötzliches Einreißen veralteter Inſtitutionen, an denen es nun einmal hinge, gehäſſig zu werden.

„Wer iſt das Volk? Die Geiſtlichkeit!" — rief er heftig und überführte mich allmälig durch neue Argumente, wenn nicht von des Königs, doch von dem böſen Willen derer, welche er zu ſeinen Rathgebern ernannt hatte.

„Auch der Orden" — ſagte mein Freund lächelnd — „den ich ſeit vorgeſtern trage, iſt keineswegs als eine Beloh-

nung für meine im Felde oder während meiner Gefangenschaft in Frankreich geleisteten Dienste zu betrachten. Nein, dieses Ehrenzeichen soll nur dazu dienen, mich mit Leib und Seele für die Parthei des Königs zu gewinnen, der vielleicht den Einfluß meiner Freunde in Madrid befürchtet und den meiner Anhänger im Heere, deren Zahl nicht unbedeutend ist. Unser braver Manzo, der vor Vielen eine glänzende Auszeichnung verdient hätte, hat keinen andern Gnadenbeweis erhalten, als daß ihn der König als Brigadier im Commando seines Corps, zu dem er bereits von der Junta ernannt war, bestätigt hat. Mißfällig hat nämlich die Majestät die dem edlen Patrioten so schön anstehende Freimüthigkeit bemerkt. Die übrigen hohen Herrn nehmen schon wieder an seinem Herkommen Anstoß und möchten ihn lieber heute als morgen aus dem Dienste verdrängt wissen."

„Der König — so hat ihm der Beichtvater und der Herzog von Infantado gerathen — soll sich nur die Geistlichkeit und den hohen Adel zu Freunden machen. Elio will für die Truppen in Arragon, in Catalonien und Valencia haften. Dann — sagen sie — könne Don Fernando ruhig die Ankunft der Cortezdeputirten in Valencia erwarten, nachdem man ihn vergebens dringend eingeladen hat, zuerst in die Hauptstadt zu kommen."

Ich konnte nur wenig darauf erwiedern, als mein Freund mit steigender Wärme fortfuhr: „Unser so schön begonnenes

Werk kann jetzt auf dem vorgeschriebenen ordnungsmäßigen Wege nicht mehr gelingen. Es hätte noch ein volles Jahr bedurft, um die Augen des Volks, welches zeither nur Sinn für den Krieg hatte, auf die Folgen des segenverheißenden Werkes aufmerksam zu machen. Der König ist um ein Jahr zu früh ins Land gekommen. Das Volk meint, er ist es der ihm den Frieden giebt; es betet ihn dafür an und verfällt, weil es einen glücklicheren Zustand noch nicht kennen gelernt hat, in die alte ihm aufgeerbte Indolenz zurück. Der große Haufen wird jeden als Hochverräther und Franzosenfreund betrachten, der bemüht sein wird es aus diesem Stumpfsinn zu erwecken. Ich wiederhole daher, nicht der Frieden, wohl aber Ferdinand mit seinem hohen Rathe, ist uns wenigstens um ein Jahr zu früh gekommen. Gedenkt guter Camerad meiner heutigen Worte — dabei legte mir der edle Spanier die Hand auf die Schulter — wenn ihr im fernen Vaterlande der Segnungen des Friedens, unter der Regierung von erleuchteten Fürsten genießt, deren Herz menschlichen Gefühlen zugänglich ist, dann werden sich hier im schönen Spanien Scenen ereignen, vor denen sich die Mit- und Nachwelt mit Entsetzen abwenden wird. Denkt Euch, schon in den drei Tagen, seitdem der König den Fuß über die Grenze gesetzt hat, sind zehn edle Männer, welche Gut und Blut für Ferdinand geopfert haben, weil sie mit edler Freimüthigkeit, wie es Brüdern unseres hohen Bundes geziemt, über die Gebrechen und Mängel geredet, die schneller Abstellung bedürf-

ten, als des Königs Majestät gefährlich, auf die Proscriptionsliste gesetzt worden. Hunderte von edlen Namen werden folgen; denn Verrath des Heiligsten hat die engsten Familienbanden gesprengt, sobald er als ein Mittel bezeichnet wurde, sich bei dem Könige beliebt zu machen."

„Hinweg" — rief ich — „mit diesen schwarzen Bildern, sie träufeln mehr als Wermuth in unsern Abschiedsbecher. Ich hatte erwartet den Rest der Nacht heiter zu verbringen. Kommt amigo! laßt uns trinken, der Hoffnung sei dieses volle Glas dargebracht! Erwartet zuvor den Ausgang von der Sendung des wackern Cardinals *), an den ihm durch Familienbanden naheſtehenden König. Ich verspreche mir viel davon, seitdem mir als Reconvalescent das Glück zu Theil wurde, dem hohen Prälaten auf dem Montserrat kennen zu lernen. Ein herrlicher, ehrfurchtgebietender Greis, sonder Furcht und dabei das Bild der reinsten Menschenliebe."

„Si, si senhor! er ist der Einzige nächst Don Velasco, dem Grafen Silva und Isturiz. Die, weil sie feurige Patrioten, und die ersten wenigstens Männer sind aus den ältesten Familien des Landes, die noch etwas in die Wage legen können. Vamos! wir dürfen ihrer beim Abschiedstrunke nicht vergessen. Das zweite Glas, voll bis zum Rande, gilt also je-

*) Der Cardinal Bourbon.

nen eben so besonnenen als wenn es gilt feurigen Vertretern der vaterländischen Wohlfahrt."

Gern that ich Bescheid, dann füllte ich noch einmal die Gläser, und das meinige erhebend, sagte ich lächelnd: „Dieses bringe ich ausschließlich Eurem Wohle und dem von Eugenia, Gräfin Silva! Wenn Euch der König verstößt, wenn die Mitbürger Euren hohen Werth verkennen sollten, dann bleibt sie, die holde Dame Euer Trost und Eure Hoffnung. Der Plan Velascos leuchte Euch als Beispiel vor. Habt Ihr die Zufluchtsstätte jenseits des Weltmeers schon vergessen."

Der Spanier blickte mich sinnend einige Secunden an, dann erheiterten sich plötzlich seine düstern Züge und mit leuchtenden Augen rief er aus: „Ihr habt Recht caro mio, Eugenia und das Land der Freiheit, die vereinigten Staaten! Der Spanier denkt ja zuallerletzt an das Emigriren aus dem Vaterlande."

Hastig leerte er sein Glas, dann fuhr er gelassener fort als früher: „Sie mögen dem Schiffer die Leitsterne sein, jedoch erst dann, wenn alle Segel zerrissen sind, und er endlich nach vergeblichem Kampfe mit den widerstrebenden Elementen nach einem schützenden Port auszusehen genöthigt sein wird." — Der stolze Spanier hatte an das letzte remedo, an Flucht aus dem ihm theuern Vaterlande noch nicht gedacht.

Nachdem wir auf diese Weise einige Flaschen vom besten Weine, der in meinem damaligen Standquartiere zu Hospi-

talette aufzutreiben gewesen war, auf das Wohl unsrer beiderseitigen Freunde, und auf das Heil aller derer, welche im langen Kampfe um Spaniens Freiheit gefochten, geleert, selbst in gebührender Pietät auch der im verzweifelten Kampfe gebliebenen spanischen und auswärtigen Helden gedacht hatten, verbrachten wir den Rest der Nacht im ernsten Gespräch über die muthmaßliche Zukunft. Endlich mahnte die im Osten sich zeigende Morgenröthe den Freund an den Aufbruch.

„Jetzt müssen wir scheiden" — rief er sichtlich bewegt, und umgürtete sich mit dem Säbel. „Streng verpönt ist ja vom Könige selbst das offene Handeln für Recht und Wahrheit. Die Tugend wird hinfüro nur im Verborgenen handeln können! Das Licht des Tages darf mich bei Euch nicht überraschen. Ich bin ohne Urlaub hergeritten, und das Edict des Monarchen, eines der allererſten welches er nach seiner Ankunft auf spanischem Boden erlassen hat, verbietet ja die Oeffentlichkeit der Freundschaft unter den Bundesgenossen. So glaubt Don Fernando also in seiner neuen vermeintlichen Allmacht, auch den Herzen gebieten zu können! Nein stolzer König, hier geht Deine Macht zu Ende. Du kannst uns alles nehmen, doch so wenig die Liebe als die Freundschaft, die sich ihre Tempel nur im innern Herzen erbauen. Den Werth der letzteren habe ich eigentlich erst durch Euch mein ehrlicher Deutscher so recht zu würdigen gelernt. Sie war mir fremd geblieben, bis ich Euch auf dem Monserrat unter den Männern fand, die auch

Euch so theuer geworden sind. Um die Jugend, die allerschönste unter den Gaben des Schöpfers, wird man hier zu Lande betrogen, wo man sich bis dahin nur in steifen Formen zu bewegen gewohnt ist. Was in meinem Herzen vorgeht, das möge Euch diese Thräne sagen; ich glaube fast es ist die erste die mir das Auge seit meiner Kindheit feuchtet. Doch die Worte fangen an mir zu fehlen, laßt uns jetzt scheiden. Seitdem ich Briten und Deutsche kennen lernte, fange ich an zu begreifen, woran es meinem Volke gebricht. Es ist die Redlichkeit und Treue, wodurch sich die nordischen Völkerschaften vor allen andern auszeichnen. Lebt wohl, gedenkt meiner! Eine trübe Ahndung sagt mir, daß wir uns auf dieser Welt nicht wiedersehen."

„Miguele, die Pferde!" — rief er auf den Vorplatz hinaus, wo unsre Diener an einem niedrigen Heerdfeuer Kastanien in Rothwein kochten, und sich im wunderlichsten Jargon, und wo dieser nicht ausreichte, durch Pantomimen von ihren Heldenthaten erzählten.

Während diese sich entfernten, um die Pferde aufzuzäumen, schritten wir Arm in Arm doch wortlos die Corridore auf und nieder. Dann kam mein Husar zu melden daß die Pferde unten warteten.

„Wohlan, trennen wir uns," sagte mein Freund und hüllte sich tiefer in seinen Reitermantel ein, um mir die Bewegung seiner Stimme zu verbergen.

„Der Himmel sei mit Euch, mein edler Camerad — grüßt mir die Freunde vom Monserrat," — mit diesen Worten drückte ich den spanischen Waffenbruder, der mir so theuer geworden war als mein leiblicher Bruder, an mein Herz. Ich gestehe es offen, dieses Scheiden that mir weher als das Gefühl mit dem ich einst den Boden der Heimath verließ unter der Aussicht ihn niemals wieder zu betreten.

„Ich gedenke Eurer bis zum Tode. — Gedenkt auch Ihr meiner in Liebe — vamos," entgegnete der Officier, dann schritt er festen Fußes aus dem Saale, ohne sich noch einmal umzusehen und ohne ein weiteres Wort zu sprechen. Als ich das Fenster öffnete um ihn noch mein letztes a Dios nachzurufen, sprengte er schon im Gallopp von dannen; noch einmal kam er auf der andern Seite des Springbrunnens zum Vorschein, dann bog er um die nächste Ecke und war meinen Blicken auf immer entschwunden.

Der edle Spanier aber war Don Rafael del Riego y Nunez, damals noch Capitain im Regimente Asturia, späterhin der bekannte Generalcapitain von Arragon, der als einer der edelsten Patrioten, sein ausschließlich dem Vaterlande geweihtes Leben am 7. Nov. 1823 zu Madrid auf dem Blutgerüst so schrecklich beschließen mußte.

Während des Krieges in Gefangenschaft gerathen, hatte er schon eine geraume Zeit vor der Rückkehr des Königs — nicht mit den letzten Gefangenen, wie es irrthümlich in man-

chen geſchichtlichen Werken behauptet wird — Gelegenheit gefunden, nach Spanien zurückzukehren. Er benutzte ſie, um in der Zeit, wo er noch keinem Regimente zugetheilt, bald als Volontair im Hauptquartiere des Generals Elio, bald im Stabe des Duque del Parque und andrer commandirenden Generäle verweilte, — bei welcher Gelegenheit ich ihn kennen lernte — die Stimmung ſowohl in den Provinzen als unter den verſchiedenen Heeresabtheilungen zu erforſchen und in Einklang mit den Hoffnungen der Junta zu Madrid zu erhalten, die ſelbſt während ſeines Aufenthalts in Frankreich mit ihm in ſteter Verbindung geblieben war. Riego verband mit vieler Bildung ein ſanftes ſehr einnehmendes Weſen, war von Figur ſchön, entſchloſſenen Charakters, und uneigennützig bis zu dem Grade, daß er den Sold, den er ſelbſt nur unregelmäßig und unzulänglich empfing, oft zur Hälfte zur beſſern Pflege der Bleſſirten und Kranken in den Hoſpitälern verwandte. Sein menſchenfreundliches Herz war nie einer Grauſamkeit fähig, und ſchon die edle Weiſe, mit welcher er Sorge für die Sicherheit des Königs auf der Reiſe nach Sevilla trug, die ihm von dem Monarchen noch in Cadix deshalb ertheilten Lobſprüche, die Ordensverleihung unter Verſicherung der höchſten Gnade, werfen ein eben ſo günſtiges Licht auf den Mann, der für die Erhaltung der ſo mühevoll errungenen Verfaſſung ſein Leben auf das Spiel ſetzte, als ſie auf der andern Seite die Schwäche ſowohl des irregeleiteten Königs als des Siegers vom Trocadero

Die Abtei Cong.

Irisches Gemälde.

Zur Beleuchtung des Jesuitismus in Großbritannien.

Schwerlich dürfte der in Irland Reisende schönere Gegenden sehen als in der Grafschaft Mayo. Vorzüglich war es ein Punkt, der mich während meines ersten Aufenthalts im britischen Schwesterlande dort fesselte, zu dem ich von weitern Ausflügen immer wieder zurückkehrte und an dem ich länger verweilte als an irgend einem andern Orte, obgleich Irland, leider immer noch zu wenig von Fremden besucht, der Schönheiten gar Viele im Schooße seiner durch starre Felsen abgeschlossenen Thäler verbirgt.

Es ist die Gegend, wo man hart auf der Grenze, zwischen Galway und Mayo, in der Nähe des verfallenden Dorfes Cong, die Ruinen einer alten Abtei erblickt, die sich mit ihrem verfallenen Thurme und ihren gothischen Giebeln wie ein Greis, der von Irlands bessern Tagen träumt, in dem schönen Strome widerspiegeln, dessen Wellen die Mauertrümmern wie flüssiges Silber umringeln.

Der große Ceallagh, ein Druidenmonument, das in vorchristlicher Zeit in jenen Gegenden eifrig verehrt wurde, eine

schöne alterthümliche Brücke; — ringsum sammtweiche grüne Matten, die mit weißen Felsblöcken übersäet, aus der Ferne gesehen, das Aussehen türkischer Grabmäler gewähren; rauschende Bäche, die aus unterirdischen Klüften hervorbrechen, um eben so schnell wieder in andere Höhlen zu verschwinden — bilden den Vordergrund des reizenden Landschaftgemäldes, während die tiefblauen Gewässer der beiden großen Landseen Lough Corrib und Mask mit ihren waldgrünen Inselgruppen, und die himmelanragenden Gebirge von Connemarra, Morisk und Mayo, welche hie und da, durch ihre wildzerklüfteten wolkenbedeckten Gipfel, einen Blick auf den atlantischen Ocean gestatten, den Hintergrund ausfüllen und das Ganze eines Bildes vollenden, das von wenigen andern im ganzen stolzen Britenreiche an Großartigkeit übertroffen wird.

Wir kamen eines Tages mit dem Regimente von dem Leichenbegängnisse eines braven Irländers, d. h. vom Galgen zurück, an den man den ehrlichen whiteboy, seines für grün Erin bewiesenen Feuereifers wegen, unter unserm Schutze, wie es in der letzten Zeit schon mehrmals der Fall gewesen, nach Urtheil und Recht aufgehängt hatte, — als ich zuerst die Bekanntschaft mit den malerischen Ruinen und den romantischen Umgebungen der Cong Abtei machte. Die von hohen Felsmassen eingeschlossenen Landseen, die prachtvollen Lufttinten, so wie der scharfe Verstand und die Gemüthlichkeit der, zerstreut an den Gestaden in einzelnen Weilern, wohnenden Menschen, machte

einen so tiefen Eindruck auf mein früher mehr noch als jetzt leicht erregbares Gemüth, daß ich es mir bei unserer Rückkehr in die nahe Garnisonstadt zum festen Vorsatz machte, jede freie Stunde zu einer Excursion in jene schönen Felsenthäler anzuwenden.

Wie sich von selbst versteht, war ich bald ein großer Angler geworden, und machte auf diese Weise die Bekanntschaft eines, von der gleichen Leidenschaft beseelten Mannes, des Betaghs *) von Cong. Dieser saß mir dann oft halbe Tage lang an den Buchten des blauen Lough Corrib zur Seite, und verkürzte mir gewöhnlich die Zeit dadurch, daß er mir bald romantisch klingende Sagen, wenn nicht sehr ernst klingende Wahrheiten, aus dem schönen Irland erzählte. Auf diese Weise erfuhr ich auch zuerst sehr fragmentarisch, — allmälig mehr im Zusammenhange, jedoch immer noch in einzelnen Bruchstücken von einem Mr. Cavendisch, der eine Zeit lang in Cong verweilte, um dort die von ihm zu einem historischen Romane gesammelten Stoffe zu ergänzen, das, was ich jetzt über die Schicksale der Abtei, über das Treiben der Jesuiten in Irland bis zur Neuzeit und über zwei der interessantesten Perioden aus dem Leben des berühmten Lord Arranmore, den sich die

*) Nach altirischem Gebrauch, erbliche Gastwirthe, denen das Privilegium nie genommen, die es aber auch ohne landesherrlichen Consenz nicht verkaufen können (Lehnsträger).

Jünger Loyalas zur Beute erkoren hatten, im Folgenden zu erzählen im Begriff bin.

Der Zufall wollte es, daß ich in spätern Jahren in Spanien mit einem Officiere der ehemaligen brigade irlandoise bekannt wurde, der ebenfalls ein Verbündeter dieſer united ſrishmen geweſen, und faſt zur ſelben Zeit als der edle Lord Irland zu verlaſſen genöthigt wurde. Von dieſem wackern Krieger, der ſpäterhin Adjutant des Generallieutenants O'Donnel (Grafen von Asbibal) wurde, war ich ſo glücklich, noch ſo viel von Lord Arranmore's ſpätern Schickſalen zu erfahren, daß ſie an die früher von mir geſammelten Fragmente angereiht, gerade ſo viel von einem Ganzen bilden, daß man nicht allein den Charakter und das politiſche Streben dieſes eigenthümlichen Mannes, ſondern auch die liebenswürdigen Bizzarrerien einiger andrer Irländer von Bedeutung, in ziemlich deutlichem Umriß daraus entnehmen kann.

Es ſind demnach Volksbilder, mitunter Blicke in das Leben der höhern Stände in Irland, vor allem Aufſchlüſſe über Jeſuitentreiben, die ich hier zu geben beabſichtige. Ich hoffe mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß die Sympathieen, die wir längſt mit dem ſo ſchwer mißhandelten Irland gefühlt haben, neuerdings wieder durch den iriſchen Bayard hinreichend angeregt ſind, als daß man nicht ab und dann gern etwas leſen ſollte, was uns von dorther zugeht. Iſt vielleicht mit dem Looſe von Irland das Geſchick noch manches Landes in

Europa verwebt, deſſen Bewohner, eines beſſern Schickſals würdig, jetzt in Sclavenketten ſeufzend, nur des Winks zum endlichen Erwachen aus lang anhaltendem Starrkrampf entgegenharren.

* * *

Schon in grauer Vorzeit hatte die Umgegend von Cong, ſowohl wegen ihrer natürlichen Reize, als wegen der hohen Fruchtbarkeit des Bodens, die Aufmerkſamkeit des Staats und der Kirche auf ſich gezogen. Bereits im 6. Jahrhundert ſchlugen die Könige von Connought ihr Hoflager dort auf. Hier war es wo St. Fechan, der geiſtliche Rath vom großen Donnald, dem Könige welcher ganz Irland beherrſchte, im folgenden Jahrhundert ſein prachtvolles, der heiligen Jungfrau geweihtes Mönchskloſter erbaute, welches ſich durch die reichen Dotationen, mit denen es von ſeinem königlichen Beichtkinde ausgeſtattet wurde, zu einer der ſchönſten und mächtigſten kirchlichen Anſtalten erhob, an denen ehemals die Inſel der Heiligen ſo reich war.

Die Mönche von Cong gelangten, gleich der Brüderſchaft des benachbarten Kloſters Headfort, dadurch zu großen Reichthümern, daß ſie einen lebhaften Handel zwiſchen dem Binnenlande und der Küſte betrieben, ſo wie ſie dadurch mächtig wurden, daß fortwährend einige Mitglieder der Königsfamilie in den Orden traten. Die Aebte, in der Regel Prinzen von Geblüt, nahmen ihren Platz in jenen rauhen Volksverſammlungen ein, in denen man bis an die Zähne gewappnet erſchien und

die für ganz andere Kämpfe eingerichtet waren, als diejenigen, welche die Namen der Mitgleieder der modernen Senatsversammlungen, auf die Liste zwar oft sehr hartnäckiger aber doch unblutiger Kämpfer bringen.

Reich begütert und mächtig durch seinen Einfluß auf jeden Zweig der Staatsverwaltung galt der Abt von Cong sprichwörtlich für den Inbegriff aller Macht und Herrlichkeit auf Erden; und die Erklärung, „nicht für den Abt von Cong, oder — nicht Abt werden zu wollen," galt für den Beweis, daß derjenige welcher sie aussprach, jeglicher Versuchung unzugänglich war.

Die spätern Zeiten entspringenden Ursachen konnten nie den Geist gänzlich vertilgen, welcher das Kloster ins Leben gerufen, und wenn auch die Abtei, eins der vollendetsten Meisterwerke kirchlicher Architectur in Irland, allmälig verfiel und die ungeheuern Dotationen an Länderei und Gefällen, die dazu bestimmt waren, ihre hundert Altäre und die geistlichen Herrn zu erhalten, zur Unterstützung andrer Orden verwendet wurden, die dem Gemeinwohl eben so nutzlos waren als derjenige, dem man seine Pfründen entzogen hatte, — so wurde die ursprüngliche Verbrüderung dennoch von einem Jahrhundert zum andern, in einem Theile der Ruinen, durch etliche Mitglieder aufrecht erhalten, deren ältestes stets von der umwohnenden katholischen Bevölkerung als „Abt von Cong" verehrt wurde.

Nachdem jedoch auch der letzte noch bewohnbare Theil

endlich in Trümmern zerfallen, wodurch die gegenwärtige so malerische Ruine erst vollkommen ausgebildet wurde, sahen sich der Abt und seine zwei Brüder eben so arm als demüthig und bereit jeden Schicksalswechsel mit gottergebener Resignation zu ertragen, zuletzt genöthigt, die alte Wohnung vollends den Eulen und Fledermäusen, die sich schon lange in den schönen altsächsischen Bogen angesiedelt und ohne gestört zu werden, die prachtvollen Zellen und Säle durchschwirrt hatten, zu überlassen.

Der auf diese Weise mit seinen Leidensgefährten ausgetriebene Abt, erregte, zurückgezogen in eine kleine Wohnung, die einer Höhle ähnlicher als einem regelrechten menschlichen Aufenthaltsorte, von den mitleidigen Dörflern, aus einzelnen Fragmenten der ehemaligen Pracht, für die Ausgewanderten hergestellt worden war, selbst in der Zeit, als das Gesetz mit schonungsloser Strenge gegen Klöster und Ordensverbindungen jeder Art verfuhr, niemals die Aufmerksamkeit der Behörden, so daß sie auch nie eine Verfolgung erlitten.

Allmälig nahm jedoch das Abthaus — wie die Hütte allgemein in der Umgegend genannt wurde — wieder eine bessere Gestalt an. Ein Schornstein, zwei Glasfenster und andre Zeichen der Behaglichkeit deuteten auf bessere innere Finanzverhältnisse, als Folge freiwilliger oder gezwungener Gaben, wodurch die Einnahme des Kirchspielpfarrers allerdings etwas beeinträchtigt wurde. Dennoch hatte der protestantische Rector von Cong, der sich eine sehr artige Wohnung aus ein-

zelnen der heidnischen Monumente, von denen man noch heute Ueberreste in der Nähe der Ruinen vorfindet, erbaut hatte, noch keine Ahndung davon, daß sich seine Kirche in Gefahr befinde.

Wieder war einige Zeit verflossen, als das Abthaus jedoch ganz plötzlich eine von der frühern so ganz verschiedene Gestalt erhielt, daß man fast an ein ähnliches Wunder hätte glauben mögen, als das war, wodurch einst die santu casa di Loretto in einer einzigen Nacht mit gediegenem Golde und köstlichen Steinen überkleidet wurde. Aus der armseligen Hütte entstand ein großes geschmackvolles Gebäude. Zwar schnell und daher nur leicht gebaut, gleichsam dazu bestimmt, noch lange von den Ruinen, denen es entsprossen war, überlebt zu werden, näherte es sich doch in seinem Aeußern der gothischen Form, wodurch es eben sowohl einen massiven als veralteten Anstrich erhielt. Zu der kleinen dicht daneben erbauten Capelle, hatte man der schönen Spitzbogenfenster aus der alten Abtei so viele entnommen, daß sie eher als eine Erweiterung oder als ein vollkommen proportionirter wohl erhaltener Theil der alten, als ein Neubau betrachtet werden konnte. Selbst das Altarblatt, eine wunderschöne Copie der heiligen Familie von Hannibal Carraci in Florenz, welches von den ländlichen Arbeitern, in ihrem Eifer bei dem frommen Werke behülflich zu sein, das Unterste nach Oben aufgehängt war, würde den staunenden Blick eines Kenners, wenn er eben damals das Dörfchen Cong besucht hätte, auf sich gezogen haben.

Dieſer Verſuch, das einſt ſo mächtige Kloſter zu ſeinem früheren Glanze zu erheben, wurde einem hohen ausländiſchen Geiſtlichen zugeſchreiben, der ſich auf ſeiner Durchreiſe nach Connemarra, eben ſo überraſcht von der Schönheit der Gegend, als bitter davon ergriffen fühlte, daß man die allerſchönſte kirchliche Ruine in ganz Irland ſo theilnahmlos vernachläſſigt hatte. Dem ſehr anſehnlichen Geſchenk, welches er damals der Brüderſchaft reichte, folgten ſchnell noch viel bedeutendere Gaben nach. Der Plan aber zu des Abts neuer Wohnung wurde einem ausgezeichneten Mitgliede der königlich iriſchen Academie zu Dublin, dem Baronet O'Brien, nachmaligen Lord Arranmore zugeſchrieben.

Obgleich alle dieſe Vorgänge allgemein bekannt waren, und ſich die Lage des geiſtlichen Etabliſſements mit jedem Tage auffallend verbeſſerte, ſo widerfuhr demſelben doch keinerlei Beläſtigung von Seiten der geſetzlich in Irland herrſchenden Kirche, bis einer der angrenzenden Gutsbeſitzer engliſcher Abkunft, Anſtoß daran nahm, daß ſich der Abt eines bis dahin vernachläſſigten Lachswehres bemächtigte, welches unter Heinrich VII. Regierung noch ſeinen Vorgängern gehörend die köſtlichen Fiſche direct vom Strom, lebendig in die Küchenbehälter des Kloſters führte. Jetzt wurde abermals die ganze ſchwere Artillerie der Rechtsgelehrten und Federfertigen gegen die arme Brüderſchaft in Bewegung geſetzt und der Orden wurde nochmals, ſo wie unter Heinrich VIII. Regierung, gänzlich zerſtreut.

Haus und Gärten jedoch, die letztern eben so umfangreich als schön, blieben erhalten. Sie wurden der Aufsicht eines betagten Ehepaares übergeben, während der vermeintliche Eigenthümer — wie es hieß — im Auslande lebte.

Erst geraume Zeit nachher wurde das große Gebäude wiederum von einigen respectabel und genteel aussehenden Herrn mittlern Alters bezogen. Ihr ruhiges niemand behinderndes Zusammenleben erregte weder Unruhe noch Verdacht. Man war geneigt sie für eine von den, wie früher, auch jetzt noch häufig in Irland vorkommenden Verbrüderungen zu halten, deren Mitglieder sich aus Weltüberdruß oder aus Liebe zur Einsamkeit, zur Ausübung religiöser Pflichten zusammengesellen.

Anfänglich nannte man diese namenlose und unverdächtige Brüderschaft „die geistlichen Herrn von Cong.“ In strenger Abgeschiedenheit lebend, waren sie nur durch die vielen Wohlthaten bekannt, die sie den Armen der Umgegend erzeigten. Barmherzigkeit war eine ihrer Haupttugenden, und in allen Wissenschaften wohl erfahren, war es besonders die Heilkunde in der sie excellirten, und sie bedienten sich dieser wohlthätigen Kenntniß, das arme Landvolk von den zahllosen Uebeln zu befreien, an denen es in Irland, rath- und hülflos wie in keinem andern Lande der Welt, noch fortwährend leidet. Die Arzneikasten der Herrn von Cong versahen den Ort und die Umgegend mit den Heilmitteln, welche erst in neuerer Zeit allgemein geworden, so sehr wohlthätig zu wirken anfangen.

Aus der Küche wurden Kraftsuppen und nahrhafte Speisen, wie ehemals aus dem Refectorium der Abtei, täglich an zahlreich sich deshalb versammelnde Sollicitanten verabreicht. Der Garten war fast zur Hälfte mit officinellen Kräutern zu Hausmitteln bei plötzlich ausbrechenden Krankheiten bepflanzt, und einer der Brüder, welcher als Wundarzt agirte, übertraf an Geschicklichkeit alle Gliedereinrenker und weise Frauen in der ganzen Nachbarschaft.

Aus dem Ackerstück, das anfangs nur das Futter für das Maulthier abwarf, welches den Marktwagen der Brüderschaft zur benachbarten Stadt zog, war allmälig ein Feld, und aus diesem ein artiges Gütchen entstanden, das vermöge des industriösen Betriebes, sowohl Bauern als Pächtern der Umgegend ein wohlthätiges Licht aufsteckte.

Die Kapelle wurde in Folge des außerordentlichen Rednertalents eines jungen Franciscaners, welcher sich der Brüderschaft von Cong angeschlossen hatte, bald zu klein für die sich in Schaaren sammelnden Zuhörer, so daß man sich genöthigt sah, das Dach abzunehmen und noch eine Emporkirche zunächst dem hohen Chore anzulegen.

Die Wohlhabenheit der stillen Congregation verschaffte derselben, gleichviel woher sie stammte, — die Achtung der Grundbesitzer in der Provinz; und die gefällige Umgangsweise der Einzelnen, so wie die Höflichkeit und hohe Bildung aller Mitglieder, setzte sie in Achtung bei der Nachbarschaft, wäh-

rend sie ihnen bei Jedermann Liebe erwarb, die durch gelegentliche, wenn gleich immer nur zufällige Hospitabilität, noch um ein Großes erhöht wurde.

Obgleich ihrerseits die Herrn nie Besuche machten, sahen sie doch gern Gesellschaft bei sich im Hause, und wenn sie selbst auch keine Einladungen annahmen, da sie niemals, weder außer dem Hause speisten noch übernachteten, so ließen sie dergleichen doch fortwährend an solche Herrn ergehen, die entweder von ihren Landsitzen in Tuam und Ballimrobe am Lough Corrib, oder von ihren Schlössern in Galway kommend, durch Cong passirten.

Ihre Gerichte, die zwar immer in gelbem irdenen Geschirr, auf grobem aber blendend weißem Tafelzeug servirt wurden, waren stets so auserlesen, daß sie nicht selten, selbst den Gaumen der renommirtesten Feinschmecker in Connought, überraschten. Matelottes d'Anguille, welche die etwas sumpfig schmeckenden Aale aus dem Lough Corrib in das unnennbar pikante der Küche von St. Cloud verwandelten; Barben à la maître d'hôtel, welche selbst die rothen Forellen aus dem Shannon und die weltberühmten Karpfen des Mask zu Schanden machten, und jene ausgezeichneten soupes maigres, in deren Genuß man sich so leicht über die Fasten in den katholischen Ländern hinwegsetzt, — waren Gerichte, welche die Brüderschaft in hohen Ruf brachten. Der Sage nach war ihr Koch einer der ausgezeichnetsten französischen Künstler, und die früher bei

ihren Tischgebräuchen wahrgenommene Strenge machte sich bei den von ihnen gegebenen Diners durchaus nicht bemerklich. So wenig die eifrigen Protestanten in Galway, als der strenge Oberhirt in Mayo, dachten ferner daran, Gentlemen zu verfolgen, deren Portwein und Claret von Kennern für den besten im Lande gehalten wurde. Das Credo der ehrwürdigen Amphytrionen blieb ja nicht in der Kehle der Herrn stecken, welche die edlen Weinsorten, die oft noch durch Wein vom Johannisberge vermehrt wurden, so behaglich hinunterschlürften. Selbst der protestantische Bischof des Sprengels äußerte den Wunsch, die Tafelprincipien einer Brüderschaft etwas näher in das Auge zu fassen, da schon ihr feines Backwerk ihnen vollkommen zur Entschuldigung ihrer Anhänglichkeit am Pabstthum hätte dienen können. Die Brüderschaft hatte nämlich dem hochwürdigen Herrn bei einer gewissen Rundreise des Erzbischofs, eine Perigordpastete insinuirt, die Sr. Eminenz — hätte das berühmte Buch damals schon existirt — sicherlich zu einer Parodie der Stelle im almanach des gourmands veranlaßt haben würde, wo es heißt: „ainsi cuit, on avait mangé le Pape!“

Bald wurde es bei jedem Diner von einiger Bedeutung Styl, die Gesundheit des Herrn Abtes von Cong zu trinken. Doch lehnte letzterer in seinem Hause jede Aufforderung dazu ab, mit der Bemerkung, daß es ungleich besser mit der christlichen Welt stehen würde, wenn es nie reichere und mächtigere Aebte gegeben als er und die kleine Brüderschaft, der er vor-

zustehen die Ehre habe, deren Mitglieder, gleich den ersten Eremiten der Kirche, weder durch Gelübde von der Welt getrennt gewesen, noch durch falschen Ehrgeiz zum Einmischen in weltliche Angelegenheiten veranlaßt, sich nur deshalb zurückgezogen hätten, um ein ungestörtes reines Leben zu führen, Gott über Alles, und die Menschen ohne Unterschied, als Brüder zu lieben.

Als der Abt zuerst des Namens der Brüderschaft erwähnte, antwortete er auf die wegen dessen Bedeutung an ihn gerichtete Frage, — daß es ein eigenthümlicher Cultus der katholischen Kirche sei, den man neuerlich in Italien, zu Ehren des geheiligten Herzens, welches je im reinsten Mitgefühl mit menschlichen Leiden geschlagen — eingeführt hätte.

Bei aller Zurückgezogenheit der religiösen Herren von Cong, und trotz ihres unscheinbaren Cultus, schienen sie jedoch fortwährend auch noch Aussichten dieseits des Himmels zu haben, so wie sie durch Bande und Interessen gefesselt zu sein schienen, die sich nicht ausschließlich in und um ihre so reizend gelegene Einsamkeit concentrirten.

Einer der Brüderschaft hatte die Oberaufsicht über einen weiten Strich Haid- und Bergländerei in Jar Connought erhalten, welches zugleich das fruchtbare Thal und die Ruine von Moycullen umfaßte. Da diese Ländereien auf dem See- oder Landwege nur eine kleine Tagereise vom Abthause entfernt war, so wurde es gleich einem Lieblingsgute mit besonderer Sorg-

falt gepflegt. Auch reiſten einzelne der Herren nicht unbemerkt in den letzten Jahren ab und zu, und in der kleinen Poſthalterei des Dorfes war täglich Nachfrage nach Briefen mit ausländiſchem Poſtſtempel, die ſchweres Porto koſteten, und die ſtets nur an den ehrwürdigen Vorſteher der Geſellſchaft gerichtet waren. Nicht geringes Aufſehen erregte auch die Ankunft eines ſchon ſehr bejahrten Geiſtlichen mit auffallend markirten Geſichtszügen, deſſen Aeußeres und ganze Haltung auf hohen Rang ſchließen ließen, weil er von zwei Damen begleitet erſchien, die man in den alten Gaſthof am Fuße der Brücke einlogirte. Das Wirthshaus wurde ſeit undenklichen Zeiten von den Betaghs gehalten, war jedoch nur ſelten beſucht, und man wunderte ſich daher um ſo mehr über die vornehmen Gäſte.

Der hohe geiſtliche Herr erhielt ſeine Wohnung in den Staatszimmern des Abtes, wo er von der Brüderſchaft mit einer Ehrfurcht empfangen wurde, wie ſie der Provincialbiſchof noch niemals für ſich in Anſpruch genommen hatte. Man hörte, daß die Damen ausländiſche Nonnen wären. Ihre Kleidung beſtand in der Tracht, wie ſie von denjenigen irländiſchen Damen getragen wurde, die nach Aufhebung der Klöſter in Frankreich Aufnahme und Schutz in den Klöſtern von Galway oder Tuam zu finden hofften.

Der Aufenthalt in Pat Betaghs Hauſe dauerte jedoch nur zwei Tage. Während der Zeit beſchäftigten ſich die fremden Damen entweder mit Zeichnen der Ruinen und der Höhlen von

Cong, oder mit Beziehen und Stimmen einer alten Harfe, die bereits zehn Jahre unbenutzt in einem Winkel des Gastzimmers gestanden hatte. Sie war als Pfand für eine größere Portion Whiskypunsch zurückgeblieben als die irische Muse hatte bezahlen können, und da Rory Cormack, der alte blinde Harfner, noch in derselben Nacht sein Leben in den Fluthen des Lough Corrib beendigte, hatte er das ihm so theure Instrument nicht wieder einlösen können. Es verursachte den musicalisch religiösen Damen durchaus keine Schwierigkeit, die alte Harfe käuflich zu erstehen, und als sie mit ihrem ehrwürdigen Begleiter abreisten, schifften sie sich mit dem alterthümlichen Instrumente, mit einer Mappe voll Landschaftsskizzen und mit einem der Herrn von Cong ein, der ihnen zum Begleiter dienen sollte.

Ein Jahr mochte etwa seit diesem wichtigen Ereigniß verstrichen sein, nachdem dasselbe mehr als einmal am Theetisch der Mstrs. Winkle, des evangelischen Rectors Gemahlin, einen reichhaltigen Stoff zur Unterhaltung geliefert hatte, als ein neuer Vorfall, der durch sämmtliche Dorfhunde angezeigt, in der Nähe des zum Abthause führenden gewölbten Thores stattfand, den Vettern und Basen in der Nachbarschaft neue Veranlassung gab, die Köpfe unter geheimnißvollem Flistern zusammenzustecken.

Es verbreitete sich nämlich das Gerücht, „es habe die vierspännige Kutsche, deren Ankunft, im Dorfe sowohl Men-

schen als Thiere, in Allarm gesetzt, einen Wahnsinnigen nebst dessen Wärter ausgesetzt, die man beide augenblicklich auf eine geheimnißvolle Weise im Hospitalzimmer des Abthauses untergebracht habe." Es wurde hinzugefügt, daß die zweite Person niemals das Zimmer verlassen hätte, bis man sie endlich in einem Zustande daraus habe entfernen müssen, welcher fast noch gefährlicher gewesen, als die Lage in der sich der von ihr bewachte Kranke befunden habe.

Ganz anders erzählte der Arzt von Tuam den Vorfall, nachdem man ihn zum Beistande des mit der medicinischen Pflege beauftragten Bruders herbeigerufen hatte. Mstrs. Winkle glaubte indessen nur so viel von diesem Bericht, als dadurch die einmal von ihr gehegte, dem Publikum bereits mitgetheilte Nachricht nicht weiter beeinträchtigt werden konnte. Der Arzt sagte aus, daß ein junger Herr, welcher in Gesellschaft seines Vaters die Provinz Connough bereist hätte, in einem elenden Dorfe von einem hitzigen Fieber überfallen worden, und daß der besorgte Vater, wegen Mangels ärztlicher Hülfe, weiter geeilt sei, um bei der bekannten Gastfreundschaft der Brüderschaft in Cong ein Obdach zu suchen, in der Hoffnung zugleich auch ärztlichen Beistand von denen zu erhalten, die schon so oft wunderähnliche Curen in der Gegend verrichtet hatten.

Der ältere Herr war Lord Arranmore und der bedaurungswürdige Fieberkranke, der ehrenwerthe Murrogh O'Brien, des erstern einziger Sohn. Die Krankheit hatte zwar einen hohen

Grad erreicht, indessen war sie noch keineswegs todesgefährlich zu nennen. Das Fieber hielt jedoch drei volle Wochen mit unnachlassender Heftigkeit an, und der Kranke befand sich während der Zeit in einem Zustande völliger Geistesabwesenheit. Als sich endlich mit Anfang der vierten Woche einige Besserung zeigte, erkrankte der unglückliche Vater, der sich fast in einem ähnlich aufgeregten Fieberzustande befand, als der welcher der Gegenstand seiner ängstlichen Besorgniß geworden war. Letztere wurde noch sichtbarlich durch Gewissensqualen so sehr vermehrt, daß er unfähig war, seine Hülfsleistungen am Krankenbette fortzusetzen.

Erst als er in den letzten Zügen lag, entdeckte der Arzt, daß der hohe Kranke einem der strengsten Büßerorden angehörte. Er trug nämlich alle Zeichen der rigorösesten Disciplin, ein härenes Hemd auf dem bloßen Körper, eine scharfe Geißel an einem Strickgürtel, und ein massives eisernes Kreuz hatte die Spuren seiner Schwere tief in seine Brust eingeprägt.

* * *

Es war am purpurglühenden Abend eines der wenigen schönen, in Irland oft nur nach langen Zwischenräumen wiederkehrenden, warmen Sommertage, als die Sonne, während sie zwischen goldene Wölkchen niedersank, mit ihren letzten Strahlen die lange Fensterreihe des Abthauses zu Cong beleuchtete. Ein einziger Gluthstrahl schoß durch die Vorhänge des Kran-

kenzimmers, die man zurückgeschlagen hatte, um der frischen Luft Eingang zu verstatten. Dieser einzige Strahl machte eine besondere Wirkung auf den Kopf eines Mannes, der auf den etwas erhöhten Polstern zu schlummern schien. Sein Kopf bleich wie pariſcher Marmor, mit dem Ausdruck eines tiefen in jedem Gesichtszuge zurückgebliebenen Schmerzes, glich dem Kopfe des Prometheus von Salvator Rosa. Mit ungestilltem Entzücken würde das Auge des Malers oder Bildhauers auf einem Gegenstande verweilt haben, der für beide Künste ein so edles Modell abgab. In diesem Moment verweilte nur das Auge einer barmherzigen Schwester, eines jener wohlthuenden, sanften Wesen, denen man, so wie in Irland, auch wohl anderswo begegnet, wo menschliches Elend den Beistand reiner Menschenliebe erheischt — auf dem schönen Bilde. Während sie im düstern Gewande ihres Ordens, mit einer Hand den Vorhang zurückhielt, vollendete ihre hohe Gestalt im dunkeln Schlagschatten dem glänzenden Lichtstrahle gegenüber, der den Kopf des Leidenden wie mit einer Glorie überhauchte, ein Gemälde, das für ganz andere Umgebungen geeignet zu sein schien, als für die, unter denen man die charakteristische Gruppe hier erblickte.

Ein in den Zügen des schlummernden Kranken kaum merkliches Zucken, brachte jetzt einen Wechsel in der Hauptfigur dieses lebenden Bildes hervor. Der Vorhang entglitt leise der Hand der dienenden Schwester, und indem sie mit geräuschlosen Schritten das Zimmer verließ, trat ein anderes weibli-

ches Weſen in daſſelbe ein. Es war eine kräftige, gemüthlich ausſehende Perſon mittlern Alters, in der Tracht einer Bäuerin von Galway. Aus ihren Geſichtszügen leuchtete die ganze Wichtigkeit der von ihr als Wärterin übernommenen Obliegenheit hervor. Sie trug auf einer Platte einen kühlenden Trank, den ſie im Begriff war auf einen Tiſch neben dem Krankenbette niederzuſetzen, als ein tiefer, trauervoller Klang, der von der Luft getragen, bald ſchwellend, bald hinſterbend, wie Aeolsharfentöne ihr Ohr berührte. Haſtig, doch geräuſchlos ließ ſich das Weib bei dieſen Lauten auf die Knie nieder, und lispelte Gebete unter fortwährenden Bekreuzigungen. Dann näherte ſie ſich dem noch offenen Fenſter, zog aber den Kopf, nachdem ſie eine Weile aufmerkſam gehorcht, vorſichtig zurück, warf einen ſchnellen Blick auf den Kranken, und eilte, ſichtbar von Neugierde getrieben, die Urſache der ſie ſo ergreifenden Töne zu erforſchen, aus dem Zimmer.

Als ſich die Töne gleich nachher wiederholten, klangen ſie zuerſt in gemeſſenen Intervallen, in tief melancholiſchen Weiſen, dann erſtarben ſie wieder, in den Seufzern eines hörbaren Schmerzes, bis ſie näher und näher kommend, augenſcheinlich das Bewußtſein des ſchlafenden Kranken erweckten. Indem ſie ſich anfänglich mit den ſüßen Träumen vermiſchten, die den erſten ruhigen Schlaf der zurückkehrenden Geſundheit zu begleiten pflegen, ſtanden ſie ganz im Einklange mit ſeinen eigenen ſanften und angenehmen Gefühlen. Er hielt die ſchmerzweichen

Töne für Engelgesang aus den höheren Sphären. Als aber das Bewußtsein kräftiger wurde, und das Selbstgefühl, zum erstenmale wieder seit langer Zeit zur besonnenen Vernunft erwachte, trafen die wilden und dennoch fast überirdisch klingenden Laute sein Ohr auf eine so eigenthümliche Weise, daß er eine Anstrengung machte, sowohl ihre als die Veranlassung seiner eigenen gegenwärtigen Lage zu erforschen. Der Versuch wurde ihm jedoch peinlich, und nur mühsam erhob er das Haupt, um es in gleiche Richtung mit dem Fenster zu bringen, durch welches die Klaglaute, auf den Schwingen der süßen balsamischen Luft, die seine brennenden Schläfen fächelte, hereinschwebten. Sein anfänglich noch umnebelter Blick wurde jedoch kräftiger, je nachdem das Licht allmälig in einen mildern Ton überging, und die Scene, auf der er jetzt verweilte, war ein ungleich schönerer Trost für Sterbende oder Kranke, als ihn je die heilige Brüderschaft des buen morir mit ihren Wachsfackeln und dem Meßglöckchen zu bringen vermochten. Am Himmel stand ein leuchtender Regenbogen, der ein Bild von Schönheit und Erhabenheit umspannte, das eigends dazu gemacht schien, die Allmacht und die Barmherzigkeit des Schöpfers in seiner größten Pracht darzustellen. Während die beiden Landseen, die Hügel, die Thäler, die entfernteren Felsen in reizender Verwirrung durcheinander schwammen, die entfernteren Gegenstände aber allmälig anfingen zu verschweben, und die volle Glorie der untergehenden Sonne das Ganze überstrahlte,

glich das große Ensemble etwa dem Abend des siebenten Tages, an dem der Schöpfer von der Arbeit ausruhend, fühlte, daß er Alles so gut gemacht habe.

Lange verweilte der Kranke mit sehnsuchtsvollen Blicken auf dem Schauspiele, welches ihm die Lage seiner Kissen vollkommen zu überschauen gestattete. Aber noch einmal erschütterte der traurige Klageruf seine schwachen Lebensgeister, die obgleich schon wieder empfänglich, doch für so neue ungewohnte Eindrücke noch viel zu schwach waren. Als er fortfuhr, horchend hinauszublicken, gewahrte er einen langen Zug Menschen, die feierlich ein altes Steinkreuz umschritten, das in geringer Entfernung vom Fenster aufgerichtet war. Das Klagegeschrei, welches sich eben wieder zum lautesten fortissimo schien steigern zu wollen, sank jedoch plötzlich zu einem gedämpften Murmeln herab, so daß man hätte glauben können, es geschähe in Folge einer dazu gegebenen Weisung, die Klagen um den Todten so weit zu mäßigen, daß ein Lebender dadurch nicht gestört würde. Bei dem immer mehr zurückkehrenden Bewußtsein des Kranken erinnerte sich dieser plötzlich an das Klagechor des caoine, oder an den Todtengesang, wie man ihn in der Provinz Connought anstimmt; so erkannte er endlich auch in der langsam feierlichen Procession um das alte Kreuz, den alten in Irland überall üblichen Brauch. Die Töne so wenig als der Leichenzug waren dazu geeignet, die Heiterkeit zu be-

fördern, welche sich in Folge der langsamen Wiedergenesung allmälig bei ihm eingestellt hatte.

Im Verlauf der langen wechselvollen Krankheit waren die kurzen Pausen zwischen den körperlichen Leiden von einzelnen lichten Augenblicken begleitet gewesen, so daß er die ihn umgebenden Gegenstände erkannte. Jetzt sah er sich nach den Gestalten um, die ihn damals umschwebend mit zarter Sorgfalt bemüht gewesen waren, sein schwaches Dasein zu erhalten, oder, die ihn, wie es nicht selten der Fall war, durch die unruhige Aengstlichkeit, seine Leiden nicht mildern zu können, so schwer beunruhigt hatten. Aber der bleiche, gespenstische Blick eines Mannes, dessen Besorgniß an Wahnsinn grenzte, der so oft hinter dem Verhange lauschend, seine Fieberangst beobachtet hatte, verweilte nicht ferner auf ihm; auch bemerkte er nicht mehr die ernst finstere Stirn, auf welcher nur theilnahmslose Seelenstärke gethront hatte, wenn sie sich von Zeit zu Zeit mit der Ergebung des fühllosen Alters auf sein Kissen niedergeneigt hatte; noch das schöne Phantom milder Barmherzigkeit, welches zuweilen an seinen starren Blicken vorübergleitend, seine wilde Phantasie noch mehr verwirrt hatte. Alle waren verschwunden und durch die Erscheinung der vorhin erwähnten gutmüthigen Person ersetzt, die, nachdem sie zurückgekehrt war, fortfuhr, die bei ihrer ersten Entfernung gesprochenen Gebete mit leiser Stimme zu murmeln. Es ist dies eine bei den Lei-

chenbegängniſſen der altiriſchen Stämme unveränderlich beobachtete Sitte, der jedermann ſo eifrig huldigt, daß auch die Krankenwärterin veranlaßt wurde, ſich auf Augenblicke dem Dienſt zu entziehen, für welchen man ſie gemiethet hatte.

„Für wen wurden unten die Todtengeſänge angeſtimmt?“ — fragte der Geneſende — faſt erſchrocken über den ungewohnten Zuſammenhang ſeiner eigenen Ideen und über den vollſtändigen Gebrauch ſeiner Stimme, die bis dahin gänzlich verſtummt war.

„O Munſchö“ — erwiederte das Weib, die man ſich erſt ganz kürzlich, wegen der nöthig gewordenen größeren Pflege des Kranken, in Dienſt zu nehmen veranlaßt geſehen hatte, — „o Munſchö“ — fuhr ſie fort — „gewiß, die Männer ſagen, es ſei der Häuptling des Clan Tieg von Arranmore, der zur ewigen Seligkeit und zum unvergänglichen Ruhm eingegangen iſt. Aber ſchade, der junge Pater Franciscaner hat den Klagweibern und den Todtenſängern, die doch die Erſten und Beſten in der Grafſchaft ſind, Einhalt geboten. Sie halten jetzt eben den letzten Umgang; die gelehrten Herrn ſchreiten mit dem Kreuze der Leiche voran, hinterher folgen alle Männer von Connemara, die aus den Bergen niedergeſtiegen ſind, um den Todten bis zum See hinabzugeleiten; und wahrlich, eine Staatsleiche iſt es, wie ſeit langer Zeit keine hier geweſen iſt. Ihrer Tauſend folgen dem ſchönen Zuge zu Fuß und zu Pferd' und“ — — —

Gestalten, wie wir sie hier schildern, sowohl die erste wie die letzte, gehören keinem andern an als dem ehrenwerthen Baronet Murrogh O'Brien, dem Sohne des kürzlich verstorbenen Lord Arranmore.

Während er in den letzten vier Tagen seiner Wiedergenesung, im belebenden Sonnenscheine die reinste Bergluft einathmete und seine Blicke über einen weiten Landstrich hinausschweifen, den man wegen seines romantischen Wechsels zu den schönsten in der Welt zählen konnte — in wohlthuendem Gefühl einer stillen Zurückgezogenheit, in der es ihm jedoch an angenehmer Gesellschaft so wenig als an Büchern fehlte, deren äußere Form schon hinreichend war den Geist zum Nachdenken anzuspornen, fühlte sich O'Brien wie neugeboren, und so kam es, daß sich seine klaren Gedanken, gleich in den ersten Tagen seiner Wiedergenesung, wieder mit dem ganzen genialen Aufschwunge einem Gegenstande zuwandten, der seinem Herzen, so wie in den Tagen der Gesundheit, auch während der Krankheit stets am nächsten geblieben war.

Schon während seines Aufenthalts auf der Universität zu Dublin hatte er an einer Schrift „irische Zustände" gearbeitet. Jetzt war er damit beschäftigt, das Werk zu vervollkommnen und für die Presse fertig zu machen. Die Broschüre war mit glänzender Beredtsamkeit und glühendem Enthusiasmus abgefaßt, und man konnte daraus ersehen, daß der Verfasser während seiner Arbeit fast mehr gefühlt als gedacht hatte. Sie enthielt eine

Menge satyrischer Gedanken und allgemeiner Bemerkungen, über gewisse schädliche Personen, die entweder im Geheimenrathe oder im Parliamente Sitz und Stimme hatten, und die bereits vom Volke zum öffentlichen Tadel ausersehen waren. Obgleich offen und vorurtheilsfrei abgefaßt, war sie dem furchtlosen Schriftsteller sichtlich gefahrbringend, der im edlen Jugendeifer nur bemüht, die öffentlichen Angelegenheiten durch feste Bürgschaften sicher zu stellen, die Resultate vor Augen hatte, ganz unbekümmert für seine Person, wenn er nur den Zweck erreichte.

Schon vom Krankenbette aus hatte O'Brien, sobald seine Hand wieder im Stande war eine Feder zu führen, an seinen Freund Lord Walther geschrieben, sowohl, um wegen seiner gänzlich unvorhergesehenen Abreise von Dublin, als wegen seines langen Schweigens Rechenschaft zu geben, als um sein, dem Bunde wohlgesinnter Patrioten gegebenes Wort zu erneuern, sich der Sendung, mit der man ihn beehrt, zu unterziehen, sobald es sein Gesundheitszustand nur einigermaßen gestattete. Er wurde umgehend durch eine eben so herzliche als wohlwollende Antwort überrascht, die sowohl das volle Vertrauen auf seine Ehre, als auf seinen fortdauernden Eifer für die gerechte Sache aussprach.

„Dieses Vertrauen — schrieb Lord Walther — vermochte selbst Ihre Hegyra, oder räthselhafte Flucht unter dem beschirmenden Flügel des Ignatius Loyola weder zu schwächen noch zu zerstören. Denn — setzte er hinzu — ich bin fest überr-

zeugt, daß Sie sich in diesem Augenblick unter der Pflege dieses Kriegsheiligen befinden, und daß die so freundlich zuvorkommende Brüderschaft, von der Sie in Ihrem Briefe reden, nichts anderes ist als eine neue Auflage jener einst so souverainen Herrn über den Geist und den Willen des Menschengeschlechts, die nur dem von jeher von den Menschen anerkannten Berufe Folge leisten, die Schwachen irre zu leiten und dann zu beherrschen."

O'Brien hatte bereits die Ueberzeugung erlangt von dem was Lord Walther nur scherzhaft andeutete. Indessen schien ihm diese Gewißheit für den Augenblick eher angenehm zu sein, als daß sie ihn beunruhigt hätte, und er war fest entschlossen, den bestmöglichsten Nutzen aus seiner seltsamen Lage zu ziehen.

Von dem Augenblicke an als er auf eine so räthselhafte Weise von seinem Vater aus Dublin war entführt worden, schon aufgeregt unter dem Einfluß aller möglichen ihm bestürmenden Gefühle durch die sich in seinem Innern entwickelnde Krankheit, war sein Geist, von der Zeit an, als er bald in einem fieberhaften Schlafe, bald in bewußtlosem Wachen den feuchten Nachtnebeln ausgesetzt gewesen, so schwach und verwirrt geblieben, daß es ihm schwer fiel, seine Gedanken zu ordnen, oder seine Neugierde zu befriedigen, die ihn fortwährend stachelte, etwas über seines Vaters letzte unglückliche Lebensperiode zu erfahren. Ein Phantom schwebte ihm jedoch fortwährend vor, die seltsame Maske, die verdächtige Vollstreckerin der

Wünsche seines Vaters. Was er indessen in Betreff derselben gefragt, welche Antwort ihm sein Vater während der fürchterlichen Nachtreise gegeben, — ob er überhaupt deshalb Fragen an Lord Arranmore gerichtet, und ob er genügende Auskunft als Erwiederung erhalten — war er unfähig selbst nach gänzlicher Wiederherstellung sich in das Gedächtniß zurückzurufen.

Die Gestalt der räthselhaften Person, die ihn während der letzten Augenblicke seines vollen Bewußtseins so sehr beschäftigt hatte, verfolgte ihn unablässig während seiner Krankheit. Er glaubte ihre Stimme in den verschiedensten Sprachen und in den manichfaltigsten Modulationen gehört zu haben. Zuweilen hatte er sie in der Gestalt einer hohen schönen irischen Dame seiner Bekanntschaft gesehen, dann hatte die schöne Betende an seinem Bett wieder die Gestalt einer soeur grise angenommen. Bald glaubte er sie in dem Gewande einer Krankenwärterin, bald in dem eines Priesters, sogar in dem Kleide des Superiors der Jesuiten erblickt zu haben. Die Bilder seiner Phantasie während der Krankheit waren indessen fortwährend so wild und verworren gewesen, daß er sich aus dem Wenigen, was ihm aus jenen Tagen und Nächten noch vorschwebte, nichts Zusammenhängendes zu erinnern vermochte.

Die Einzelnheiten, welche er früher, in ruhigen Tagen, von Lord Arranmores Schicksalen zu erfahren oder zu erfragen Gelegenheit hatte, stimmten so vollkommen mit der in vorhergehenden Zeiten erlangten Kenntniß eines Ordens, dem sein

um dort gefesselt wie Isaac, fortwährend zum Opfer für die Kirche bereit zu sein.

Die richtige Beurtheilungskraft des jungen O'Brien, der mit einem starken Geiste begabt den stärksten Widerwillen gegen den Jesuitismus fühlte, so wie er ihm durch seine jansenistischen Lehrer war eingeflößt worden, und das tiefe Gefühl, welches er für religiöse Reform hegte, das schon früh durch seine protestantische Mutter in ihm geweckt worden war, setzte ihn glücklicherweise in den Stand, allen Schlingen zu entgehen, welche ihm der Hang zur Intrigue und der Fanatismus seines Vaters gelegt hatte. Nachdem er einmal die Ueberzeugung gewonnen, daß er seine oft unterbrochene Erziehung, um jesuitischen Plänen zu dienen, in einem Jesuiten-Collegium zu vollenden, bestimmt sei, faßte er den kühnen Entschluß, sich durch die Flucht der gegen ihn angelegten Machinationen zu entziehen.

Das Schicksal, oder vielmehr seine nicht unbedeutenden Talente, führten ihn auf eine sehr wechselvolle aber nichts weniger als unehrenvolle Laufbahn. Erst nachdem er als Officier mehrere Feldzüge im östreichischen Dienst mitgemacht hatte, kehrte er nach Irland zurück, um mit anhaltendem Eifer zu Dublin seine Studien fortzusetzen.

Leider fand er seinen Vater noch immer unter dem Einfluß jenes schwarzen Fanatismus, der ihm in Italien zuerst durch die Jesuiten eingeflößt, durch ihre Agenten in Irland

später sorgfältig genährt wurde. Neuerdings gab er sich unverdrossen, wiewohl vergeblich, alle mögliche Mühe, den Sohn im Wege des Glaubens gegen die Regierung aufzuwiegeln, wobei er es nicht an Vorstellungen fehlen ließ, ihn einer Verbindung mit Ungläubigen und Ketzern, wie er die protestantischen oder reformirten Verbündeten, oder die Gesellschaft der „united Irishmen“ nannte — abwendig zu machen. Auch gab es noch andere Bande, welche Lord Arranmore und der Abbé O'Flaherty augenscheinlich sehr eifrig bemüht waren zu lösen. Diese Verbindung war von zarter Natur, und — wie O'Brien glaubte — jedem Andern als seinen eigenen Gedanken so gänzlich unbekannt, daß es ihm unbegreiflich war, wie schnell man auch dieses Verhältniß ausgekundschaftet, und in seinen Fortschritten mit gehässiger Eifersucht beobachtet hatte. Es schien ihm fast unmöglich, daß das, was ihm selbst fast noch ein Geheimniß war, durch zwei alte Männer sollte ausgekundschaftet sein, in deren Einem die Quellen der Leidenschaft schon in frühester Jugend vertrocknet waren, nachdem er sich durch ein Gelübde fesseln ließ, welches allen geselligen Banden Hohn sprach; während der Andre in seinem leichtgläubigen Wahne fortwährend in zeitliche und geistliche Kämpfe verwickelt, nur wenig Muße zu haben schien, einer Verbindung nachzuspüren, die bis jetzt noch zu Nichts geführt, ja die um diese Zeit vielleicht schon in bitterer Täuschung geendet hatte.

Sowohl sein kaum beginnendes Verhältniß zur reizenden

Gräfin St. Alban, als seine Stellung zu dem Bunde der „united Irishmen“ war offenbar durch die geheimnißvolle Maske, die er auf einem Balle sah, auf dem er sich mit der Gräfin befand, im Auftrage und in Uebereinstimmung mit den Plänen seiner jesuitischen Verwandten verrathen. Wer war sie? Augenscheinlich eine Ausländerin, oder doch eine Dame die längere Zeit im Auslande gelebt hatte, die ihn persönlich kannte, die ihn schon zweimal, einmal in Italien, dann in Irland aufgesucht hatte, und die ihn eben so schnell wieder verließ, als sie sich in phantastisches Geheimniß und leichte Ironie gehüllt, genähert hatte. War die Dame seinem Vater bekannt, so war das Geheimniß mit ihm gestorben; kannte sein Großoheim etwas Näheres über ihre Verhältnisse, so war das Geheimniß bei ihm so tief verwahrt, als in einem steinernen Sarge.

Denn obgleich der Abbé O'Brien mit ihm zusammenwohnte, und sichtbar der Obere der Brüderschaft war, der jeder seiner Blicke als unverbrüchliches Gesetz galt, so hatte derselbe doch nur wenig Umgang mit irgend einem ihrer Glieder, und er haßte jede andere Unterredung als die welche er, jedoch nur höchst selten, selbst veranlaßte. Der junge O'Brien hatte den alten, furchterregenden Mann nur einmal seit seiner Wiedergenesung gesehen, und selbst damals beschränkte sich dessen Besuch, auf wenige kalte Fragen nach dem Gesundheitszustande des Baronets und auf eine ceremonielle Beileids-

bezeugung wegen des Vaters Tode. Die Unterhaltung wurde bei dieser Gelegenheit in italienischer Sprache und im Beisein eines Ausländers geführt, der als des Obern Cämmerling fungirend zugleich Mitglied irgend eines Klosterordens zu sein schien.

Während O'Briens nie rastende Phantasie so, auf der einen Seite irregeleitet wurde, sah er auf der andern die Gegenstände deutlich und klar. Beim Lichte betrachtet waren seine Aussichten nicht weniger als glänzend, jedoch fühlte er die Kraft in sich, mit allen Schwierigkeiten muthig zu ringen und jedes Hinderniß heldenmüthig zu besiegen.

Von seinem Vater hatte er nichts als dessen Unglück und seinen alten Namen geerbt. Die Schulden waren, nach des Vaters Bericht, aus dem Fond bezahlt, der von dem merkwürdigen Jesuitenorden dazu bestimmt ist, allen denjenigen irdisches Ungemach abzunehmen, welche geneigt sind, in ihre Dienste überzutreten.

Lord Arranmores Hauptwissen bestand in einer gründlichen Kenntniß der altirischen Sprache und der Volksgebräuche. Weil er populär war, war er bei den untern Klassen beliebt. Beides war entschieden wichtig bei dem Verfolgen eines Systems, welches in seinem Entstehen darauf berechnet war, so viel als möglich zu erringen, bis es so durchgebildet war, daß man in dessen beharrlichem Verfolgen alles damit erreichen konnte was man verlangte.

Was die fast gänzliche Dürftigkeit betraf, in der er seinen Vater wiederfand — ein Zustand, der doch so sehr im Widerspruche mit dem Schutze stand, den ihm der Orden, dessen erste Weihen er bereits laut eigenem Geständniß empfangen hatte, angedeihen ließ — vernahm er halb lächelnd, halb mit Verdruß, daß Armuth eine der ihm auferlegten sechs geistigen Prüfungen gewesen, und daß man zugleich diesen Umstand habe benutzen wollen, die Gefühle des Sohnes rege zu machen, und den Anerbietungen, die Lord Arrannore denselben zu machen beauftragt war, desto mehr Gewicht zu geben.

Diese Offerten bestanden darin, daß O'Brien, dessen natürliche Ausstattung und geistige Kraft dem Orden von großem Nutzen zu werden versprach, ein Mitglied desselben werden, wofür ihm Macht und Reichthum ohne alle Verantwortlichkeit zu Theil werden sollte, mit der glänzenden Aussicht, späterhin in die hohe Sphäre einzutreten, die seit Jahrhunderten ausschließliches Eigenthum der directen Nachfolger des Ignatius gewesen, jenes erhabenen Rathgebers der Fürsten, Lenkers der Päpste, Beherrschers aller Könige und Völker auf Erden, — in der profanen aber so bezeichnenden Ordenssprache „Jesus locum Dei tenens in terra“ genannt.

Der Preis, welcher für eine so fabelhaft klingende, und dennoch einst in voller Bedeutung geltende Bestimmung gefordert wurde, war nicht etwa den Freuden, Gemächlichkeiten und Neigungen des Lebens zu entsagen. Nein, keineswegs! Man

verlangte nur den festen innern Willen, das heimliche, aber feierliche und unwiderrufliche Gelübde. — „für die Absichten, Interessen und Grundsätze des Ordens zu leben und zu sterben; seinen Beschlüssen jede Kraft, jede Tugend, jede bessere Ueberzeugung in blinder Ergebenheit zu opfern, und dadurch denselben Gehorsam zu beweisen, wie Abraham bei dem Opfer seines Sohnes."

Dieses gewiß große Gelübde, diese freiwillige Verbindung mit mächtigen geheimen Verhältnissen, verlangte jedoch weder klösterlichen Profeß, noch Abgeschiedenheit von der Welt. Es erheischte kein Gewand, dessen äußerer Schnitt und Farbe eine innere Abgeschiedenheit von den Weltverhältnissen andeutete, denen sich eben derjenige, welcher es abgelegt hatte, erst mit ganzer Seele hingab. Der Jesuit war im Feldlager wie am Hofe zu Hause, auf Universitäten wie in Congregationen, im Cabinet des Staatsmannes wie in der Zelle des Anachoreten. Man fand ihn unter den Akademikern der schönen Künste und Wissenschaften eben so an seinem Platze, wie in der Abgeschiedenheit der frères ignorantins. Er bewegte sich mit derselben Leichtigkeit im Boudoir schöner Frauen und in den Prachtsälen des vergnügungsluftigen Reichthums, als in den verhängnißvollen Schlnchten des Val ombrosa oder auf dem eisigen Gipfel des St. Gotthard. Jede Zone, jede Sphäre gilt dem gleich, der sich überall schnell da einen Wirkungskreis eröffnet, wo er auftritt.

Der eben so verlockende als schmeichelhafte Vorschlag hatte jedoch wenig Anziehungskraft für einen jungen Mann, dessen Brust durch Grundsätze und vorgefaßte Meinungen hinlänglich gegen solche glänzende Vorstellungen gestählt war. In einem späteren Alter, und unter andern Umgebungen, hätten sie vielleicht seinen Ehrgeiz aufgestachelt oder seine Leidenschaften aufgeregt, so, daß er sich ohne alle Bedingungen dem Orden hingegeben hätte, welcher damals noch die mächtigsten Staaten von Europa beherrschend, das Wohl und Wehe von Millionen influencirte, während er fortwährend bemüht war die fortschreitende Bildung zu hemmen.

Einen diesen Gegenstand betreffenden Satz in Lord Walthers Briefen beantwortete O'Brien folgendermaßen:

„Ihr Verdacht, daß man bemüht sei den Jesuitismus wieder herzustellen, ist vielmehr begründet, als Ihre Muthmaßung, daß ich seinem Systeme zugethan sei. Ich lebe höchst charmant, indessen vermag keiner der Brüderschaft dem Macbeth etwas anzuhaben. Ich wurde durch einen jansenistischen Lehrer unter besonderer Berufung auf den heiligen Augustin, den Schutzpatron aller Ketzer, erzogen. Schon lange vorher, ehe der eigene Verstand anfing seine Untersuchungen anzustellen, hatte ich aus den „vérités academiques“ des erzungläubigen D'Alembert, die mir von meinem theuren Onkel, dem Abbé O'Flaherty in die Hände gegeben wurden, meine Schlüsse gegen die Lehre des Loyola gezogen. Während der gute Mann

alle Encyclopädisten verabscheute, wie es Le Tellier selbst gethan haben würde, wenn er zu ihrer Zeit gelebt hätte, konnte er füglich den Vorurtheilen zu Gunsten seiner Lehrer entsagen, und so kam es, daß er mir, seinem Zöglinge, erlaubte, einen Blick in die Schriften des Hauptes einer Parthei zu thun, die er für unrettbar verloren hielt.

So dehnbar sind die Grundsätze der Menschen, wenn sie einmal in Conflict mit ihren Meinungen gerathen sind! Mein Abbé wurde allmälig der Pascal der neuren Zeit; und da ich gelegentlich als sein Secretair fungirend, zweimal seine bewunderungswürdigen Entgegnungen auf „le Jansenisme confondu“ — eine durch die Verhältnisse hervorgerufene Brochüre — die aus der geheimen Presse des unterdrückten Jesuitenordens hervorgegangen war, abschreiben mußte, trank ich das Gegengift ein, bevor noch Loyolas süßberauschende Gifttropfen in mein Ohr geträufelt wurden, wie es später durch den Eifer meines Großoheims und die elegante Beredtsamkeit seiner Bundesgenossen geschah.

Einige der letzteren sind jetzt meine sehr angenehmen Gesellschafter und liebenswürdigen Wirthe in der Abtei Cong. Erschrecken Sie nicht über die Erstaunen erregende Thatsache — ich habe allerdings Ursache zu glauben, daß ich mich, wie sie scherzhaft hingeworfen haben, in den Händen der Jesuiten befinde, und daß ich, buchstäblich, gegenwärtig der Bewohner eines ihrer neuen Prüfungshäuser bin. Es hat dies aber alles nichts

zu bedeuten, theurer Freund! Ich bin der Typus der Generation, gegen deren Freiheitsstreben sich die alten Schürren der Religion unter Ermuthigung des doppelzüngigen Papstes, heimlich bewaffnen.

Wie sehr es indessen dem Orden an früheren Tact gebricht, geht deutlich aus den Mitteln hervor, die sie zur Erreichung ihrer Zwecke anwenden. Sie stehen im gänzlichen Widerspruch mit den Bedürfnissen der Zeit, und nichts ist gewisser, als daß die Jesuiten verloren sind, wenn sie fortfahren, auf diese Weise zu manövriren.

Ein königlicher Büßer wie der französische Ludwig mochte sie pflegen; ein engherziger Pfaff, dem den Zufall auf den päpstlichen Stuhl geholfen, mag sich abmühen, sie neu zu beleben; mögen einzelne Fürsten und ihre Räthe es mit ihren Absichten übereinstimmend finden, die intrigirenden Herrn in ihren Schutz zu nehmen! — Es trägt nicht zur neuen Erhebung eines Ordens bei, dem sich die Macht der Verhältnisse, die große Macht, der sich Fürsten und Völker unterwerfen müssen, entgegengestemmt hat. Die große gewaltige Macht, deren einfache Werkzeuge, sowohl Wiclef als Calvin und Luther gewesen, vor welchen die Jesuiten nach allen Himmelsgegenden auseinanderstoben, die sich Ganganelles zur Vollstreckerin ihres Willens bediente — wird stark in sich selbst, den dunkeln Umtrieben entgegentreten, die einem andern Zeitalter und ei-

ner anders organisirten menschlichen Societät angehören als die jetzigen sind.

Als das Wissen und die öffentliche Meinung nur noch das Eigenthum einiger Wenigen waren, und die Masse des Volks noch in tiefer Unwissenheit und geistiger Unthätigkeit versunken lag, da konnte der Strom der Gedanken wohl durch Wenige aufgehalten, oder demselben eine bestimmte Richtung gegeben werden. In unsrer Zeit jedoch, wo die Welt in allgemeine Bewegung gerathen ist, und die Völker für eigene Interessen erwacht, scharf über ihre Angelegenheiten nachdenken, neutralisirt der Volksaufschwung und die Erziehung, welche sich die Völker unter einander geben, augenblicklich diejenige Lehrmethode, welche die Regierungen und die Hierarchie neuerdings in Anwendung bringen möchten, sobald die Resultate der beiden Partheien nicht im Einklange stehen

Jeder offene oder geheime desfallsige Bund der Regierungen muß scheitern, wo alle von demselben Interesse geleitet werden, heuchlerische Täuschungen zu entdecken; wo sich jederzeit Organe bereit finden, ihre desfallsigen Ansichten und Gedanken durch kräftige Worte auszusprechen. Um die Zeit, in der wir leben, beherrschen zu wollen, müssen Geister vom nobelsten Ehrgeiz belebt an die Spitze gestellt werden; und wer die öffentliche Meinung lenken will, der muß sie auf jede Weise zu befördern suchen! Volk und Presse sind unwiderstehlich, und sollte der Jesuitismus jemals wieder erneuert und ihre veral-

Einflusse ihrer Gebieter, der Jesuiten handelnd, erhielt sie durch Vermittelung ihres mächtigen Freundes, des Cardinals Rezzonico, die Erlaubniß vom Papste, eine ewige Messe „in honorem sacrosancti cordis Jesu“ zu begründen. Dabei erbat und erhielt sie Indulgenzen und Freiheiten für die Congregation, wie man sie nie zuvor in so ausgedehntem Maßstabe gekannt hatte.

Weil es damals bon ton war, hörte ich sie selbst einmal auf ihrem hohen Chore zu Rom singen. Ich muß gestehen, nie hat mich seitdem der Ton ihrer Stimme und der Eindruck ihrer Gesangmanier wieder verlassen. So sah ich sie ein andermal verschleiert und auf eine höchst pittoreske Weise, gleich einer Priesterin der Vorzeit in weite Gewänder gehüllt, das heilige Herz in einer Procession tragen, die zu Ehren des neuen Cultus veranstaltet war. Die unbeschreibliche Grazie ihrer Haltung, jede einzelne ihrer Bewegungen erinnerte an das Schönste was von Antiken im Vatikan aufbewahrt wird. Urtheilen Sie nun selbst, theurer Freund! über die mächtige Stütze, die durch ein so bezauberndes Wesen einer Sache zu Theil wird, die in ihrem Wesentlichen auf menschliche Schwäche, d. h. auf die Leidenschaften der Menschen basirt ist. Lächeln Sie nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht ganz sicher bin, ob die Emissairinnen der Jesuiten nicht auch hier auf ihrem Wege zu ähnlichen Aufträgen verweilen; ob nicht eine gewisse Schwester Bridget von den Barmherzigen, auch als Schwester Irene im

Convent de Jesu in Rom zu Hause ist. Ich bemerkte ganz zuverlässig jene weibliche Gestalt von sehr mysterieusem Wesen, kurz vor unserer Abreise aus Dublin, auf den einstürzenden Trümmern des alten O'Brienhauses. Sie wurde damals wunderbarer Weise auf Wegen gerettet, die mich vielleicht dereinst ihren Namen und Beruf entdecken lassen. Würde ich nun Ew. Lordschaft noch andere Erscheinungen nennen, die in göttlich schöner Gestalt meinen Weg in der letzten Zeit durchkreuzt haben, so würden sie die Erzählung wahrscheinlich für ein Nachbleibsel meines fieberhaften Deliriums halten und über die poetischen Visionen eines Nervenfieberkranken recht herzlich lachen. — Nehmen Sie indessen eine Warnung von mir an! Sollten Sie sich einmal wieder auf einen Maskenball in Dublin wagen, und von einem Wesen dort angeredet werden, leicht und flüchtig wie das Stäubchen im Sonnenstrahl, — sollten Sie in demselben die Genialität einer Sevigné mit der Philosophie einer Tencia vereint finden, — sollten Sie die Gestalt einer Sylvide mit dem zarten Fuße einer Fee entdecken, — sollten Sie wahrnehmen, daß Sie von diesem Wunderwesen, bis in die tiefsten Recesse der Seele durchschaut, und endlich von dieser fast überirdischen Erscheinung lächelnd mit einem Epigramm abgefertigt werden, dann — sage ich, fliehen Sie schnell das gefährliche weibliche Wesen, denn sicherlich ist es eine verkappte Jesuitin! —

Uebrigens bekenne ich, daß ich so etwas von einer Loyo-

lanatur in mir verspüre, und daß ich augenblicklich meine Waffen im Bücherſaale der geiſtlichen Herrn aufhängen würde, wenn ich keinen andern Beruf in mir ſpürte, als meine Jugend in form- und gehaltloſem Müſſiggange hinzubringen.

Die Geſellſchaft beſteht gegenwärtig aus einigen franzöſiſchen und italieniſchen Emigranten, von denen die Erſteren, vor dem verderblichen Lichte der Revolution, wie ſie es nennen, gewichen, und die Letzteren vor den Verfolgungen des aufgeklärten Herzogs von Toscana geflohen ſind. Der letztere hat bekanntlich mehrere Klöſter, weil ſie ſich als unter jeſuitiſchem Einfluſſe ſtehend, der Beförderung von Loyolas Syſtem verdächtig gemacht, eingezogen. So ſieht man hier auch einige engliſche und iriſche Herrn, Geiſtliche und Layen, die ſich muthmaßlich als ehemalige Kämpfer in dem aufgelöſten Heere des ſpaniſchen Heiligenhelden, vorläufig aus der Armee zurückgezogen haben. Sie ſcheinen bis zuletzt in den Stürmen aufrecht geſtanden zu haben, die der gewaltige Geiſt des Unglaubens gegen ſie heraufbeſchworen hat. Allen fern, mehr unter, als mit ihnen lebend, ſteht mein Großoheim, der Abt, abgeſondert von allen. Sein deſpotiſcher, düſterer und übermüthiger Charakter hat von ſeiner früheren Energie nichts übrig behalten, als, das, obgleich ohnmächtige Beſtreben, einen Orden wiederherzuſtellen, dem ſein ganzes, langes, ungewöhnliches Leben gewidmet war. Sein hieſiger Aufenthalt ſcheint nur zeitweilig zu ſein, während er die Tage mit ſeinen iſolirten Gewohnhei-

ten und dem Drange zu herrschen, in abgeschlossener Hoheit hinbringend, der übrigen Gesellschaft willig gestattet, in heiliger Muße, ganz nach dem Ritus von Boileau, zu leben.

Bis jetzt haben die Herrn noch nicht gewagt Proselyten zu machen, oder ihr Seminar zu eröffnen; obgleich sie ganz offen über ihre Mission, als einen Zweig der vollendeten Congregation von Stonyhurst, sprechen. Die letztere hat unlängst dem Könige und dem Parliament ihre Ergebenheit versichert. Sie wird in den höheren Regionen als eine eben so loyale als gottesfürchtige Gemeinde sehr geachtet, und man bedient sich derselben fast mehr noch als Gegenmittel gegen die revolutionäre Propoganda, als die eifrigsten Anhänger der protestantischen Parthei. Die Jesuiten werden ohne Ausnahme offenbar von derselben Regierung in Schutz genommen, welche sich die Unterdrückung der katholischen Religion zu einer Lebensfrage gemacht hat.

Der Contrast, in welchem diese Gesellschaft zu derjenigen steht, in welcher ich meine letzten Jahre verlebte, macht mir nicht wenig Vergnügen, und thut gerade in diesem Augenblick sowohl meinem Geiste als meiner Gesundheit wohl. Ihre Gewohnheiten sagen meinen gegenwärtigen Neigungen zu, so wie sie mich vor jedem Zwange der Anerkennung ihres gastlichen Bestrebens befreien.

Während sich die Herrn entweder einzeln in ihren Zellen aufhalten, oder ihren ökonomischen Beschäftigungen, einige auch

Fuße angebrachten Täfelchen steht, auf welchem die Worte zu lesen sind „sub hoc signo vinces.“

Das andere Gemälde zeigt die Belagerung des Forts und der Cathedrale von Cashel, durch denselben abtrünnigen O'Brien. Hier ist der Held dargestellt auf einem feurigen Schlachtrosse, mit gezücktem Schwerte, das vom Blute eines zu den Füßen des Pferdes niedergestreckten Bischofes geröthet ist. Das Gesicht, welches auf diesem Tableau keine Spur von der jugendlichen Ruhe beibehalten hat, die man auf dem ersten wahrnimmt, ist bis zur Unkenntlichkeit entstellt durch die Wuth der Leidenschaft Die schönen gothischen Fenster der Kirche sind von den Flammen erhellt, die aus dem Schiffe derselben hervorbrechen. Der Sage nach soll Lord Inchiquin selbst den ersten Brand in die Kirche geschleudert haben, in welcher damals zwanzig Priester den Tod fanden. Hoch über Rauch und Flammen, die über der majestätischen Kuppel zusammenschlagen, sieht man den Erzbischof von Cashel im vollen Ornate von der Glorie des erhabenen Märtyrerthumes umflossen. Er spricht den grausigen Fluch über die Nachkommen des kirchenschänderischen Mordbrenners aus, der nur allein durch den sühnenden Eifer eines spätern Sprößlings der Familie gelöst werden soll. — Das Bild führt die Unterschrift: „Die Belagerung von Cashel, durch O'Brien den Mordbrenner, der seinen Gott verläugnend und von seinem Könige abgefallen, im Jahre 1650 starb.“

Das Bild ist von einem Künstler gemalt, der im Dienst

der Congregation steht. Ich sah davon ein fac simile in kleinerem Maßstabe unter den Verzierungen einer alten im Besitze meines Vaters befindlichen Familienchronik, „das grüne Buch von St. Grellan“ genannt, welches später aus den Trümmern gerettet, jetzt vor mir auf dem Tische liegt.

Und nun mein lieber Lord, bin ich, obgleich ich Ihnen so Vieles über meine gegenwärtige Lage geschrieben habe, noch gänzlich außer Stande, etwas Gewisses über meine nächste Zukunft zu melden. Sie liegt, gleich der Aussicht aus meinen Fenstern, fern und unklar vor meinen Blicken. Die Oberfläche ist voller Unebenheiten; außer Felsen und Flüssen ziehen sich rauschende Bergwasser und schwammiger Boden durch sie hin; diese wollen bewältigt sein! Zur selben Zeit gewährt die Aussicht aber auch herrliche Lichtreflexe, strahlende Punkte, zu denen man vielleicht gelangen kann, noch ehe die Nacht des Jahrhunderts hinter den Hoffnungen des neuersprießenden Lebens hinabsinkt *). Auch kenne ich noch manche stille Thäler, in die ich mich zurückziehen kann, wenn mir hier Gefahr drohen sollte; selbst tief verborgene Felsenschluchten, in denen ich mich vorläufig verbergen kann, sollten die Verfolger noch länger gesonnen sein, ihre Krallen nach dem gehetzten Opfer auszustrecken — — — —

In den ersten Tagen nächster Woche werde ich mein rei-

*) Dieser Brief wurde im Jahre 1798 geschrieben.

mando befehligten, angeklagt war, erregte das größte Aufsehen in der Hauptstadt, wo damals schon die Schreckensregierung, welche der fürchterlichen Epoche der Revolution voranging, ihren Sitz aufgeschlagen, und bereits im hohen Grade den Unwillen des ganzen Königreichs erregt hatte.

Von der Zeit an, als er von seinem Rechtsbeistande besuchte wurde, der einzige Mann, dem Zutritt zu dem Gefangenen gestattet war, wurden die größten Vorbereitungen zu Lord Arranmores Vertheidigung getroffen. Curran und der berühmte Fletsher meldeten sich zu des Ersteren Assistenz, als endlich, in der zweiten Woche nach seiner Gefangennahme, der Tag zur Vernehmlassung anberaumt wurde. Nicht allein der geräumige Gerichtshof, sondern auch die Zugänge zum Saale waren bis zum Ersticken mit Zuschauern angefüllt. Ungeheure Volksmassen wälzten sich unter Mittheilung ihrer Ansichten und Sympathien durch die Straßen, nur widerwillig den Kutschen der Richter Platz machend, während sie zuvorkommend bemüht waren, den Weg für die Vertheidiger des Gefangenen offen zu erhalten. Innerhalb der großen Halle selbst drängten sich Männer vom höchsten Range, Räthe der Regierung und Parliamentsmitglieder von beiden Häusern, in ängstlicher Hast um schickliche Plätze zu erhalten.

Die leitenden Mitglieder der „united Irishmen“ hatten sich mit der Theilnahme und dem Muthe, welcher sie stets bei gesetzlichen Verfolgungen ihrer Mitbrüder auszeichnete, in der

Nähe des Hafens versammelt. Ueberzeugt von der Unschuld des Gefangenen, und nicht ohne Grund vermuthend, daß man von Seiten der Regierung, jeden, auch noch so entfernten Anschein, zum Nachtheil desselben benutzen und nur allzu bereit sein würde, die Gelegenheit zu ergreifen, Lord Arranmore, zum abschreckenden Beispiele für andere Patrioten, als ein Opfer der Gerechtigkeit fallen zu lassen — sahen sie um so mehr die Nothwendigkeit ein, eine feste Haltung anzunehmen, und kein Rettungsmittel unversucht zu lassen. Keine Rücksicht auf eigene Gefahr war im Stande, die muthigen Schaaren von dem Platze zu entfernen, wo mehrere Schiffe selbst kleinere Kriegsschiffe zu ihrer Disposition bereit lagen. Auf den Gallerien bemerkte man viele ausgezeichnete Damen, besonders Freundinnen der Gemahlin des Lord Statthalters, deren Protection bei einer früheren Gelegenheit, dem Gefangenen noch in frischem Andenken war.

So groß bisher der Tumult im Saale und das Wogen der Volksmenge in allen Corridors gewesen, so feierlich war plötzlich das jetzt erfolgende tiefe Schweigen. Nachdem die Zeugen eingeschworen waren und der Kronanwalt sich anschickte die Klage vorzulesen, entstand eine Pause. Man vernahm ein leises Flistern, während Aller Augen auf den noch leeren, für den Gefangenen bestimmten, Platz gerichtet waren. Man sah wie die Spannung sich steigerte, je länger dieses Zögern dauerte. Endlich raunte der Oberrichter einem der Beisitzer

einige Worte in das Ohr, worauf dieser den Sherif aufforderte, den Gefangenen hereinzuführen. Dieser entfernte sich in Folge des erhaltenen Befehls, kehrte jedoch bald darauf, athemlos, bleich, mit verstörten Mienen zurück, um, mit kaum vernehmlicher Stimme zu melden — daß der Gefangene entflohen sei.

Kaum hatte man in den vordern Reihen der Zuschauer die Kunde vernommen, als sich ein Murmeln erhob, welches bald in ein donnerndes Beifallsgeschrei überging, während man zur selbigen Zeit in den schönen Gesichtszügen der Damen etwas bemerkte, das fast dem Mißvergnügen gleich sah — eine Gelegenheit verloren zu haben, ihre Theilnahme an dem Schicksale des schönen Gefangenen, durch eine Thräne zarten Mitgefühls zu manifestiren.

Die sofort angestellten Untersuchungen gewährten kein anderes Resultat, als daß man, auf dem Fragment, einer, dem Fenster gegenüberliegenden Mauer, gewisse geheimnißvolle Charaktere gezeichnet fand, ein in Knoten geschürztes Seil, welches von der Umwallung des Kerkers herabhing, und schließlich den Abdruck eines riesigen Fußes am Fundamente der Mauer. Einige wollten auch am frühen Morgen einen kleinen Kutter bemerkt haben, der mit allen Segeln das Weite gesucht hatte.

Auf dem Tisch des Gefangenen fand man einen an die Richter addressirten Brief, in dem er sich sowohl gegen den Mord als gegen alle ihm zur Last gelegten politischen Ver-

Verbrechen feierlich verwahrte. Unter diese Cathegorie, meinte Lord Arranmore, könne weder das kürzlich von ihm erschienene Libell, noch seine Verbindung mit einigen der ausgezeichnetsten Männer des Vaterlandes gebracht werden, indem man dadurch nichts weiter als die Abstellung von Mißbräuchen bezweckt habe, welche schon Jahrhunderte gedauert hätten.

Ueber den zweiten Punkt variirten die Meinungen allerdings etwas, je nach dem Interesse der betheiligten Partheien. Von der ersten Anklage wurde er durch die Aussage von Zeugen frei gesprochen, die es gesehen, daß ein Mann, hinter einer vorspringenden Felsenwand verborgen, auf den fraglichen Officier geschossen habe, in dem Augenblick, als Lord Arranmore, der sich nur noch mit dem zerbrochenen Schaft seiner Jagdflinte vertheidigte, von den Dragonern ergriffen wurde.

Die Regierung vermochte damals nur schlecht ihren Aerger zu verhehlen, daß ihr ein Gefangener so mal a propos entschlüpft war, dessen Verurtheilung sie schon im Geiste, als das kräftigste Beschwörungsmittel gegen den überall gegen sie losbrechenden Sturm betrachtet hatte.

Auffallend war es, daß die, nur in geringer Entfernung von der Abtei Cong liegende Abtei Moycullen, die erst vor wenigen Jahren, vom vormaligen französischen Generallieutenant O'Flaherty als Fräuleinstift so reich dotirt worden war, plötzlich verlassen wurde und bald nachher in Trümmern fiel. Die schönen, den ersten Familien des Landes an-

gehörenden bisherigen Bewohnerinnen kehrten in den Schooß derselben, als in das schönste Heiligthum des Weibes zurück. Sie bewahrten jedoch fortwährend eine fast an göttliche Verehrung grenzende Bewunderung für die reizende, mit den glänzendsten Fähigkeiten hochbegabte Vorsteherin, unter deren Schutze sie, eine Zeitlang, so glücklich in ihrer herrlichen Abgeschiedenheit gelebt hatten. Man brachte ihre schnelle Abreise und eilige Entfernung aus Irland in unmittelbare Verbindung mit Lord Arranmores Flucht. Der Vermittelung der schönen Oberin schrieb man ausschließlich die sinnreichen Vorkehrungen zu, durch welche des Gefangenen Flucht bewerkstelligt wurde. Männliche und weibliche Verwandte des Lords in St. Grellan hatten die mit dessen Entweichung verknüpften Umstände dergestalt übertrieben, daß die erhitzte Einbildung der übrigen Bewohner die Erfüllung der alten Prophezeihung daraus wahrzunehmen glaubten, die Schicksale der uralten durch lange Feindschaft zerspaltenen Familien der Oberin und der O'Flaherty's sollten hinfüro unzertrennlich sein.

* * *

Die Schreckenszeit war in Frankreich vorüber. Ein geordneter Zustand der Dinge war eingetreten, während die liberale Parthei mit Zuversicht die Herstellung einer vernünftigen Freiheit, die Royalisten, die Rückkehr der Bourbonen erwarteten. Frankreich, welches im Jahre 1802 die größte Aehn-

lichkeit mit England während des Jahres 1660 hatte, sah in Napoleon Buonaparte einen andern Monk. Indeſſen vermied der Mann, auf den die ganze Macht der Revolution übergegangen war, derjenige, den man das Schickſal der Könige und den Pacificator von Europa nannte, ſorgfältig jede Gelegenheit, wodurch er jene Meinung hätte ſtören können, indem er ſich hüthete, irgend ein anderes Zeichen von Gewalt äußerlich zur Schau zu tragen, als eben dasjenige, welches dem Präſidenten eines Freiſtaates gebührte.

Eines Abends, als ſich der erſte Conſul in ſein Arbeitscabinet zurückgezogen hatte, während die Damen ſeiner Familie, im Salon, mit den Generalen Rapp, Beſſières, Lannes und Lebrün den Caffee einnahmen, machte Madame Murat den Vorſchlag, in das Theater zu gehen, um das große Oratorium von Haydn zu hören, welches damals die Loſung des Tages geworden war. Einſtimmig wurde der Vorſchlag angenommen, und Lannes, der des Conſuls Liebling war, wurde an dieſen abgeordnet, um ihn einzuladen, Theil an der Parthie zu nehmen. Buonaparte erklärte ſich ſogleich bereit dazu. Die Escorte wurde beordert, die Wagen fuhren vor, und Madame Buonaparte, die noch zögerte, während der brüske, aber tapfere Rapp beſchäftigt war, der ſchönen Frau den Shawl in der maleriſch orientaliſchen Weiſe umzulegen, wie er es in Egypten geſehen, wodurch der Kopf der lieblichen Creolin, wie aus einem Schleier halb verhüllt emporblickte, wurde von ihrer

Dame in gemeſſenem Tone. Nachdem die erſte, augenſcheinlich durch die plötzliche Erſcheinung des Lords entſtandene Ueberraſchung ſich gelegt hatte, heftete ſie einen feſten, etwas humoriſtiſchen Blick auf den Eindringling, indem ſie fortfuhr — „Wirklich, ich konnte mich Ihrer Perſon im erſten Augenblick nicht entſinnen. Sie ſind auffallend abgemagert, und bis zur Unkenntlichkeit braun geworden, Mylord?“

„Auch Sie, theure Freundin, haben ſich verändert, aber beim Jupiter, nur zu Ihrem Vortheil. Auf Ehre, Ihro Gnaden ſind tauſendmal ſchöner als je zuvor. Möge ich ſterben, wenn ich mir zu ſchmeicheln erlaube.“

„Ich hörte Sie wären todt, Lord Kilcolman“ — erwiederte die Dame, indem ſie gleichgültig in dem vor ihr liegenden Textbuche blätterte.

„Es war nie ein Grund vorhanden zu dieſem Gerücht, auf Ehre. Es mag wohl von meiner Reiſe nach dem todten Meere und von meiner Gefangennahme durch dieſe ſo glorreich ſiegenden Legionen herrühren, in deren Mitte wir uns jetzt befinden. Aber, reden wir nicht von mir, ſondern von Ihrem liebenswürdigen Selbſt; die Minuten ſind koſtbar; die Zeit eilt auf nie raſtenden Schwingen dahin. Bei allen Göttern! nie, ſeitdem ich Sie in dem kleinen Bücherſaale des Lordlieutenants verließ — o! es iſt ſeitdem ein ganzes Menſchenalter verfloſſen — habe ich mich ſo glücklich gefühlt als in dieſem Augenblick. Aber ſagen Sie mir Theure, was führt Sie nach

Paris? Wer iſt Fürſt Fürſtenberg, etwa jemand, der dieſe ſtolze Pracht ſein eigen nennt?"

„Er iſt der öſtreichiſche Geſandte." „Der öſtreichiſche Geſandte? Ja, ja, gewiß er iſts; ich erinnere mich ſeiner jetzt vollkommen wohl. Sie finden ſich alſo wahrſcheinlich mit Ihrer Tante, der Frau Gräfin Macknire hier, mit der Sie, wie ich hörte, nach Wien reiſten, um dort Ihren Aufenthalt zu nehmen, und ſie ſelbſt iſt jetzt wahrſcheinlich vom Miniſter der Miniſter."

„Nein," — verſetzte die Dame trocken — „ich ſelbſt befinde mich mit dem Miniſter hier."

„Selbſt mit dem Miniſter? Sie nehmen mir das Leben, — in welcher Eigenſchaft ſüße Angebete?"

„In der Eigenſchaft ſeiner Gemahlin."

„Himmliſche Mächte, und Sie ſelbſt können mir das ſagen, Sie, die mir" — — bei dieſen letzten Worten brach Sr. Lordſchaft in ein nervöſes Schluchzen aus.

„Nun mein Herr, was hätten Sie gewollt, das ich etwa anderes gethan haben möchte?" — ſagte die Dame, indem ſie die reizende Lippe im leichten Zorn etwas aufwarf — „doch nicht mein ganzes Leben hindurch Ihre Treuloſigkeit, Ihren Wortbruch beweinen, Mylord?"

„Treuloſigkeit, Wortbruch!" — ſtammelte der Pair — „Bei allen Mächten des Himmels, Lady Hamilton Sie thun mir Unrecht — durchlauchtige Prinzeſſin wollte ich ſagen. Sie

kannten ja meine so höchst unglückliche Lage. In Daly's Spielhaus den letzten Schilling verloren, meines letzten Grundstücks in Tipperary beraubt; von meinen Gläubigern bedroht und täglich von meiner Mutter gequält, jenes verhaßte Bündniß einzugehen, welches meine etwas sehr derangirten Affairen wieder en vogue bringen sollte; gedrängt von meinen politischen Freunden, wegen der Union die damals eben im Werke war — kurz — denken Sie selbst nur einmal einen Augenblick an das lockende Bild. — Dagegen die Nichte des Ministers des Auswärtigen mit 20,000 Livst. jährliche Revenuen, eine Anstellung bei einer Ambassade und lebenslängliche Pension. — Können Sie mir deshalb zürnen, theuerste Freundin?"

„Keineswegs mein Lieber, durchaus nicht" — lächelte die Fürstin in ihrer früheren sarcastischen Weise — „aber können Sie nun mich tadeln Mylord, wenn ich in meiner Verzweiflung einwilligte" —

„Ach Sie Zauberin," — seufzte der Lord schmachtend. —

„Eine Reichsfürstin zu werden" — fuhr die frühere Lady Hamilton in ihrer humoristischen Weise fort.

„Bei Gott und auf meine Ehre! und eine ächte Fürstin sind Sie, das muß Jeder zugestehen!"

„Aecht und unbezweifelt, so wie Sie ein ächter irischer Pair sind. Aber lassen Sie uns abbrechen Lord Kilcolman; jeder von uns hat seine Bestimmung erfüllt, und so — lassen Sie uns Friede machen, und fernerhin nicht in der Erinnerung

leben. Ich haſſe es an vergangene Dinge zu denken, und lebe nur froh in der Gegenwart. Laſſen Sie uns alſo nur davon reden. Zuerſt aber, erzählen Sie mir wie Sie hierhergekommen, ich entſinne mich deſſen nicht mehr."

„Nun Hoheit! Ich wurde auf einer Reiſe nach Jeruſalem — doch hatte ich glücklicherweiſe Salomons Tempel ſchon geſehen und die berühmten Datteln gekoſtet, die im Thale Jehoſaphat wachſen — auf einem Abſtecher zum Berge Libanon, als ich eben nach einem comfortablen Diner in meinem Zelte die dritte Flaſche zu entſiegeln im Begriff war, von einer mit den Franken befreundeten Araberhorde überfallen, gefangen und direct in das franzöſiſche Hauptquartier nach Cairo abgeführet."

Hier wurde der Erzähler durch ein vom Dirigenten des Orcheſters zum Anfange der Ouverture gegebenes Zeichen unterbrochen. Zur ſelben Zeit hörte man auf dem Corridor die Tritte von nahenden Perſonen.

„Der Fürſt wird gleich hier ſein," — ſagte die Dame. „Wir Leute der höheren Stände ſind gezwungen, der auf uns laſtenden Etikette zu huldigen; deshalb muß ich bitten Mylord, daß Sie jetzt meine Hand laſſen."

Ach Albina, ſüßes Weſen — ſeufzte Lord Kilcolman, mit einem flehenden Blicke — Albina aber hatte bereits das air de princesse wieder angenommen, während der iriſche Pair unter ſchwärmeriſchem Hinſtarren und iriſchen Seufzern in den Lehnſeſſel zurückſank.

Das rasche Oeffnen der Logenthür kündigte die Ankunft Sr. Durchlaucht des Fürsten von Fürstenberg an. Er war ein langer, magerer, schon etwas ältlicher Herr, im Gallakleide und mit allen möglichen Orden geschmückt. Er war in der Meinung nach Paris gekommen, zur Entscheidung über das Schicksal der Nationen etwas beitragen zu helfen. Um diese große Aufgabe zu lösen, hatte er sich mit allen möglichen altertümlichen Formen, mit der ganzen steifen Etikette des vorigen Jahrhunderts, und mit den Ueberbleibseln einer längst außer Cours gesetzten Diplomatik umgeben, ohne daran zu denken, wie wenig sie dem neuen Zustande der Dinge angemessen waren. Durchdrungen von dem Bewußtsein seiner hohen Wichtigkeit, wurde er von dem Manne, der damals den Geist der Zeit repräsentirte, und der in jeder Hinsicht ihr vollendetstes Abbild war, en grande ganache aufgenommen und ebenso behandelt wie sein kaiserlicher Herr und Meister.

Die Fürstin stellte den Grafen von Kilcolman, als englischen Pair, Kriegsgefangenen, alten Freund und ausgezeichneten Landsmann vor, und der Fürst empfing ihn mit allen Förmlichkeiten seines hohen Ranges, indem er als einleitende Höflichkeitsformel eine goldene Tabatiere offerirte, deren Deckel mit einem Miniaturgemälde geziert war, dessen unbedeutende Gesichtszüge nur durch den Glanz der dasselbe umgebenden Diamanten Relief erhielten.

Nachdem die Ceremonie der Vorstellung vorüber war, rich-

tete die Fürstin ihre ganze Aufmerksamkeit nicht auf die herrliche so eben ihren Anfang nehmende Musik, sondern auf das Innere des Hauses, besonders auf eine, nur durch zwei andere von der übrigen getrennte Seitenloge, der jetzt die Blicke des ganzen Publikums zuflogen. Der Vorhang dieser Loge war zur Seite gezogen und zwei Officiere in Generalsuniform traten ein. Der, welcher anscheinend der Jüngste von Beiden war, stellte sich dicht an die Brüstung, und indem er sein Opernglas richtete, schien er die zahlreiche Versammlung, die durch seine Ankunft in so große Aufregung versetzt war, mit der größten Ruhe zu mustern.

„Wer ist der junge General?“ — fragte die Fürstin — „ich meine den bleichen, geistreich blickenden Mann mit dem gescheitelten Haar?“

„Mein Gott!“ — sagte der Fürst — „es ist der Consul, General Buonaparte.“

Die Fürstin sowohl als Lord Kilcolman erhoben sich schnell und hefteten ihre Augen unbeweglich auf den Mann, auf den damals die Blicke von ganz Europa gerichtet waren. Sie waren der Loge des ersten Consuls so nahe, daß sie ihn deutlich mit seiner klaren, durchdringenden Stimme die Frage an einen so eben in die Loge eintretenden Officier richten hörte — „Und Josephine?“

Die gleich darauf erfolgende Ankunft von Madame Buonaparte war die Antwort auf die wie es schien mit inniger

Bewegung gethane Frage. Dann ſetzte der erſte Conſul kalt hinzu: „Ces coquins la, ont voulu me faire sauter. Rapp faites moi apporter l'imprimé de l'oratorio!“

Das Publikum brach in einen ſo allgemeinen Beifallsruf aus, daß der Conſul nur allein noch Intereſſe im Hauſe erregte. Die ſchöne Muſik von Haydn ging verloren, denn der oft wiederholte Freudenruf ſchien kein Ende nehmen zu wollen.

„Qu'est-ce que cela veut dire Monsieur de Vaudremont?“ fragte der Fürſt einen Herrn, der in dieſem Augenblick in ſichtlicher Bewegung mit bleichen und verſtörten Geſichtszügen in die Loge trat.

„Cela veut dire“ — erwiederte der Angeredete —, „daß das Publikum ſo eben die Nachricht vernommen, daß der erſte Conſul, auf dem Wege zur Oper, nahe daran war, durch das Auffliegen einer Höllenmaſchine in die Luft geſprengt zu werden, und daß die Polizei einmal von der Fährte gekommen, oder im Dienſt nachläſſig geweſen iſt.“

„Mein Gott, mein Gott!“ — rief der deutſche Fürſt — „iſts möglich, er ſelbſt, der Mann des Schickſals?“

„Eh mon Dieu oui“ — entgegnete der Exadelige — „on ne peut s'empecher de reconnoître dans ses destinées une providence, qui l'a marqué de loin pour l'accomplissement de ses vues.“

„Graf!“ — ſagte die Fürſtin mit leichter Ironie — „welch eifriger Bewunderer ſind Sie doch von Buonaparte ge-

worden, ſeit der Zeit, daß ich Sie in England als einen ſo warmen Anhänger der Bourbonen kennen lernte!"

„Eh, eh, eh, que Voulez Vous?" erwiederte der Page von Marie Antoinette, der nachherige Kammerherr von Marie Louiſe, der ſpätere Oberkammerherr von Carl X., ein Mann, der in ſeiner Perſon die eigenthümliche Claſſe des franzöſiſchen Adels repräſentirte, die in der Zeit der Noth zuerſt landflüchtig wurde und die ſpäter die erſte war, die die zu Gunſten der Emigranten erlaſſene Amneſtie benutzte.

Graf Vaudremont, das Idol der ariſtokratiſchen Cotterieen in London, wo er, als l'homme immobile de la monarchie, hoch gefeiert wurde, hatte eine unbedeutende Miſſion von Ludwig XVIII. an den Wiener Hof angenommen; aber anſtatt zu den beſcheidenen Whiſtpartieen der königlichen Familie nach Hartwell zurückzukehren, war er der Erſte, der, ſobald es ihm geglückt war, ſeinen Namen auf der Emigrantenliſte ſtreichen zu laſſen, nach Paris eilte, um bei der Familie Buonaparte in den ehemaligen Staatsgemächern der Bourbone zu antichambriren. Nach altgewohnter Hofſitte ganz dazu geeignet, Vieles über Nichts zu ſprechen, fade Witze unter tiefen Bücklingen zu machen, oder mediſirend zu verläumden, und auf dieſe Weiſe einer der bekannten Schwächen Napoleons zu fröhnen, wurde er der erſte Begründer jener geheimen Familienpolizei, die ſpäter ſo ſehr das Leben des Mannes, der ſich derſelben, vermeintlich zu höheren Zwecken bediente, ſo ſehr verbittert hat.

daß er sowohl den exgrandseigneur Talleyrand als den exmontagnard Fouché in seinem geheimen Conseil angestellt hat."

„Aber mein Gott wer ist er?" — fragte die Fürstin in einem fast heftigen Tone, während ihre Neugierde nur noch schmerzlicher auf die Folter gespannt wurde.

„Er ist einer der Helden aus dem italienischen Feldzuge, obgleich er, wie Sie bemerkt haben werden, nicht mit dem croix d'honneur geschmückt ist. Er steht in der That an der Spitze derjenigen Officiere, welche dem neuen Institute den heftigsten Widerstand entgegengestellt haben, und er hat neulich sogar die Unverschämtheit so weit getrieben, dem ersten Consul zu sagen, daß er dergleichen Auszeichnungen für nichts weiter als für Köder des Despotismus halte; worauf jener lächelnd erwiederte, eh bien Général, c'est avec des hochets, qu'on a toujours mené les hommes."

„Aber seinen Namen," — sagte die Fürstin — „erst seinen Namen, dann seine Biographie, wenn ich bitten darf! Also seinen Namen."

„General O'Brien, ein Irländer von Geburt. O ces Irlandois, nous en a vous, s'il en pleuvoit."

Die Fürstin, die selbst eine Irländerin war, zuckte sowohl bei dieser unzarten Aeußerung, als bei Nennung des Namens, unwillkührlich zusammen, und indem sie einige bedeutungsvolle Blicke mit Lord Kilcolman wechselte, dessen Opernglas bisher der Richtung des ihrigen gefolgt war, flisterte sie

dieſem in engliſcher Sprache, und „ich ahndete es faſt, der Held von Lady St. Alban. Er hat ſich etwas verändert, aber nichts weniger als zu ſeinem Nachtheil.“

„Beim Jupiter! ich glaube es jetzt faſt ſelbſt“ — entgegnete der Lord. „Aber es iſt doch auch wiederum unmöglich, rein unmöglich“ — ſetzte er gleich darauf hinzu. „Der junge Mann, der eben erſt anfing durch ſeine politiſche Stellung in Irland bekannt zu werden, der ſollte bei des kleinen Bonys ſo viel bewundertem Scharfſinn, General ſein in franzöſiſchen Dienſten? Bah, das iſt rein unmöglich.“

„Und dennoch iſt es wahr,“ — fuhr die Fürſtin in engliſcher Sprache fort — „es iſt nicht ſo leicht, ihn mit einem Andern zu verwechſeln.“

„Noch ihn zu vergeſſen“ — ſagte der Lord etwas pikirt

„Ces Irlandois se fourrent partout“ — erzählte Herr von Vaudremont weiter — „da haben wir z. B. die Generäle Clarke, Lawleß, Harty, Kilmaine und noch viele Andre.“

„Wenn ſie zu Hauſe blieben, riskirten ſie ſämmtlich, eben ſo wie diejenigen, welche nach Spanien auswanderten, gehängt zu werden.“

„Plait-il?“ — fragte der Exgraf.

„O, ganz und gar nichts,“ — hauchte die Fürſtin lächelnd — „Mylord beliebte nur zu bemerken, daß alle dieſe Herrn nach Verdienſt würden erhöht worden ſein, wenn ſie in der Heimath geblieben wären.“

„Eh, sans doute, ce sont des braves gens. Z. B. General Clarke, der vom simplen Lieutenant — — —“

„Nichts vom General Clarke, mon cher; erzählen Sie uns vom General O'Brien“ — fiel ihm die Fürstin ungeduldig in die Rede.

„Et voilà les femmes, qu'un homme soit beau“ — bemerkte jetzt der Fürst seinerseits etwas frostig.

„Eh bien“ — unterbrach in die Fürstin, indem sie sich lächelnd von ihrem Gemahl zum Grafen wandte.

„Nun Madame, der irländische General ist der vollkommene Held eines Romans. In Irland war er kaum dem Galgen entgangen, — wie mir einige seiner Landsleute erzählten — denn diese Herrn haben immer einen coup de patte für einander in Bereitschaft. Mais c'est égal. Durch einen Sturm an unsre Küsten geworfen, nachdem er aus seinem Vaterlande auf einem winzigen Kutter entflohen war, wurde er als Spion aufgegriffen und nach Paris gebracht. Hier vermochte er nicht genügende Auskunft über seine Person zu geben, und überdieß wurde ein Brief des Prinzen de Ligne bei ihm gefunden, der als Aristocrat, bei aller seiner Gelehrsamkeit hier gar sehr verrufen ist. Das waren Gründe genug, ihn zu einem Bewohner der Conciergerie zu machen. Er wurde nach kurzem summarischen Proceß, wie es damals üblich, verurtheilt, und der nächste Morgen war dazu bestimmt, ihm einen Geschmack von unsrer Guillotine zu geben. Glücklicherweise für ihn war je-

ner Morgen der 9. Thermidor, an welchem Tage die Gegenrevolution erfolgte, die mit Robespierres Tode beendigt wurde."

„Viele Wochen dachte niemand an die übriggebliebenen Gefangenen, bis eine Schwester vom milden Orden der Barmherzigen, welche selbst dann noch fortbestanden, als die Religion bereits aufgehört hatte zu existiren, es übernahm, sich nach den Schlachtopfern umzusehen, welche das Ungeheuer Robespierre noch in zahllosen Kerkern zurückgelassen hatte. — So erlangte unser vielbesprochener General nicht allein die Freiheit, sondern entdeckte auch bald darauf, in dem gegenwärtigen alten Bischof von Amiens, den berühmten Abbé O'Flaherty, der einen so großen Einfluß auf den Convent ausübte — einen alten Freund und nahen Verwandten seiner Familie. Man kann nicht leugnen, daß Monsieur O'Brien nicht ohne Geist ist, und daß er als populärer Schriftsteller ein vorzügliches Talent besitzt. Er erhielt deshalb sogleich eine Anstellung, wurde nach einander das Orakel von Cambaceres, Boissy d'Anglas, Carnot und anderer Männer, die sich heutigen Tages constitutionelle Liberale nennen. Aber diese Herrlichkeit dauerte nur kurze Zeit. Die royalistische Reaction brach aus und erhielt die Oberhand. Da ließ sich der räthselhafte Mensch beikommen zu insurgiren, und entging nur mit genauer Noth der Deportation oder noch etwas Schlimmern."

Nachdem O'Brien eingesehen hatte, daß die bestandenen Einrichtungen nur provisorische waren, daß auf Erden über-

haupt nichts Bestand hat als der Krieg, so vertauschte der moderne Alcibiades seinen Senatssitz mit dem Schlachtfelde, und hier stand er zum erstenmale auf seinem rechten Platze. Die Armee war sein Beruf. Er lebte fortan nur unter dem Zeltdache oder unter Gottes freiem Himmel, und zeichnete sich dermaßen in jedem Feldzuge aus, daß er vom einfachen Freiwilligen, Generallieutenant der Republik geworden ist, wie Sie ihn hier sehen."

„Jetzt wagt er neuerdings wieder Alles, indem er sich jedem Versuche des ersten Consuls widersetzt, die gesellige Ordnung nach altem Facon wiederherzustellen. General — sagte dieser, unmittelbar nach der bei Gelegenheit der Inauguration des Concordats in Notre Dame stattfindenden Ceremonie — wie hat Ihnen die Feier gefallen?"

„Und was glauben Sie wohl Fürstin, war die Erwiederung jenes heißblutigen Irländers? — Il n'y manquoit qu'une million d'hommes, qui ont été tué pour detruire ce, que Vous rétablissés. Und doch steht dieser Mann im höchsten Ruf wegen seiner Talente, und geht mit Cabanis und allen unsren Philosophen um. Ah que les gens d'esprit sont bêtes!"

Die Fürstin sowohl als der Pair hatten ihre Augen von dem Gegenstande ihrer Erzählung nur abgewendet, um bedeutungsvolle Blicke mit einander zu wechseln. Sie hatten gleich bei dem ersten Nennen des Namens den unglücklichen Lord Ar-

rauwore in dem französischen General wiedererkannt. Obgleich sein erster Jugendglanz etwas verblichen war, so entdeckten sie doch in den feinen, etwas düstern Gesichtszügen jene hohe eigenthümliche Schönheit, das Kennzeichen einer feurigen energischen Seele, welche zuerst die Aufmerksamkeit der schönen Gräfin St. Alban bei Gelegenheit der Revue im Phönixpark, wo er die Freiwilligen befehligte, in so hohem Grade erregt hatte, daß sie von dem Augenblicke seine erste und ausdauernde Beschützerin wurde.

Der düstere Schatten auf seiner Stirn, welcher dort, mit seltenen Ausnahmen, stereotyp zu thronen schien, verschwand jedoch wie leichtes Gewölk vor der Morgensonne, als er einer schönen Dame die Hand reichte, die im diesem Augenblick, am Arm eines Herrn in Civilkleidern, in die Loge eintrat.

„Bei Gott! ein himmlisch schönes Weib" — rief Lord Kilcolman — „welch ein pittoresker Anzug; sie gleicht der Sonnenpriesterin in der neuen Oper."

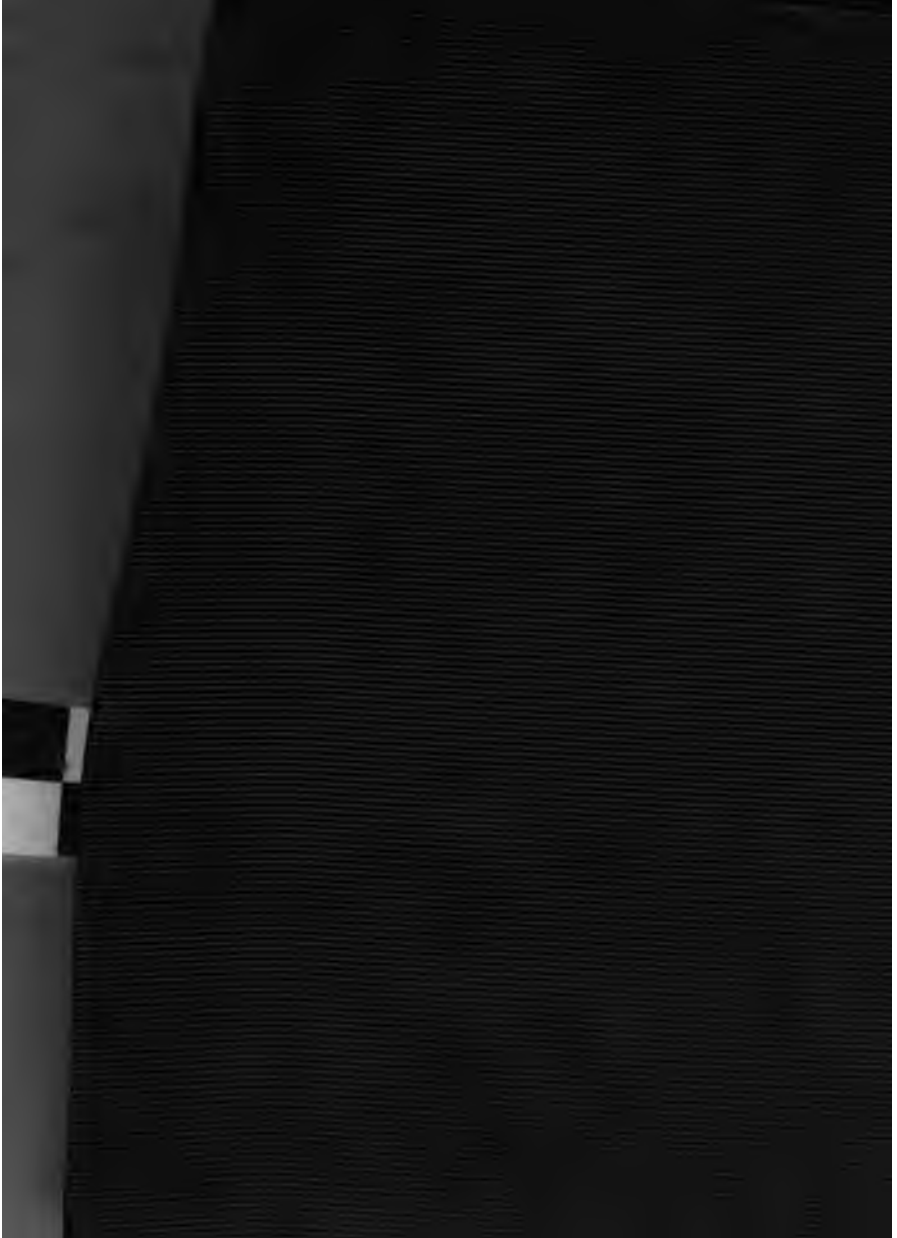
„Ah voilà, la fin du roman!" — sagte der Graf, indem er aus einer prachtvollen Tabatiere eine Prise nahm. — „Madame Buonaparte wird der gute Stern, die Sonne meines Herrn genannt; jene Dame dort ist der böse Stern des Generals. Sie ist's, die ihn leitet, die Veranlassung seiner immerwährenden Opposition gegen den Consul."

„Ach, haben Sie die Gefälligkeit uns das näher zu erzählen" — rief die Fürstin, indem sie wieder mit neuem In-

zu ahnden anfingen, rief der irische Pair, geblendet von dem ihm umgebenden Lichtstrome, lange vergebens nach seinem Wagen. Die umstehende Menge, die sich wiederum sorglos wie ehedem der heitersten Laune hingab, ergötzte sich nicht wenig an den calembourgs und den kauderwelschen Flüchen des vicomte anglais, indessen waren auch schnell ein Dutzend gutmüthiger flaneurs bemüht, die Verlegenheit des fremden Herrn abzuhelfen.

Zehn Minuten später hatte Lord Kilcolman sein hôtel garni erreicht, wo er, mit Hülfe seines neuen französischen Kammerdieners, nichts eiligeres zu thun hatte, als die seit der Gefangenschaft noch nicht völlig wieder arrangirte Garderobe nach einem Anzuge zu durchmustern, der zugleich der hohen Stellung des Formen liebenden östreichischen Gesandten genügend die ganze Grandezza eines Pairs von Irland zur Schau zu stellen vermochte.

So weit die Erzählung des irischen Officiers über Lord Arranmores Schicksale, die er aus Lord Kilcolmans eigenem Munde vernommen hatte. —

Der Leser aber wird nicht ermangeln seine Betrachtungen anzustellen, wenn er neuerdings aus diesen Fragmenten, — um nicht zu sagen, die von den Jesuiten gehandhabte Weltleitung — doch ihre unmittelbare Einmischung in dieselbe, ohne Unterbrechung, bis auf unsre Tage wahrnimmt. So wie sie damals in Frankreich auf jede Weise bemüht waren, die liberale

Parthei gegen Napoleon zu conſtituiren, ſo waren ſie zur ſelbigen Zeit in England die feſteſte Stütze der Ariſtocratie. Wem es noch zweifelhaft iſt, welchen Einfluß ſie nach dem Frieden auf die europäiſchen Angelegenheiten ausübten, der wolle ſich der Parthei erinnern, welche die Königin von Portugal vermochte, Don Miguel zum Verrath und Aufruhr an ſeinen kaiſerlichen Bruder, Don Pedro, anzuſpornen; an die zweideutige Stellung der Prinzen von Carignan während der piemonteſiſchen Revolution; und des doppelt, an der die Aufklärung befördernden liberalen Parthei in Neapel, ſo wie des hunderfältig an Spanien begangenen Treubruchs. Wer aber dergleichen Machinationen in Carlsbader- und Töplitzer-Beſchlüſſen, oder in Verona-, Achen-, Laybacher-Conferenzen entdecken wollte, dürfte in ſofern zu voreilig handeln, als jene Ereigniſſe zwar hie und da als ſehr nachtheilig auf den Bildungsprogreß des Zeitalters einwirkend erkannt, jedoch keineswegs für jeſuitiſches Machwerk gehalten werden konnten, wofür Einzelne irrthümlicherweiſe auch ſchon den Urſprung der heiligen Alliance eine Zeitlang zu halten geneigt waren.